



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

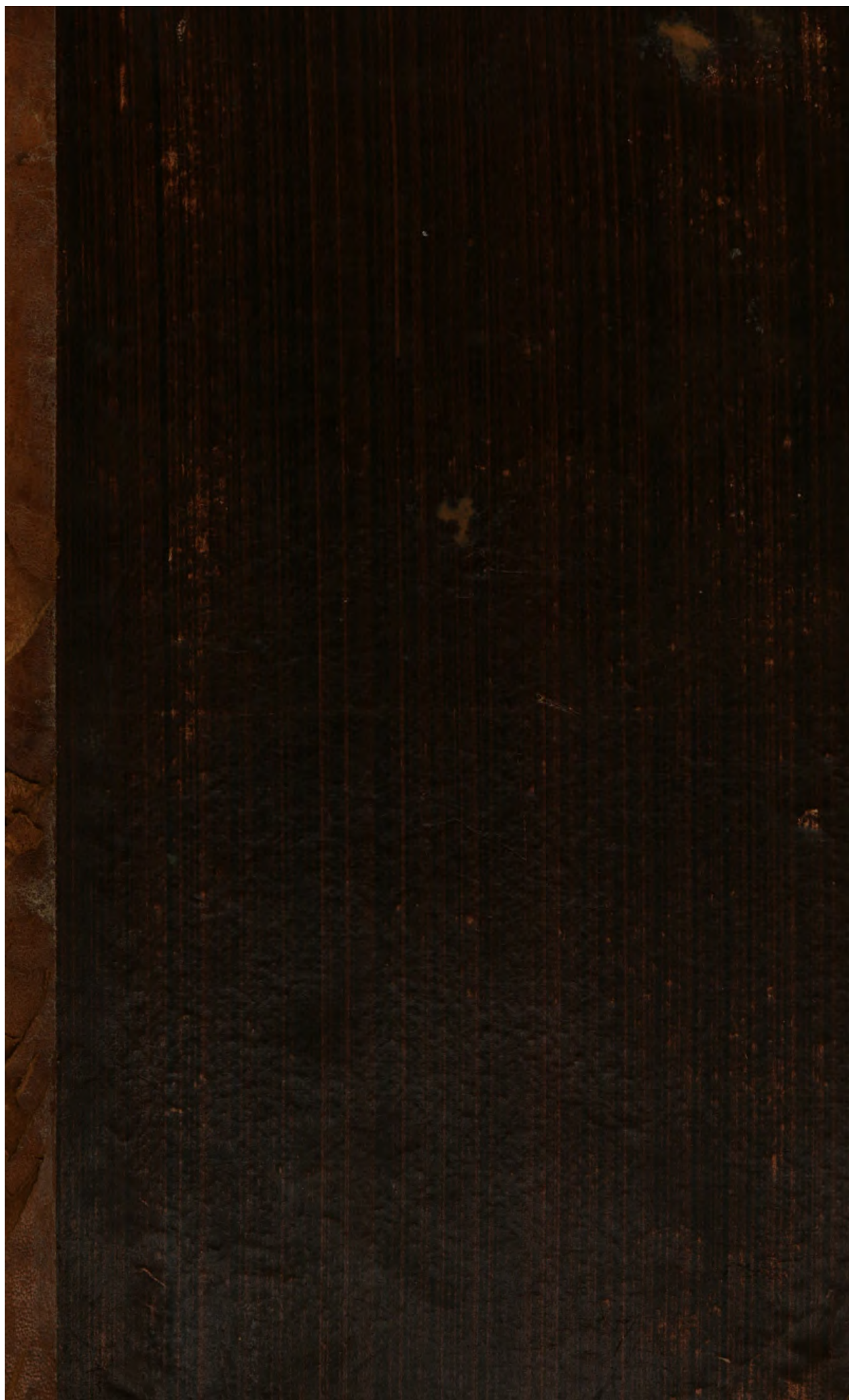
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

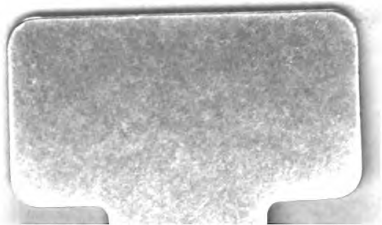


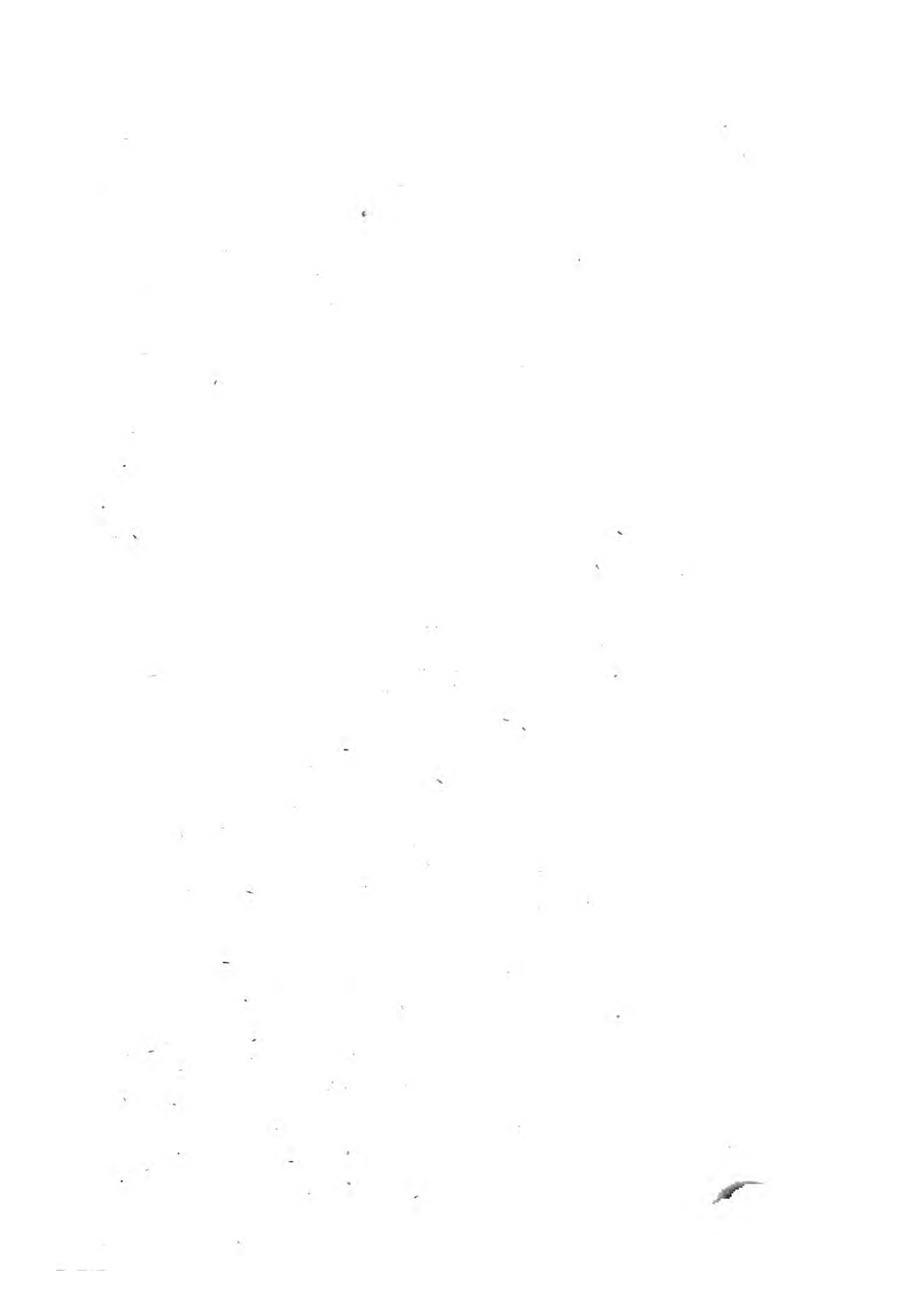
~~Ca 1051,2~~

Ca 2



Vat. Ger. 11 B. 21.





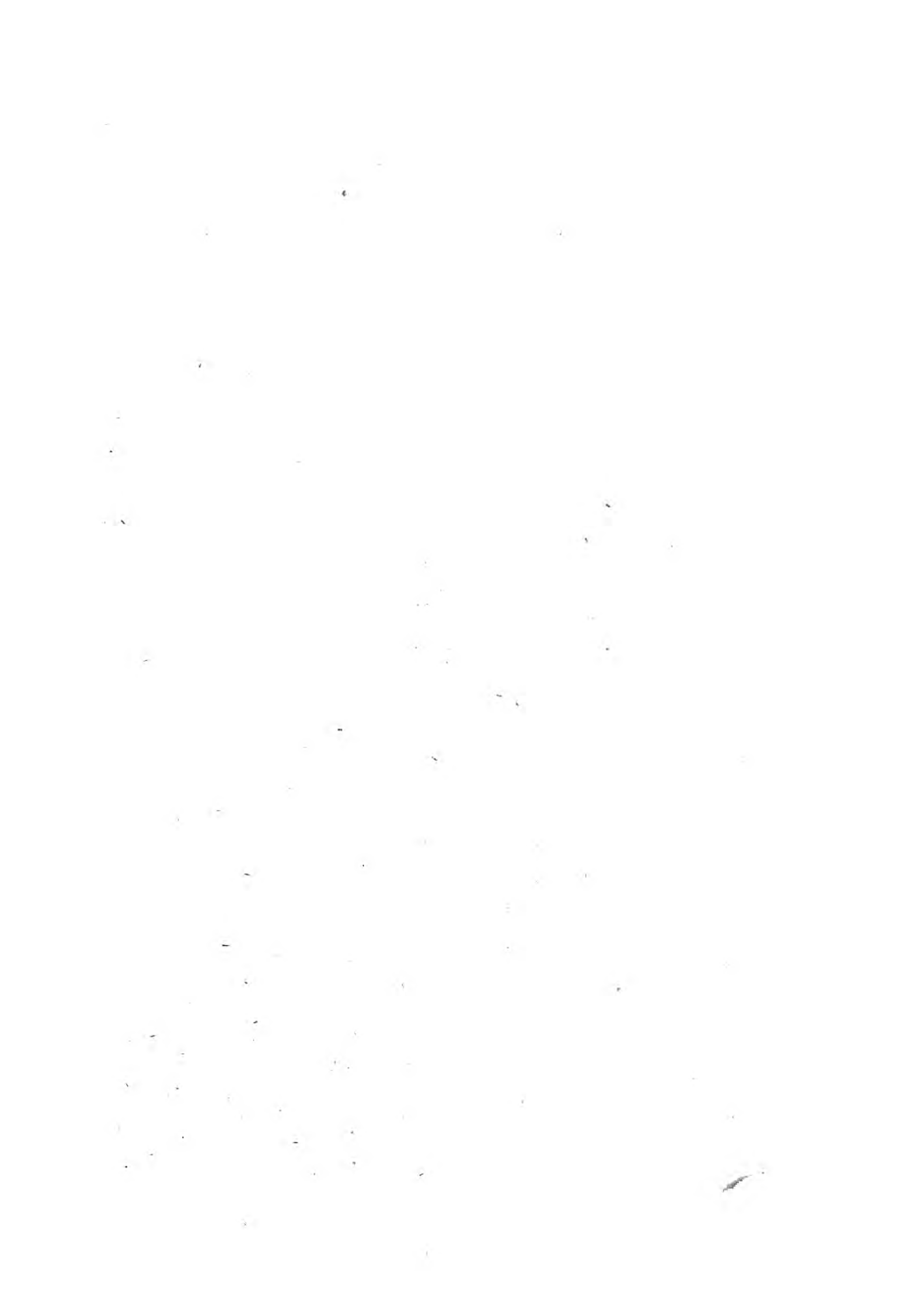
~~Ca 1051,2~~

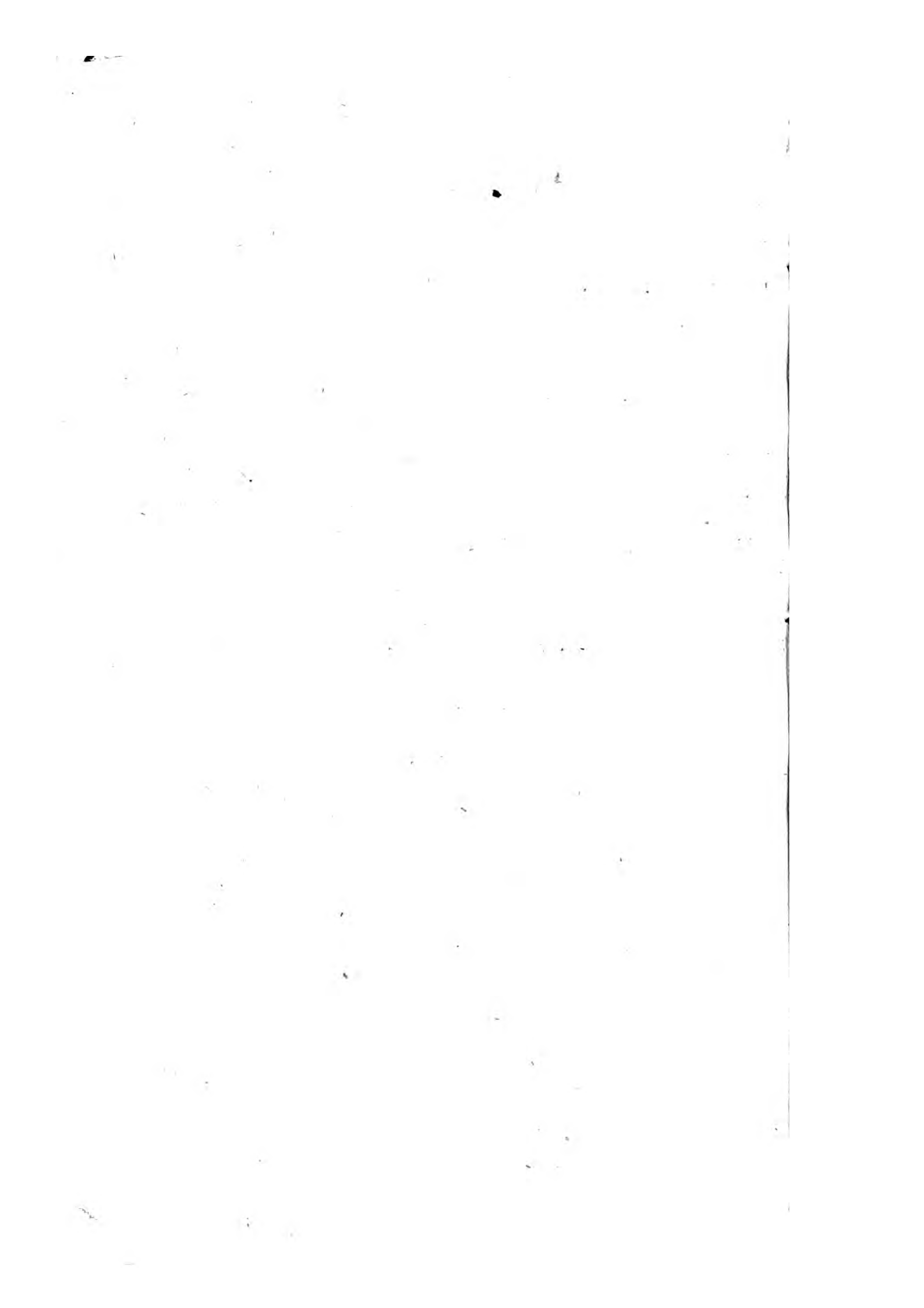
Ca 2



Vat. Ger. II B. 27.







60.

Literarhistorisches
Z a s e n b u c h.

Herausgegeben

von

N. C. P r u s s.

Erster Jahrgang:

1 8 4 3.

Mit Beiträgen von G. Bernhardt, K. Rosenkranz, A. Stahr,
A. Wellmann und dem Herausgeber.

Leipzig,

Otto Wigand.

Ca 2



Den Brüdern
Jakob und Wilhelm Grimm

widmet

diesen ersten Band

des

Literarhistorischen Taschenbuchs

der

Herausgeber.



Dem

Literarhistorischen Taschenbuche

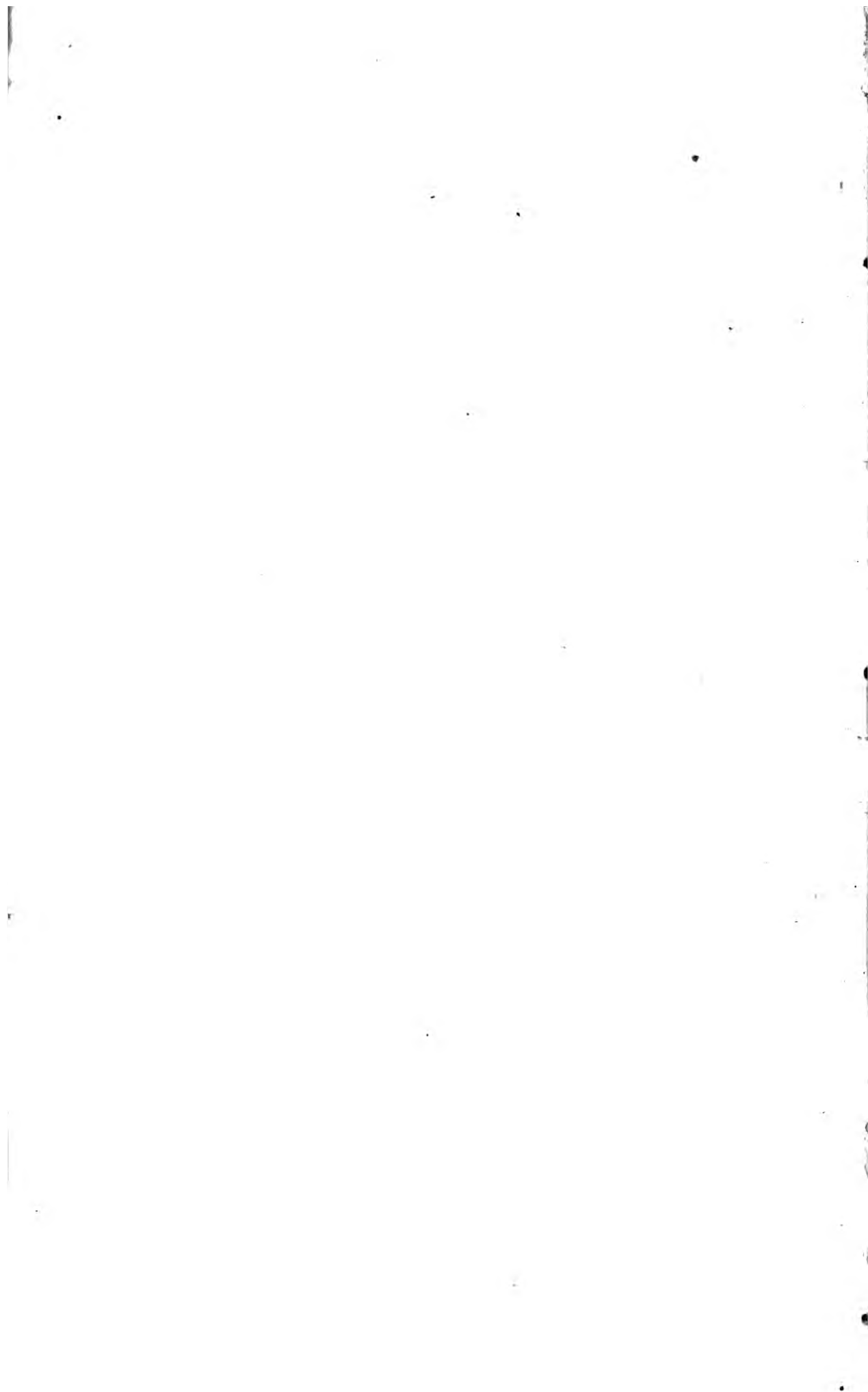
haben ihre Theilnahme zugesagt

die Herren:

Agathon Benary in Berlin.	Koberstein in Pforta.
Bernhardy in Halle.	Köppen in Berlin.
Boel in Göttingen.	Mayer in Oldenburg.
Duncker in Halle.	Merz in Schwäbisch Hall.
Ellissen in Göttingen.	Meyen in Berlin.
Feuerbach in Bruckberg bei Ansbach.	Kanzler von Müller in Weimar.
Flügel in Meissen.	Herrn. Andr. Müller in Berlin.
Gervinus in Heidelberg.	Oppermann in Göttingen.
Göttling in Jena.	Pott in Halle.
J. Grimm in Berlin.	Regis in Breslau.
W. Grimm in Berlin.	Ritschl in Bonn.
Hand in Jena.	Rüdiger in Halle.
Herzberg in Halberstadt.	Röpell in Breslau.
Hiecke in Merseburg.	Rosenkranz in Königsberg.
Hoffmann von Fallersleben in Breslau.	Ruge in Dresden.
Hofmeister in Köln.	Schäfer in Bremen.
Jacobi in Breslau.	A. Stahr in Oldenburg.
Jung in Königsberg.	R. Stahr in Stettin.
Kahlert in Breslau.	Strauß in Stuttgart.
Keller in Tübingen.	Teuffel in Tübingen.
	A. Wellmann in Stettin.

Inhalt.

Shakespeare in Deutschland. Von A. Stahr	Seite I
Aus Hegels Leben. Von K. Rosenkranz	89
Die vier ältesten spanischen Dramatiker. Von A. Wellmann	201
Die politische Poesie der Deutschen. Vom Herausgeber	251
Ueber die Stellung der römischen Literatur zur Gegenwart. Von G. Bernhardt	461

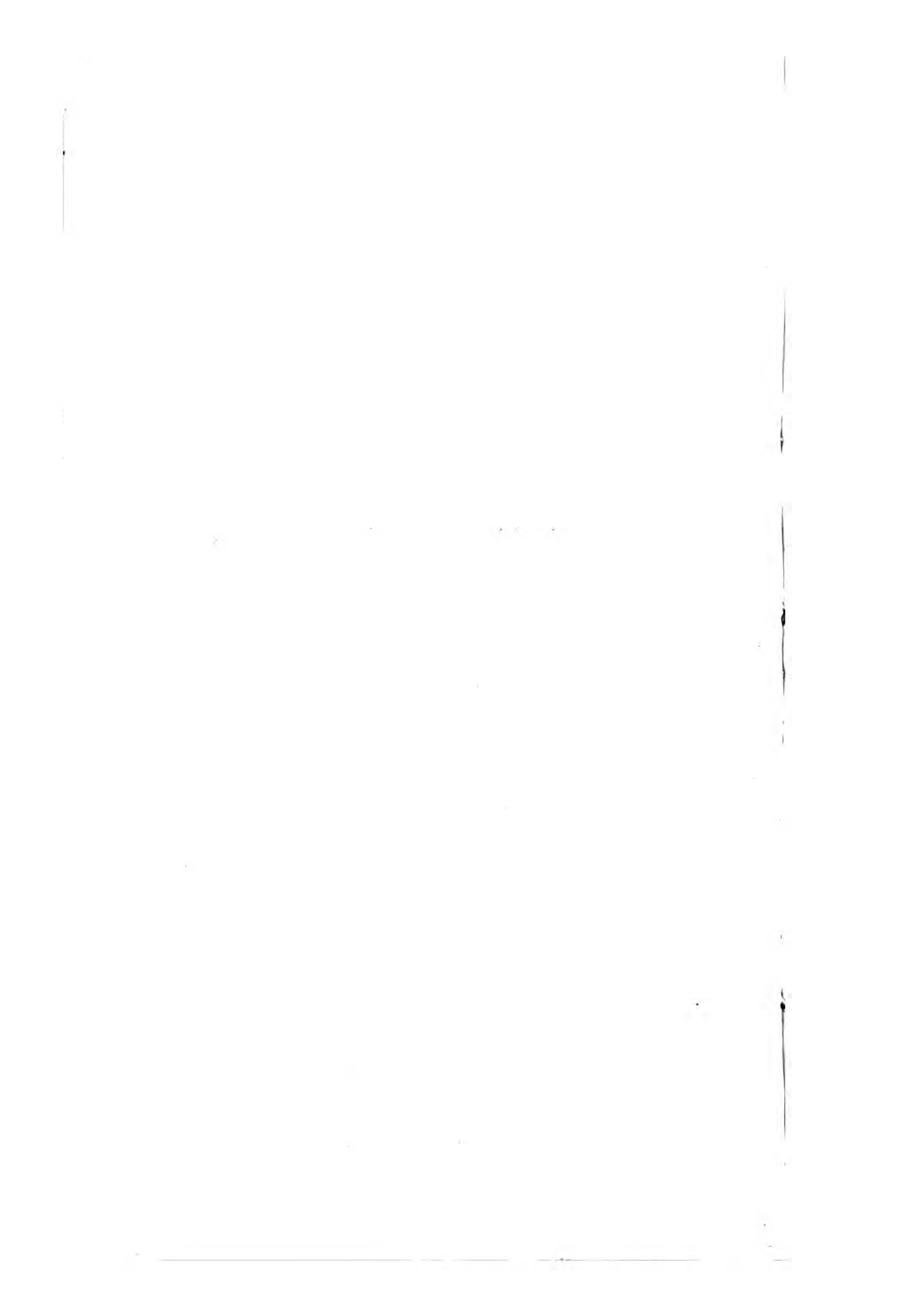


I.

Shakespeare in Deutschland.

Von

Dr. Adolph Stahr.



I.

Mit Recht hat man Deutschland Shakespeare's zweites Vaterland genannt. Deutschland ist Pfleger und Mehrer seines Ruhmes geworden, der recht eigentlich auf dem fruchtbaren Boden des deutschen Geistes zu seiner vollen weltbeherrschenden Höhe herangewachsen ist und täglich höher wächst. Denn Homer, Sophokles und Shakespeare bewähren ihre Alles überragende Dichtergröße vornehmlich dadurch, daß jeder Fortschritt, jede tiefere Entwicklung des denkenden Geistes und seiner Einsicht in das geheimnißvolle Weben und Walten des schöpferischen Genius, zu immer vollerer Genüsse und tieferer Bewunderung ihrer Schöpfungen führt. Jahrhunderte und Jahrtausende trennen die Menschheit nicht von ihnen, denn die Zeit hat keine Macht über die Werke des Genius. Und was die Herzen längst vergangener Geschlechter der „redenden Menschen“ entzückte, lebt in unvergänglicher Jugend und Schönheit auch für uns jüngste Söhne der Zeit, nur tiefer begriffen und wissender bewundert, ein ewiges Leben, zeugend und schaffend und neues Leben erweckend.

Und so ist es denn auch für den Bildungsfortschritt des deutschen Geistes im Bereiche der Wissenschaft des Schönen

und der Kunst ein glänzendes Zeugniß, daß jede höhere Stufe, die er in seinen mannigfachen Entwicklungen erstiegen, ihn eben nur zur höheren Erkenntniß und Bewunderung jener Dichters-heroen geführt und ihn durch den tieferen Einblick in die unerschöpfliche Herrlichkeit ihrer Werke den Genuß derselben immer reicher und voller erschlossen hat. Ist es erhebend, sich beim Rückblick in die Vergangenheit seiner Gegenwart als der geistigen Errungenschaft seiner Nation zu freuen, und an dieser Freude sich für rüstiges Vorwärtsschreiten auf der arbeitsvollen Bahn des Geistes zu stärken, so darf für beides jene doppelte Betrachtung des Verhältnisses zwischen dem realisirten Begriffe des Schönen und dem Denken, welches dasselbe zu erkennen strebt, als ein Hauptförderungsmittel gelten.

Betrachten wir in diesem Sinne Shakspeare und das Verhältniß der deutschen Nation zu seinen Schöpfungen von der Zeit an, wo zuerst die Strahlen dieser neuen Dichtersonne in das kimmerische Graudunkel der deutschen poetischen Literatur und Aesthetik des achtzehnten Jahrhunderts herüberdämmerten, um bald einen hellen, frischen Morgen heraufzuführen. Denn mit Shakspeare verknüpft sich seit den letzten hundert Jahren fast jede bedeutende Evolution unserer poetischen Nationalliteratur. Ihn hob Lessing, noch ehe fast das übrige Deutschland von ihm wußte, auf den Thron; seinen Namen stückte die Jugend um Goethe auf das flatternde Banner, unter dem sie, stürmischen Jubels voll, in den Kampf ging gegen eine dem Untergange geweihte Welt. Shakspeare zog voran bei der Wiedergeburt der deutschen Schauspielkunst durch die Eckhof und Schröder, die Brockmann, Meinicke und Iffland, sein Vorbild rief unser erstes nationalstes Drama ins Leben, und die Romantik rief ihn zum Allein-

herrscher aus; und jetzt — heute — stehen wir vielleicht am Vorabende eines neuen deutschen Dramas, eines Dramas der Freiheit und ihrer That, das nur, wenn es Shakespeares Beispiel kühn ins Auge faßt, sein Ziel zu erreichen hoffen darf. Faxit Deus! —

Bis tief in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts hinein war Shakespeare in Deutschland so gut wie unbekannt. Der erste Schriftsteller, welcher „den berühmten englischen Tragicus Shakespeare“ kennt und lobend erwähnt, ist nach Gervinus (III, 541) Barthold Feind (1678 — 1723), ein durch Reisen gebildeter Weltmann und polemisch-satirischer Epigrammatist, ein geborner Hamburger, der zu Rendsburg im Gefängnisse endete. Morhof in seinem Unterricht von deutscher Sprache und Poesie (Lübeck und Frankfurt 1702) führt zwar Shakespeare namentlich auf, gesteht aber selbst, von seinen Werken nichts gelesen zu haben, obgleich er Ben Jonson recht gut kannte *). Die Frage aber, ob durch die in den ersten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts in Deutschland herumziehende sogenannte englische Schauspielertruppe nicht schon ein und das andere Shakespeare'sche Drama mit herübergebracht worden, läßt sich schwerlich genügend beantworten. Die Menge allgemeiner Reminiscenzen von Motiven und Situationen, die in des Nürnberger Jacob Meyers Schauspielen an Shakespeare und Calderon erinnern, darf

*) Fr. Horn: Die schöne Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts II, 140. Schlegel: Dramatische Vorlesungen III, 381.

man wohl mit dem Geschichtschreiber unserer poetischen National-
literatur vielmehr auf Rechnung der Quellen schreiben, die der
Deutsche so gut wie seine Vorgänger kannte und gelesen hatte.
Nur der Zusammenhang von Gryphs Peter Squenz mit der
Episode des Shakespeare'schen Sommernachtstraums scheint histo-
risch begründet ^{*)}. Jedenfalls kann von einem Bekanntsein
Shakespeare's in dieser Zeit nicht die Rede sein, und dieser Zu-
stand erlitt in den nächsten anderthalb Jahrhunderten keine
wesentliche Veränderung. Noch der gelehrte Söcher wußte nur
von Shakespeare zu berichten: „daß er schlecht aufgezogen, kein
Latein verstanden, es aber in der Poesie sehr hoch gebracht;
daß er ferner ein scherzhaftes Gemüth gehabt, aber doch auch
sehr ernsthaft sein gekonnt, in Tragödien excelliret und viele
sinnreiche und subtile Streitigkeiten mit Ben Johnson gehabt,
wobei aber keiner von beiden viel gewonnen.“ Gottsched, der
Reformator des dramatischen Geschmacks, ließ sich noch im
Jahr 1760 folgendermaßen über ihn in seinem Handlexikon der
schönen Wissenschaften vernehmen: „Die Engländer machen viel
Besens von seinen theatralischen Gedichten, die an der Zahl
sehr groß sind, doch hat sich in neueren Zeiten eine Frau Lenor
gefunden, die vielen seiner berühmtesten Stücke die Fehler ge-
wiesen hat.“ Und in seinem „nöthigen Vorrath der deutschen
dramatischen Dichtkunst“ klagt er (1765) über die durch Lessing
beginnende Abgötterei Shakespeare's, den er mit Rosenplüt und
Scheerenberg in eine Klasse setzt. Hatte der Vater des franzö-
sischen Geschmacks in Deutschland, der in der englischen Bühne

^{*)} Gervinus: Geschichte der deutschen poetischen Nationallitera-
tur III, S. 107 u. 446.

nichts als Barbarei sah, seinen Haß gegen Milton und die Miltonianer so auf Shakespeare vererbt, so waren die Miltonianer ebensowenig über den großen Dramatiker im Reinen. Haller setzte noch Weiße über Shakespeare, und der Verfasser der Alpen galt doch wenigstens seiner Zeit für einen großen Dichter, wenn er selbst auch seinem Bodmer gestand, „daß er je kein Poet gewesen.“ Klopstock und der Seinen rigoroses Christenthum und quietistisch trübselige Beschaulichkeit, jener lebensmüde Spirituallismus, dem zuletzt die Welt als ein Thränen- und Jammerthal erschien, mußte das ächte Drama Shakespeare's perhorresciren und dessen Schönheiten nur als Verführungskünste ansehen.

Gegen beide Seiten hin wandte sich Lessing, als er, zuerst in den Literaturbriefen (seit 1759), das neue Evangelium der Poesie Shakespeare's seiner Nation zu verkünden begann. „Niemand werde leugnen“, hatten die Verfasser der Leipziger Bibliothek behauptet, „daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer ersten Verbesserungen dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe.“ Lessings Antwort war ein Schwertschlag. Er sei der Niemand; er leugne es geradezu. Es wäre zu wünschen gewesen, daß sich Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen beträfen entweder entbehrliche Kleinigkeiten oder seien wahre Verschlimmerungen. „Als die Neuberin blühte (fährt er fort) und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sah es freilich mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regel, man kümmerte sich um keine Muster. Unsere Staats- und Helden-Actionen waren voller Unfinn, Bombast, Schmutz und Böbelwitz. Unsere Lustspiele bestanden in Verkleidungen und Zaubereien, und Prügel waren die

witzigen Einfälle derselben. Dieses Verderbniß einzusehen, brauchte man nicht eben der feinste und größte Geist zu sein. Auch war Herr Gottsched nicht der erste, der es einsah; er war nur der erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelpen. Aber wie ging er damit zu Werke? Er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen sein. Und was für eines neuen? Eines französirenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht. Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer, als der Franzosen einschlagen; daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken gibt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt, als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfalt mehr ermüdet als die zu große Verwicklung, u. s. w. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geraden Wegs auf das Englische Theater geführt haben“. Gottscheds Bearbeitung des Addisonischen Cato zeige eben nur, daß er auch hier mit den Augen eines Franzosen gesehen und keinen Shakspeare, keinen Johnson u. s. w. gekannt habe, die er hernach aus Hochmuth nicht habe kennen lernen wollen. Wenn man die Meisterstücke Shakspeare's mit einigen bescheidenen Veränderungen den Deutschen übersetzt hätte, es würde besser gewesen sein, als sie mit Corneille und Racine bekannt gemacht zu haben. Das Volk würde mehr Geschmack an ihnen gefunden, und Shakspeare uns ganz andere Genies erweckt haben, als jene Franzosen. Denn ein Genie könne nur

von einem Genie entzündet werden; und am leichtesten von so einem, das alles blos der Natur zu verdanken schein(e) (dies „schein(e)“ ist bedeutend!) und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecke. Selbst gegen die Muster der Alten gestellt, sei Shakespeare unendlich größer und tragischer, als Corneille, obgleich dieser die Alten sehr wohl, und jener fast gar nicht gekannt habe. Nicht in der mechanischen Einrichtung, wie Corneille, aber im Wesentlichen komme ihnen Shakespeare näher. Dieser erreiche den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wähle; und der Franzose erreiche ihn fast niemals, obgleich er die gebahnten Wege der Alten betrete. Nach dem Oedipus des Sophokles müßte in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben, als König Lear, als Hamlet, als Othello. „Hat“, fragt er, „ein einziges Trauerspiel Corneille's Sie nur halb so gerührt, als Voltaire's Zayre? Und doch ist diese weit unter dem Mohren von Venedig, dessen schwache Copie sie ist.“ Wie viel Englisches unsre alten Stücke gehabt, getraue er sich mit leichter Mühe zu beweisen, und deutet dabei auf „Doctor Faust“ hin, der eine Menge Scenen habe, die nur ein Shakespeare'sches Genie zu denken vermögend gewesen. Eben so nachdrücklich hebt er in einem spätern Briefe zum Besten derjenigen, „die so unglücklich sind, keinen Shakespeare zu kennen“, dessen ächt dramatische Sprache gegen die ekle Correctheit des französischen Dramas hervor; wie er schon in der theatralischen Bibliothek, fast zehn Jahre früher, lieber den Kaufmann von Venedig gemacht haben wollte, den Niemand kannte, als den sterbenden Cato, den alle Welt bewunderte.

So war Shakespeare der Leitstern, auf den Lessing von

Anbeginn seiner literarischen Thätigkeit mit immer erneuetem Drängen seine Nation hinwies, ungeblendet durch Ossian und die andern Modegötzen der Zeit. Der Erste, bei dem diese Winke zündeten, war Wieland, dessen erste Bekanntschaft mit Shakespeare (1758) auf der Gränzscheide seines Ueberganges von der fanatischen Frömmerei zur Sinnlichkeit und „weltlichen Sentimentalität“ in Epos und Drama lag *). Die ersten Früchte derselben, zwei schwächliche Dramen, von denen die fast wörtlich aus dem Englischen des Rowe entlehnte Johanna Gray durch die Ackermannsche Gesellschaft sogar auf die Bühne kam, sind vergessen. Lessings Kritiken verleiteten ihm das dramatische Handwerk bald. Aber unendlich wichtiger war es, daß ihn Lessings Anregung zur Uebersetzung Shakespeare's führte. Bei dieser That Wielands, deren Verdienst unschätzbar, deren Folgen unberechenbar waren, verlohnt es, einen Augenblick zu verweilen. Der erste, der die gleich anfangs von Kritikern **) angefochtene freudig begrüßte und unter seinen Schutz nahm, war wieder Lessing, der seine Stimme in der Dramaturgie erhob. „Aber ist es denn immer Shakespeare, werden einige meiner Leser fragen, immer Shakespeare, der alles besser verstanden hat, als die Franzosen? das ärgert uns! wir können ihn ja nicht lesen. Ich ergreife diese Gelegenheit, das Publikum an etwas zu erinnern, das es vorsätzlich vergessen zu wollen scheint. Wir haben eine Uebersetzung von Shakespeare. Sie

*) Gervinus IV, 271.

**) J. V. Weiße in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, — der Recensent in der Allgemeinen deutschen Bibliothek Bd. I, Heft I, Gerstenberg u. A.

ist noch kaum fertig, und Niemand bekümmert sich schon mehr darum. Die Kunsttrichter haben viel Böses davon gesagt. Ich hätte große Lust, sehr viel Gutes davon zu sagen. Nicht um diesen gelehrten Männern zu widersprechen, nicht um die Fehler zu vertheidigen, die sie darin bemerkt haben: sondern weil ich glaube, daß man von diesen Fehlern kein so großes Aufheben hätte machen sollen. Das Unternehmen war schwer. Ein anderer als Herr Wieland würde in der Eile noch öfter verstoßen und nur aus Bequemlichkeit noch mehr überhüpft haben; aber was er gut gemacht hat, wird schwerlich Jemand besser machen. So wie er uns den Shakspeare geliefert hat, ist es noch immer ein Buch, das man unter uns nicht genug empfehlen kann. Wir haben an den Schönheiten, die es uns liefert, noch lange zu lernen, ehe uns die Flecken, mit welchen er sie liefert, so beleidigen, daß wir nothwendig eine bessere Uebersetzung haben müßten“ *).

Wielands Uebersetzung war von 1762—68 in Zürich erschienen. Welches ihr nächstes Schicksal war, haben wir so eben aus Lessings Munde vernommen, dessen ehrendes Urtheil übrigens in der damaligen Literatur ziemlich allein dasteht. Denn selbst Goethe's anerkennde Würdigung gehört einer viel spätern Zeit an. Ein halbes Jahrhundert liegt zwischen den „Göttern, Helden und Wieland“, in denen Admet von letzterem sagt: „er würde, wär er klug, seine Noten zum Shakspeare mit Blut abkaufen“, und zwischen der „Rede zum brüderlichen Andenken

*) Daß auch sonst Lessing Wielands über Shakspeare z. B. im Agathon ausgesprochenen Ansichten seinen Beifall nicht versagte, zeigt das neunundsechzigste Stück der Dramaturgie.

Wielands“, wo es von dessen Jugendarbeit heißt: „Shakspeare zu übersetzen, war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil selbst gebildete Literatoren die Möglichkeit leugneten, daß ein solches Unternehmen gelingen könne. Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, ließ bei Seite, was ihm nicht übertragbar schien, und so übergab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichsten Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.“ Freilich wird dann in Bezug auf Wieland selbst hinzugefügt, daß diese Uebersetzung, so große Wirkung sie in Deutschland hervorgebracht, doch auf ihn selbst nur wenig Einfluß gehabt zu haben scheine, der mit seinem Autor allzu sehr in Widerstreit gestanden. Das erkenne man aus den übergangenen und ausgelassenen Stellen, und mehr noch an den hinzugefügten Noten, aus welchen die französische Sinnesart hervorblicke. Es ziemte Goethe'n auf der Höhe seines Lebens, hier und an andern Stellen seiner Selbstbekenntnisse die jugendlich übermüthige Herbigkeit früherer Urtheile zu mildern und das Positive der Anerkennung an die Stelle der verneinenden Härte treten zu lassen, welche Wielands Bestrebungen von Goethe's Jugendkreise so bitter erfahren hatte. Aber auch wir dürfen, wollen wir gerecht sein, es der Jugend unserer Literatur nicht zum Vorwurf rechnen, daß ihr jene Arbeit nicht genügte, daß sie, ohne sich an das Schutz- und Schirmwort der Mittelmäßigkeit, „das Bessere sei der Feind des Guten“, zu kehren, fortwährend auf dieses Bessere drang und es am Ende auch errang. Alle solche ersten Versuche haben überhaupt das gemeinsame Geschick, erst von kommenden Geschlechtern, die ihrer nicht mehr bedürfen, nach ihrem vollen Verdienst erkannt und gewürdigt zu werden,

während ihre nächste Gegenwart, über sie hinausdrängend, sich meist feindlich gegen sie verhält und verhalten muß.

Wielands Verdienst bleibt dennoch außerordentlich groß. Er brach die Bahn, und ebnete durch seine Uebersetzung Lessingens das Terrain zu seinen dramatischen Revolutionen, indem er die Möglichkeit gab, das Publikum in Masse auf die früher unbekannteren Vorbilder der wahren dramatischen Poesie zu verweisen. Durch ihn kam Shakspeare zu rechter Zeit an die jugendlichen Erneuerer unserer poetischen Literatur, an Goethe und Schiller, heran. Daß Wieland sich an jene Arbeit wagte, in einer Zeit, wo wenige an Shakspeare dachten, wo die herrschende Stimme Voltaire's und Gottscheds ihn als einen Halbbarbaren vom Parnas vertrieb, und selbst der gefeierte Klopstock nichts von ihm wissen wollte, müßte ihm allein schon zu historischen Ehren gereichen. Dabei kann man es übersehen, daß er, nach seinem eignen Geständniß, diese Arbeit vor allen übrigen deshalb wählte, „weil derselben alle Störungen und Zerstreungen (er übersezte Shakspeare während seines mannigfach gedrückten Lebens zu Biberach, unterstützt von des Grafen Stadion, seines Gönners, reicher Bibliothek) am wenigsten zu schaden vermöchten.“ Es lag in seiner Natur, auch das Schwere leicht zu nehmen. Dennoch gelang ihm Einzelnes so vortrefflich, daß selbst Schlegel im Sommernachtstraum noch Vieles von seiner Arbeit benutzen konnte; und Tieck bemerkt, daß wenn Wieland Vieles mit dieser Lust und Laune gearbeitet, sich immer so um das Verständniß des Textes bemüht, und das Unübersetzlich scheinende in so freiem heiterm Sinne ergänzt hätte, sein Versuch auch jetzt noch weit mehr Lob verdienen würde, als man ihm beilegen könne. Daß übrigens auf seine eigenen Productionen die Beschäftigung

mit Shakspeare keinen wesentlichen Einfluß gehabt, hat schon Goethe, wie wir oben sahen, hervorgehoben. Aber wenn auch die Gedrungenheit und der Ernst dramatischer Komposition seiner episch-geschwägigen, fabulirlustigen Natur fremd war und blieb, — auf den ganzen Menschen und Schriftsteller wirkte Shakspeare außerordentlich. Er heilte ihn gründlich zuerst von aller frommen Verschwommenheit, Misanthropie und tristen Ueberschwänglichkeit, er führte ihn aus den seraphischen Regionen zu Menschen, aus dem Himmel zur Erde zurück *), er gab endlich seinem Oberon, dem alleinigen Lieblingswerke der Nation unter seinen zahllosen Schriften, durch Annäherung an den Oberon des Sommernachtstraums ein erhöhtes Interesse. Von dem Hauche dieses Geistes angeweht, konnte er bald allein vor dem übrigen *populus criticus* Goethe's Gög mit Freiheit begrüßen **), während er sich doch bald darauf an den „Bürschgen“ ärgerte, „die mit Shakspeare's Geist so gemein thäten, als ob sie mit ihm auf ganz vertrautem Fuße lebten, und ihn citiren könnten, so oft es ihnen einfiel.“ „Ich schaudere“, schreibt er 1776 an Merck, „voll tiefer heiliger Ehrfurcht, wenn ich nur seinen Namen nenne, und kniee hin und bete an zur Erde, wenn ich seines Geistes Gegenwart fühle, und solche lausichte Gelbschnäbel (es ist von dem Maler Müller die Rede) sollen sich airs geben, als ob sie mit Shakspeare's Geist Blindkuh zu spielen gewohnt wären“ ***). Wir kommen auf das, was Wieland hier meinte, weiterhin zurück.

*) Gervinus IV, 273 bemerkt, wie treffend in dieser Beziehung Gruber ein Urtheil Johnsons über Shakspeare auf Wieland angewendet habe.

**) Merkur Bd. VI (vom J. 1774) S. 321 — 333.

***) Briefe an und von Merck S. 72.

Die erste ausführlichere Besprechung Shakspeare's, welche Wielands Uebersetzung veranlaßte, erschien schon 1766. Es war Gerstenbergs „Etwas über Shakspeare“ *). Er schlägt sich bei Gelegenheit von Hamlets Seereise mit den Einheiten des Orts und der Zeit herum, die Shakspeare und Calderon nicht beachtet, und vertheidigt beide Dichter so, daß er die griechischen Tragiker durch religiöses Herkommen an jene Form sflavisch gefesselt sein läßt. Ihm würde sonach selbst Aristoteles Poetik „ohne Zweifel ein sehr gedachtes Werk geworden sein, wenn er freie Hand gehabt hätte, seine Gesetze aus der Natur des menschlichen Verstandes zu schöpfen, statt sie aus der Theaterempirie zu entnehmen, die von den Vorfahren und der Priesterschaft (!) functionirt worden war.“ Ohne nun zu untersuchen, ob in der Aristotelischen Poetik wirklich jene französischen Einheiten stehn, nennt er sie „ein ziemlich obenhin gedachtes oder doch nach sehr präferen Prämissen überdachtes Werk“, nach dessen Maßstabe Shakspeare's Tragödien und Komödien keine Tragödien und Komödien seien, da sie mit seiner kathartischen Theorie durchaus nicht stimmten (wir sahen schon, wie Lessing alle diese Sätze gerade auf den Kopf stellte). Aber was sind sie denn? Sie sind „lebende Gemälde der sittlichen Natur von der unmachbaren Hand eines Raphael, die aber kein Ganzes ausmachen, das auf den Hauptzweck des griechischen Dramas abzielt.“ Dies wird dann in einer Vergleichung Shakspeare'scher Stücke mit neueren, namentlich des Othello mit Youngs Abeso entwickelt, wobei im Einzelnen ganz treffliche Bemerkungen abfallen. Während er aber die innere Einheit in Shakspeare's Werken leugnet,

*) Aufgenommen in Gerstenbergs Schriften Th. 3. S. 251—351.

findet er merkwürdigerweise doch die Größe des Dichters der harmonischen Einheit, in der bei ihm „jede einzelne Fähigkeit des menschlichen Geistes, die schon insbesondere Genie des Dichters heißen kann, mit allen übrigen in gleichem Grade vermischt und in ein großes Ganze zusammengewachsen ist.“ In der That ein merkwürdiger, für die Zeit sehr bezeichnender Widerspruch. Dagegen kann man sich mit dem, was er dann weiter im Einzelnen über die Shakspeare damals vorgeworfenen Geschmacksfehler, über die ästhetische und historische Berechtigung der Wortspiele, über die Diction, welcher Voltaire Geziertheit, Spitzfindigkeit und Uebertriebung nachredete, und anderem mehr auch heute noch einverstanden erklären. Voltaire wird zum Theil trefflich abgefertigt, und gezeigt, wie Shakspeare's Diction, bis in die feinsten Nuancen und Schattirungen hinein, die Unterschiede der Natur und des Lebens mit unübertrefflicher Kunst auszudrücken verstanden, und hierin „zwar von dem heutigen französischen Geschmacke, nicht aber von dem der Alten abweiche.“ Nur wenige wirkliche Fehler der Diction und das für uns durchaus Ungelesbare manches Wizes werden, als jener Zeit angehörig, Preis gegeben. — Dies ist etwa der Inhalt eines Aufsazes, der für seine Zeit nach Form und Gedanken ausgezeichnet genannt werden muß. Mit Wielands Uebersetzung erklärt sich Gerstenberg freilich unzufrieden *), doch sind in der spätern Ausgabe des Aufsazes, wie es scheint, die dahin bezüglichen Stellen getilgt.

Zeigt sich so Gerstenberg in kritischer Betrachtung Shak-

*) Die „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur“ verfolgten Wieland auch nach dieser Seite höchst ungerecht. N. s. Br. 14—18.

speare's als würdiger Jünger und zum Theil selbst Vorläufer Lessings, so wollte doch seine eigne bizarre dramatische Schöpfung, Ugolino, mit dem er Shakspeare zu erreichen suchte, um so weniger bedeuten, obschon Lessing schonender, als er pflegte, damit verfuhr. Dieser selbst hatte indessen, wie schon bemerkt, durch die Verbreitung des verdeutschten Shakspeare das erwünschteste Terrain gewonnen. Jetzt stellte er in der Dramaturgie diesen seinen Liebling kühn vor aller Welt auf den Thron der modernen dramatischen Dichtkunst. Hamlet, Romeo und Julia, Othello werden hier gegen Voltaire'sche Dramen gehalten und helfen die Keulenschläge verstärken, mit denen er das goldene Kalb der französischen Poesie in den Staub wirft. Er nennt den Voltaire'schen Drosman einen qualmenden Brand, den der Franzose aus dem gewaltigen Scheiterhaufen Othello gestohlen; sein Gespenst in der Semiramis eine lächerliche Maschine gegen den gewaltig in die Handlung eingreifenden Geist im Hamlet; seine Jayre führe nur den Kanzleistyl der Liebe und sei von der Galanterie dictirt, während Romeo und Julie das einzige Stück der Welt sei, von dem sich sagen lasse, daß es die Liebe selbst gedichtet. Und so kommt er überall auf Shakspeare zurück. Weiße hatte sich bei seinem Richard III. mit der Unkenntniß des Shakspeare'schen Werks wenigstens gegen den Vorwurf eines Plagiats sichern wollen. „Vorausgesetzt, daß man eins an ihm begehen kann!“ ruft Lessing aus. „Aber was man vom Homer gesagt hat, es lasse sich dem Herkules eher seine Keule, als ihm ein Vers abringen, das läßt sich vollkommen auch von Shakspeare sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, der gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakspeare! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz

hat, sich neben sie zu stellen. Shakspeare will studirt, nicht geplündert sein. Haben wir Genie, so muß uns Shakspeare das sein, was dem Landschaftsmaler die Camera obscura ist. Er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf eine Fläche projectirt; aber — er borge nichts daraus. Ich wüßte auch wirklich in dem ganzen Stücke Shakspeare's keine einzige Scene, ja keine einzige Tirade, die Herr Weiße so hätte brauchen können, wie sie dort ist. Alle, auch die kleinsten Theile bei Shakspeare sind nach den großen Maßen des historischen Schauspiels zugeschnitten, und dieses verhält sich zu der Tragödie französischen Geschmacks ohngefähr wie ein weitläufiges Freskogemälde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring. Was kann man zu diesem aus jenem nehmen, als etwa ein Gesicht, eine einzelne Figur, höchstens eine kleine Gruppe, die man sodann als ein eignes Ganze ausführen muß? Ebenso würden aus einzelnen Gedanken beim Shakspeare ganze Scenen, und aus einzelnen Scenen ganze Aufzüge werden müssen. Denn wenn man den Ärmel aus dem Kleide eines Riesen für einen Zwerg recht nutzen will, so muß man ihm nicht wieder einen Ärmel, sondern einen ganzen Rock daraus machen."

In dieser Weise war noch nie über Shakspeare gesprochen worden; und selbst die späteren übersprudelnden, überschwänglichen Ergießungen Herders, Goethe's und seines Straßburger Jugendgenossen, von denen, wie wir bald sehen werden, das neue Shakspeare-Evangelium in bacchischer Begeisterung gepredigt ward, sind, gegen Lessings Dramaturgie gehalten, doch nur Nachklänge, und zum Theil karrikirte, dieser hellen Drommeten-Idöne, mit denen Lessing Deutschland aus seinem kritischen Schlafe geweckt hatte. Er, der unbedingte Verehrer der von ihm zuerst

verstandenen Aristotelischen Dramatik, fand doch, wie später auch Schiller, seinen Liebling Shakspeare durchaus nicht im Widerspruch mit jenen Regeln und Gesetzen, gegen die sich damals, seit Gerstenbergs Vorgänge, alle Jugend in der Literatur bis zur Ungebühr aufzulehnen begann. Und indem er Deutschland auf ein Drama hinwies, das, zwischen dem Antiken und dem Gothischen in die Mitte tretend, Ideal und Natur vermittelte, war und blieb er auch für unsere Zukunft hinaus der Moses, der sein Volk an die Gränzen des gelobten Landes führte.

Wenden wir uns jetzt zu Lessings eigner dramatischer Praxis, so zeigt auch diese, bei aller Verschiedenheit, doch auch wieder die entschiedensten Analogien zu Shakspeare. Lessing, der mit so principiellm Bewußtsein das Drama von allem Pomp des Herrenthums und der Majestät entkleidete und es dagegen der engbegrenzten Sphäre der bürgerlichen Gesellschaft theoretisch und praktisch zuwenden zu wollen schien, er war es dennoch, der Shakspeare, hierin seinen totalen poetischen Gegenfüßler, mit begeisterter Verehrung umfaßte und in Deutschland einführte! Dies dürfte ein Widerspruch scheinen, und man könnte etwa die Kraft und Gewandtheit dieses gewaltigen Geistes bewundern, mit der er diesen Widerspruch innerhalb seiner Reflexionsprincipien zu ertragen und aufzuheben vermochte; daß er, ohne je ein andrer als er war, und ohne seinen Maximen in der Ausführung untreu zu werden, dennoch mit dem feinsten Gefühle und einem nie irrenden Takte das seiner Kraft Versagte bewundernd zu erkennen und begreifend zu fassen vermochte. Allein damit reicht man schwerlich aus. Es giebt Punkte, in denen sich Lessing und Shakspeare positiv begegnen. Die ernste Männlichkeit des Charakters und der Sinnesart, die Entfernung von aller Schwäche und

Weichlichkeit der Empfindung, der Widerwille gegen die Willkürlichkeit der Regel, der Drang nach dramatischer Darstellung menschlicher Leidenschaft und männlichen Handelns, der ihn nicht nur der dramatischen Poesie zuführte und in ihr Meisterwerke hervorbringen ließ, sondern auch seiner Prosa bis in die kleinsten Details hinein jenen bewunderten Charakter dramatischer Lebendigkeit verlieh, — das alles sind Züge, die für seine Verwandtschaft mit Shakspeare wie für den Einfluß Zeugniß geben, die dessen Werke auf ihn geübt. Ja selbst das scharfsinnige Wenden eines Wortes, zum Hervorkehren des in ihm ruhenden Gedankens, das wir so oft bei Lessing finden, erinnert an Shakspeare's feine Wortspiele. Wie Shakspeare faßte er ferner, was Servinus, dessen Charakteristik Lessings überhaupt ein Prachtjuwel der deutschen Literatur heißen darf, so vortrefflich dargethan hat, bei allen seinen dramatischen Arbeiten die Bühne und nur die Bühne ins Auge; und einem Weltzustande wie dem der Lessingschen Zeit gegenüber erscheinen seine Stücke in einem ächt Shakspeare'schen Maßstabe. Diese Verbindung des Dramas mit dem Leben und Interesse der Gegenwart, die hier zuerst bei uns auftritt, dieser bedeutungsvolle Hintergrund allgemeiner Weltzustände, den er seinen Familiendramen zu geben und dadurch den besondern Interessen der jedesmaligen Handlung erst ihren vollen Werth zu verleihen weiß, diese Rückkehr aus der Unnatur des Schwulstes und der Trivialität zur veredelten Natur und zu gedankentiefer Kunst, das sind Thaten, die ohne geistige Verwandtschaft und ohne Bekanntschaft mit Shakspeare unmöglich gewesen wären. Und gewiß, es würde eine dankbare Aufgabe sein, im Einzelnen an Lessings dramatischen Hauptwerken nach Anlage und Ausführung den Einfluß Shakspeare's bis in

die Manier der Charakterzeichnung, Sprache und Dialog hinein nachzuweisen.

Durch Lessings Auftreten ward Shakespeare's Name das Symbol der verschiedensten Literaturkreise Deutschlands. Hamann „verleidete er jedes neuere Drama, wie Homer ihm jedes Epos verleidete, Milton nicht ausgenommen *). Die Halberstädter, obchon der Shakespeare'schen Schule gram, und wie Michae-
lis von Shakespeare's Einfluß auf die Dichterjugend nichts Gu-
tes erwartend **), begrüßten doch Lessing als den „deutschen
Shakespeare.“ Herder, von Hamann nicht minder als von den
Literaturbriefen und der Dramaturgie aufgestachelt, trat bald
mit seinem begeisterten Hymnus auf Shakespeare hervor, wovon
weiter unten ausführlicher zu sprechen sein wird. Eschenburg
fühlte sich aufgefordert, Wielands Shakespeare fortzusetzen, und
Weiß, der noch kurz zuvor in seinem prosaischen „Romeo und
Julie“ Shakespeare verbessern zu dürfen gemeint hatte ***), ward
für immer von seinen dramatischen Sünden abgeschreckt, wäh-
rend Brawe, Gerstenberg, Leisewitz u. A. zu dramatischen Ar-
beiten aufgemuntert wurden.

*) Gervinus IV, 449.

**) Ebd. 256.

***) Gervinus IV, 377. Der von Weiß aus Bandello gezo-
gene Schluß, nach welchem Julie bei Romeo's Leben erwacht, ist merk-
würdigerweise auch von den Engländern selbst in der Theaterausgabe
(London 1827) nachgeahmt.

Noch lebhafter und excentrischer war die durch Wieland und Lessing geschürte Bewegung im südlichen Deutschland unter der rheinischen Jugend, als deren Haupt Goethe erscheint. Schon in Leipzig, um die Zeit als Lessing seine Dramaturgie schrieb, war Goethe mit Shakspeare bekannt geworden. Dodd's beauties of Shakspeare waren die erste Vermittlung dazu gewesen, und noch spät erinnerte er sich als einer der schönsten Epochen seines Lebens derjenigen, welche diese Sammlung glänzender Stellen aus den Werken des großen Dichters bei ihm bezeichnete *). Vielleicht bezieht sich auf jene Zeit das kleine Gedicht, welches sich mit der Ueberschrift: „Zwischen beiden Welten“ im dritten Bande der Werke findet:

Einer Einzigen angehören,
 Einen Einzigen verehren,
 Wie vereint es Herz und Sinn!
 Lida! Glück der nächsten Nähe,
 William! Stern der schönsten Höhe,
 Euch verdank ich, was ich bin. —
 Tag und Jahre sind verschwunden,
 Und doch ruht auf jenen Stunden
 Meines Werthes Bollgewinn.

Aber erst in Straßburg, also mehrere Jahre später, war es, wo, hauptsächlich durch Wielands Uebersetzung, Shakspeare's Genius zu voller ungetheilter Einwirkung auf Goethe gelangte. Und zwar gerade zu rechter Zeit, um ihn und seine Jugendgenossen, nach so eben erfolgter Befreiung von dem Zwange poetischen Franzosenthums, vor der Verirrung zu warnen, sich „der rohen Natur wenigstens versuchsweise hinzugeben.“ In wie weit dies bereits geschehen war und noch weiter geschah,

*) Werke 26, S. 72 — 73.

davon geben Lenz und Klinger den besten Beweis. Goethe selbst hat in seinen autobiographischen Bekenntnissen die Macht und den Einfluß Shakespeare's auf jenen für unsere Literatur so bedeutungsvollen Kreis strebender Jünglinge so ausführlich und so meisterhaft geschildert, daß wir hier nur andeutend seinen Spuren nachzugehen haben. Ungeheuer nennt er die Wirkung der Wielandschen Uebersetzung besonders auf ihn selbst, der den neugewonnenen Dichter vor allen mit dem größten Enthusiasmus ergriffen hatte. Erst später im Meister vermochte er jene wunderbare Einwirkung dichterisch zu reproduziren und jene Zustände zu objectiviren, in denen auch er in Shakespeare's Tragödien nicht Gedichte zu lesen, sondern „vor den ungeheuern Blättern des Schicksals selbst zu stehen glaubte, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert.“ Bald bethätigte sich bei ihm und den Seinen jene Bewegung in Kritik und Produktion. Bei „den heißblütigen rheinischen Gesellen“, deren Jugend in Neigung und Abneigung keine Gränzen kannte, steigerte sich die Begeisterung für Shakespeare bis zur Anbetung und zum fanatischen Cultus, und führte sofort zur Polemik gegen Wieland und gegen Alles, was dem Verehrten nicht genug zu thun schien. Wieland, erzählt Goethe, hatte bei der entschiedenen Eigenheit, sich und seinen Lesern das Interesse zu verderben und den Enthusiasmus zu verkümmern, in den Noten zu seiner Uebersetzung gar manches an dem großen Autor getadelt, und zwar auf eine Weise, die uns äußerst verdroß und in unsern Augen das Verdienst dieser Arbeit schmälerte. Das mußte er denn schwer büßen. Merck negirte die ganze Uebersetzung, und Merck war, wie überhaupt, so besonders in Betreff Shakespeare's und der englischen Literatur selbst für Herder eine

gewichtige Autorität *). Herder selbst war gleichfalls auf Wielands Arbeit übel zu sprechen, wie unter andern seine Briefe an Merck bezeugen. Er selbst, den besonders das naturpoetische Element zu Shakspeare hinzog **), hatte nicht nur die Lieder und Balladen, sondern auch ganze Scenen aus einzelnen Stücken übersezt, und scheint überhaupt an eine vollständigere Uebersetzung in dieser Zeit gedacht zu haben. Sein Aufsatz über Shakspeare, der zuerst in den fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst (1773) erschien, entstand aus seinem Zusammenleben mit Goethe und dessen Genossen in Straßburg, und Goethe selbst nennt denselben ein treues Summarium alles dessen, was damals in jenem lebendigen Verein über Shakspeare gedacht, gesprochen und verhandelt worden. Selbst die Sprache verräth hier die Ausdrucksweise jener Sturm- und Drangperiode, welche von einem der älteren Zeitgenossen, die sich darin nicht zurecht finden konnten, so bezeichnend die „bestürzende“ Schreibart genannt wurde. Herder ist heutzutage so wenig mehr gelesen, daß es wohl nicht schaden kann, aus jenem kleinen Aufsatz die Hauptstellen herauszuheben, um dadurch zu Goethe's obigen Worten einen vollständigen Commentar zu geben ***). Gleich der Anfang ist bezeichnend. „Wenn mir“, sagt er, „bei einem Manne jenes ungeheure Bild einfällt: hoch auf einem Felsengipfel sitzend! zu seinen Füßen Sturm, Ungewitter und Brausen des Meeres; aber sein Haupt in den Strahlen des Himmels! — so ist's bei Shakspeare! Nur freilich auch

*) Briefe an und von Merck S. 164 u. S. 30.

**) Gervinus IV, 467.

***) Herders Werke XX, 271 — 302.

mit dem Zusage, wie unten am Fuße seines Felsenthrones Gauen murmeln; die ihn — erklären, retten, verdammen, entschuldigen, anbeten, verleumben, übersetzen und lästern! — und die er alle nicht höret! Welche Bibliothek ist schon über, für und wider ihn geschrieben worden, die ich nun auf keine Weise zu vermehren Lust habe. Ich möchte es vielmehr gern, daß in dem kleinen Kreise, wo dies gelesen wird, es Niemand mehr in den Sinn komme, über, für und wider ihn zu schreiben: ihn weder zu entschuldigen noch zu verleumben, aber zu erklären, zu fühlen wie er ist, zu nützen und — wo möglich — uns Deutschen herzustellen!“ Hier haben wir gleich von vorn herein den ganzen Herder der sechziger und siebenziger Jahre. Er will über Shakspeare nicht mehr geschrieben haben, will selbst nicht über ihn schreiben, und schreibt doch! Er redet von Bibliotheken, die über ihn geschrieben, und doch gab es in Deutschland wenigstens damals außer Gerstenbergs und Lessings Blättern und Wielands Anmerkungen gar nichts Nennenswerthes über ihn! Man soll nicht über ihn schreiben, und ihn doch erklären. Und im Hintergrunde dieser alles Frühere verwerfenden Polemik doch das stolze Bewußtsein des Alleinbesitzes der wahren Erkenntniß! So sprach der Theologe aus Herder, den er nie los wurde.

„Die kühnsten Feinde Shakspeare's haben ihn, unter wie vielfachen Gestalten! beschuldigt und verspottet, daß er, wenn auch ein großer Dichter, doch kein guter Schauspieldichter *),

*) Wir werden weiterhin sehen, wie der alternde Goethe diese seltsame Beschuldigung selbst wieder auffrischte, gegen die sich seine Jugend mit Händen und Füßen sträubte.

und wenn auch dieses, doch wahrlich kein so großer Trauerspieler sei als Sophokles, Euripides, Corneille und Voltaire — die alles Höchste und Ganze dieser Kunst erschöpft. Und die kühnsten Freunde Shakespeare's haben sich meistens nur begnügt, ihn hierüber zu entschuldigen, zu retten: seine Schönheiten immer nur mit Anstoß gegen die Regeln zu wägen, zu kompensieren; ihm als Angeklagten das absolvo zu erreden, und dann sein Großes um so mehr zu vergöttern, je mehr sie über die Fehler die Achsel ziehen mußten. So steht die Sache noch bei den neuesten Herausgebern und Commentatoren über ihn."

Dies Alles ist freilich sehr wahr und bezeichnend für die damaligen literarischen Zustände. Nur eine Kleinigkeit ist darin übergangen, geflüffentlich übergangen: Lessing und seine Dramaturgie. In der That wird diese machtvolle Schilderhebung gegen die Sklaverei des französischen Aftergeschmacks von Herder in seinem ganzen Aufsätze fast gänzlich ignorirt und kaum ein einziges mal bei der Frage: „ob das anmaßliche Bochen der Franzosen auf ihre Aristotelische Regelrichtigkeit auch begründet sei“, vorübergehend Lessings Name genannt, „der darüber neulich schreckliche Zweifel erregt habe.“ Es scheint dieß einem eignen krankhaften Zuge in Herders Wesen anzugehören, der ihm selbst wie Andern manche Noth gemacht hat. Er mochte überall nicht gern anerkennen, am wenigsten gleichzeitige eminente Leistungen. Ein starkes Selbstgefühl vermochte ihn oft, an die Stelle der eignen Uebereinstimmung die Behauptung einer gewissen Priorität der Einsicht und Entdeckung zu setzen. So that er bei Wolfs Homerischen Untersuchungen, so hier bei Lessing, gegen den er eigentlich erst nach dessen Tode mit vollkommener Anerkennung heraustrat, während er ihm bei Lebzeiten

nicht ohne Eifersucht seine Wege nachtrat *). In diesem Sinne schrieb Schiller einmal an Goethe: „Herders Verehrung gegen alles Verstorbene und Vermoderne halte gleichen Schritt mit seiner Kälte gegen das Lebendige“ **).

Was dann weiter in jenem Aufsatze von der Genesis des Dramas im Norden und in Griechenland gesagt wird, um die „himmelweite“ Verschiedenheit beider zu begreifen, von der Simplicität der griechischen tragischen Stoffe nach Seiten der Tradition, Geschichte, häuslichen, Staats- und religiösen Beziehungen und der daraus sich mit Naturnothwendigkeit ergebenden Regelmäßigkeit, wie sie Aristoteles bruchstückweise dargestellt hat, das Alles kann man noch heute unterschreiben. Die vernichtende Kritik der französischen Tragödie, dieser „nachgeäfften Puppe, mit welcher sich die neuen Athenenser brüsten“, wird Niemand ungerecht finden, wenn sie gleich nach den zerschmetternden Schlägen Lessings in ihrer Tapferkeit etwas von Fallstaffs Heroismus gegen den todten Percy hat. Das Vortrefflichste aber in Herders Arbeit scheint mir unbedingt der Nachweis: „daß bei einem Volke wie die Engländer, das statt nachzuäffen, sich sein Drama nach seiner Geschichte, nach Zeitgeist, Sitten, Meinungen, Sprache, Nationalvorurtheilen, Tradition und Liebhabereien, wenn auch nach Fastnachts- und Marionettenspiel (eben wie die edeln Griechen aus dem Chor) selbst erschaffen — daß bei einem solchen Volke und seinem Drama eben gar nicht mehr von Reproduktion eines griechischen Dramas die Rede sein könne.“ Dieser Satz wird nun auf Shakespeare an-

*) Vortrefflich ist dies von Gervinus gezeigt IV, S. 459—467.

**) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe II, S. 46 u. 53.

gewendet und zur richtigern Würdigung seiner Schöpfungen auf wenig Seiten trefflich benutzt; und hier sind Herders Bemerkungen und Reflexionen über Lear, Othello, Macbeth, Hamlet, trotz der etwas schwülstigen, sich überstürzenden Kraftsprache, in welcher sie dem Leser gleichsam über den Kopf gegossen werden, noch jetzt von großem Werthe. Mit feinem Gefühle findet er den Kernpunkt des Dramatischen, in welchem Sophokles und Shakspeare sich vereinigen: „Wenn Jener Griechen vorstellt und lehrt und rührt und bildet, so lehrt, rührt und bildet Shakspeare nordische Menschen. Mir ist, wenn ich ihn lese, Theater, Akteur und Koulisse verschwunden! Lauter einzelne, im Sturm der Zeiten wehende Blätter aus dem Buche der Begebenheiten, der Vorsehung, der Welt *); einzelne Gepräge der Völker, Stände, Seelen! die alle die verschiedensten und abgetrenntest handelnden Maschinen, alle was wir in der Hand des Weltchöpfers sind, — unwissende blinde Werkzeuge eines theatralischen Bildes, einer Größe habenden Begebenheit, die nur der Dichter überschauet. Wer kann sich einen größern Dichter der nordischen Menschheit und in dem Zeitalter denken! Wie vor einem Meere von Begebenheit, wo Wogen in Wogen rauschen, so tritt vor seine Bühne. Die Auftritte der Natur rücken vor und ab; wirken in einander, so disparat sie scheinen; bringen sich hervor und zerstören sich, damit die Absicht des Schöpfers, der alle im Plane der Trunkenheit und Unordnung gesellt zu haben schien, erfüllt werde, — dunkle kleine Symbole

*) Hier wird man unwillkürlich an den bekannten Ausspruch Goethe's im Meister erinnert. Aber man muß bedenken, daß in Herders Aussage überhaupt viel Goethe'sches aus jener Periode enthalten ist.

zum Sonnenriß einer Theodicee Gottes! Eine Welt dramatischer Geschichte so groß und tief wie die Natur, aber der Schöpfer giebt uns Auge und Gesichtspunkt so groß und tief zu sehen!“

Auch auf die Frage nach dem Verhältniß von Ort und Zeit zur Handlung bei Shakspeare wird eingegangen, eine Frage, die zwar für uns veraltet ist, die aber damals die höchsten Bedenken erregte. Es sollte gar nicht erinnert zu werden brauchen, sagt Herder, daß Ort und Zeit, wie Hülsen um den Kern, immer mitgehen, und doch sei grade darüber das hellste Geschrei. „Fand Shakspeare den Göttergriff, eine ganze Welt der disparatesten Auftritte zu einer Begebenheit zu erfassen, natürlich gehörte es eben zur Wahrheit seiner Begebenheiten, auch Ort und Zeit jedesmal zu idealisiren, daß sie mit zur Täuschung beitragen. Ist wohl irgend Jemand in der Welt zu einer Kleinigkeit seines Lebens Ort und Zeit gleichgültig? Und sind sie's insonderheit in den Dingen, wo die ganze Seele erregt, gebildet, umgebildet wird? in der Jugend, in Scenen der Leidenschaft, in allen Handlungen aufs Leben! Ist's da nicht eben Ort und Zeit und Fülle der äußern Umstände, die der ganzen Geschichte Haltung, Dauer, Existenz geben muß, und wird ein Kind, ein Jüngling, ein Verliebter, ein Mann im Felde der Thaten sich wohl einen Umstand des Lebens, das wie? und wo? und wann? wegschneiden lassen, ohne daß die ganze Vorstellung seiner Seele litte? Da ist nun Shakspeare der größte Meister, eben weil er nur und immer Diener der Natur ist. Wenn er die Begebenheiten seines Drama dachte, im Kopfe wälzte, wie wälzen sich jedesmal Orter und Zeiten so oft mit umher. Aus Scenen und Zeitläuften aller Welt findet sich, wie durch ein Gesetz der Fatalität, eben die hierher, die

dem Gefühl, der Handlung die kräftigste, die idealste; wo die sonderbarsten, kühnsten Umstände am meisten den Trug der Wahrheit unterstützen, wo Zeit und Ortwechsel, über die der Dichter schaltet, am lautesten rufen: hier ist kein Dichter, ist Schöpfer, ist Geschichte der Welt.“

Und dann zum Schluß, nachdem diesen Betrachtungen durch Anwendung bei mehreren Dramen concrete Fülle gegeben worden, ruft er aus: „Die ganze Welt ist zu diesem großen Geiste allein Körper: alle Auftritte der Natur in diesem Körper Glieder, wie alle Charaktere und Denkart zu diesem Geiste Züge, und das Ganze mag jener Riesengott des Spinoza „Pan, Universum“ heißen! Sophokles blieb der Natur treu, da er Eine Handlung Einer Zeit und Eines Orts bearbeitete: Shakspeare konnt' ihr allein treu bleiben, wenn er seine Weltbegebenheit und Menschenchicksal durch alle die Zeiten und Derter wälzte, wo sie — nun, wo sie geschehen. Und Gnade Gott dem kurzweiligen Franzosen, der in Shakspeare's fünften Aufzug käme, um da die Nührung in der Quintessenz hinunterzuschlucken. Bei manchen französischen Stücken mag dieß wohl angehn, weil da alles nur fürs Theater versifizirt und in Scenen schaugetragen wird; aber hier geht er eben ganz leer aus. Da ist die Weltbegebenheit schon vorbei: er sieht nur die letzte schlechteste Folge, Menschen wie Fliegen fallen, er geht hin und höhnet, Shakspeare ist ihm ein Vergerniß und sein Drama die dummfte Thorheit.“

Mitten unter diesen überströmenden, bald blitzartig erleuchtenden, bald wieder eben so sehr verwirrenden Gefühls- und Herzensergüssen empfindet nun aber der wunderbare Mann doch recht gut, daß damit das Herz der Untersuchung noch nicht ge-

troffen, daß noch ein mächtiger Schritt zur gesetzmäßigen Rekonstruktion und denkenden Reproduktion der bewunderten Dichterschöpfungen zu thun ist. „Wie, auf welche Kunst und Schöpferweise vermochte Shakspeare eine elende Romanze, Novelle, Fabelhistorie zu solch einem lebendigen Ganzen zu dichten?“ Diese Frage erinnert freilich ein wenig an die bekannte des Herzogs von Este an Meister Ludwig. Aber die weitere: „was für Gesetze unserer historischen, philosophischen, dramatischen Kunst in jedem seiner Schritte und Kunstgriffe verborgen liegen“, hat einen tieferen Gehalt und deutet hin auf das Ringen nach principieller begreifender Einsicht in das ganze Wesen der dramatischen Poesie überhaupt. Diese Fragen möchte er denn auch „den historischen, philosophischen und schönkünstlerischen Akademien“ seiner Zeit stellen. So weist denn auch hier Herder, wie fast immer, über sich selbst hinaus auf die Zukunft und ihre Entwicklung. Aber — und das ist bei ihm das Charakteristische — er thut es ohne Hoffnung, ohne Vertrauen auf Erfüllung. Er fürchtet, Shakspeare werde „mehr und mehr veralten“, „eine Trümmer von Kolossus, von Pyramide werden, die Jeder anstaune und keiner begreife“ *), und preiset sich glücklich, daß er noch im Ablaufe der Zeit lebe, wo er ihn begreifen, und sein Freund (Goethe) noch „den süßen Traum haben könne, Shakspeare's Denkmal aus deutschen Ritterzeiten in deutscher Sprache dem so abgearteten Vaterlande wieder herzustellen!“ So weisen auch hier Lessing und Herder

*) Diese „Unbegreiflichkeit“ Shakspeare's ist freilich später wirklich als Bezeichnung seiner Hoheit und Vortrefflichkeit von manchen Selten ausgesprochen worden.

auf ganz verschiedene Entwicklungsperioden unseres deutschen Geisteslebens hin, dieser auf die Romantiker und ihre Theorien, jener auf Schiller und seine Praxis und auf unsere dramatische Zukunft.

Zur Caricatur verzerrte sich dieser „bilderstürmerische“ Geist, den die Einwirkung Shakespeares hervorgerufen hatte, in J. M. Reinhold Lenz. Mit der Wildheit seiner „Anmerkungen übers deutsche Theater“^{*)}, für die er gegen Herder ausdrücklich die Priorität der Zeit beansprucht, ist eigentlich nur die Rohheit und Formlosigkeit seiner eignen dramatischen Produktionen zu vergleichen. In einer Sprache, gegen deren wüste Unklarheit und saloppe Genialität Herders obiger Styl nüchtern genannt werden muß, wird hier allem Herkömmlichen, aller Theorie der *Krieg ad internecionem* erklärt, Aristoteles wie ein Schulknabe behandelt und die Gerstenbergischen Behauptungen potenziert. Das Ideal ist ein Hirngespinnst, der Caricaturenmaler steht „zehnmal höher als der idealische“, weil „zehnmal mehr dazu gehört, eine Figur mit eben der Genauigkeit und Wahrheit darzustellen, mit der das Genie sie erkennt, als zehn Jahr an einem Ideal der Schönheit zu zirkeln, das endlich doch nur in dem Hirn des Künstlers, der es hervorgebracht, ein solches ist.“ „Nachahmung“ also ist das Stichwort. Statt der Kunst der einheitsvollen Composition, dieses ewigen Aristotelischen Grundpfeilers des dramatischen Kunstwerks, wird die Schrankenlosigkeit der Begebenheiten gefordert, die „Prosa“ voran, und zwar Aristoteles Satz auf den Kopf gestellt. Denn in dem neuen Drama soll es heißen: *fabula est una, si circa*

^{*)} In Lenz' Werken II, 200—229.

unum sit! Und zu diesem Allen wird Shakespeare's Geist citirt, von dem diese „Wilderstürmer“ also gerade das lernen zu müssen glaubten, was sie an seinen Meisterwerken hätten verlernen sollen! Aber sieht man genauer zu, was denn nur an Shakespeare bewundert wird, so ist es nicht die tiefe Kunst des organischen Baues in Hamlet und Macbeth, in Romeo und Julie und Othello, sondern „die mutterfadennackte Natur, die er dem keuschen und züchtigen Publikum darstellte, wie sie Gott erschaffen!“ Von Lessing keine Silbe. So weit glaubten diese Geister über ihn hinaus zu sein! So mochte denn Goethe wohl an Lenz und seine Genossen, Klinger, Maler Müller u. A. denken, als er später jenes warnende Wort von der Gefährlichkeit Shakespeare's für aufkeimende Talente aussprach *). Denn in dieser Jugend steigerte sich der überfluthende Naturdrang zur leidenschaftlichen Tendenz, die Wirklichkeit des Lebens dadurch zu reformiren, daß man sie in aller ihrer nackten Rohheit und Zufälligkeit daguerrotypisch wiedergab.

Mit jenem poetischen Naturevangelium, wie wir es von Lenz in aller Graßheit ausgesprochen, und wie wir es in jener Periode, freilich nach den Individualitäten modifizirt, bei allen bedeutenden Persönlichkeiten dieses Kreises wieder finden, geht also die dramatische Produktion Hand in Hand. Die Theorie der Maßlosigkeit oder Unmäßigkeit war es, welche zum Gesetz erheben zu wollen Jacobi den Geniemännern vorwarf; und diese Anklage wird freilich auf fast allen Seiten der Geschichte des Dramas jener Zeit, wie es aus den Shakespeare'schen Anregungen hervorruchß, bestätigt. Die Grundzüge derselben sind von

*) Werke 49, 35; Eckermann Gespr. I, 232.

Gervinus (IV, 566 ff.) mit solcher Meisterhaft verzeichnet, daß wir hier billig auf dessen Darstellung zu verweisen uns begnügen *). Sollte eine positive Seite an diesen wilden und

*) „Überall räuspern und spucken diese Dichter in der Art des Briten. Aber daß es galt, den Geist ihrer Zeit ebenso zu fassen und auf ihren Geschmack ein selbstständiges Kunstgebäude zu gründen, wie es Schiller versuchte, davon hatte Keiner eine Ahnung. Sie sahen ihm seine Bizarrieren, seine Scherze und Witze ab und ahmten sie nothdürftig nach, ohne zu überschlagen, daß es ein anderes, ein lachlustigeres Jahrhundert war, in dem Shakspeare schrieb, eine spitzfindige Zeit, in der der Bauer dem Hofmann auf die Ferfen trat, eine Periode, in der Rabelais' gezwungene Scherze Gemeinton der Welt waren. Lenz übersetzt *loves labour's lost*, aber ganz stumpfsinnig für die große und ernste Wendung, die dort dem übermüthigen bewußten oder unbewußten Spaße in roher und verkünstelter Form gegeben wird. Sie sahen dem großen Dichter auch seine derbe Naturzeichnung ab, die ungeschminkte Darstellung des Menschlichen und der Gewalt der Leidenschaften, aber sie hatten keinen Begriff von jener Vorschrift, sich im Sturm und Wirbelwinde des Affects zu mäßigen, nie die Bescheidenheit der Natur zu überschreiten, nie für die Schätzung der „Million“, sondern für die der wenigen Einsichtsvollen zu arbeiten. — Unsere Tragiker gefielen sich, die wilden Leidenschaften anderer Zeit auf unsere Tage zu verpflanzen. Lessings Vorgang überschreitend in aller Art der Ausführung, lieferte Klinger eine neue Arria, setzte altschottischen Stammhaß in neue Zeiten, gab die Beispiele antiker Vaterlandsliebe und Rachsucht in modernen Formen und unter moderne Begriffe und Anschauungen gemischt, schon im Vorgefühl, wie unpassend solche Stoffe in solchem Grade für solche Geschlechter wären. — Unsere Bühne jener siebenziger Jahre, unser Schröder spielte zwar die Lenzi'schen Stücke, die Klinger'schen waren auch alle der Darstellung gewidmet, da er seit 1776 Theaterdichter bei der Seilerschen Truppe war, allein was sie Bühnenmäßiges haben, geht nicht über die Lieferung gewisser stehender Charakterformen, Helden, Liebhaber und Bösewichter, die Shakspeare nicht kannte, und nicht über gewisse Möglichkeiten der Composition, über das sogenannte Bühnengerechte hinaus, und bei Lenz nicht einmal so weit. Shakspeare verdeckte mit dieser Kunst Wagnisse in seinen Stücken, die außerdem Fehler sein würden. Er hat in

rohen Produktionen hervorgehoben werden, so wäre es einmal das Gegengewicht, welches sie mehr oder weniger alle gegen die

manchen seiner Stücke, wie Lear und Hamlet, eine Regelmäßigkeit der Disposition, eine Symmetrie der Theile, eine planmäßige Gegensätzlichkeit der Charaktere und Handlungen so sehr, daß dieß gleichsam eine Anlage der Stücke in der kältesten Berechnung vermuthen ließe; und diese Anordnung und Composition müssen alle jene Dichter und Beurtheiler nie gesehen haben, die in dem ordnungslosen Durcheinanderwürfeln von Scenen Schauspiele in Shakspeare's Geiste sahen, und die Alles bei ihm auf Inspiration und Bewußtlosigkeit schoben und die Werke des Genies von derselben Eingebung an sich selbst erwarteten, da doch nur auf der Gränzscheide von Instinkt und Einsicht, von Natur und Geist, wo Shakspeare mit einziger Sicherheit weilte, die Blüte des Genies am schönsten aufbricht.“ — Psychologische Wahrheit, das war das Feldgeschrei jener jungen Dramatiker, aber wo war der Sinn „für jene tiefe verständige Beurtheilung der Menschen, für jene historische Anschauung der Welt, die bei Shakspeare eine noch größere Seite ist, als die eigentlich künstlerische und idealisirende? Sie, die Menschenkenntniß mehr affectirten als besaßen, die alle Erfahrung der Seele aus ihrem beschränkten Selbst, alle äußere Erfahrung aus einem jugendlichen Studentenleben hernahmen, ihnen graute vor der Geschichte, wie selbst Goethe'n, wogegen es Shakspeare'n im Angesichte der Historie wohl zu Muthe ward. Sie regten sich allenfalls, wie Tacitus oder Sueton, zu Schilderungen einer graufigen Menschheit auf, während Shakspeare den ruhigen Plutarch las, oder die naiven Chroniken der heimischen Geschichte. Um sie her war nichts als ein düstres elendes Leben, eine schwachmüthige hypochondre Menschheit und höchstens eine Bewegung der Geister, die selbst dem größten Manne der Zeit, nach seinem eignen Geständnisse, ganz dunkel war; aber um Shakspeare spielte der blendende Schimmer von Englands heitrer Größe, wo eben eine freie Entwicklung der Geister gesichert, ein mächtiger Wohlstand und Handel in erster Begründung, Seewesen und Meerrherrschafft in frischer Ausbildung, und der imposantesten Macht der Welt gegenüber eine glückliche Stellung gewonnen war.“ — Wie in einem solchen Aether die hohe Dichterpalme erwachsen und gedeihen, wie sich inmitten solcher Zustände der ihn umgebenden Welt Shakspeare's Genies nach allen Seiten hin frei entfalten konnte, dieß und die weitere detaillirte Darstellung unseres jungen, sich an den Briten

überhand nehmende Weichlichkeit und Sentimentalität in die Wagschale legten. Und wenn diese Lenz und Klinger, Müller, Hahn u. s. w., neben Lessing, den Freiesten der Freien, und neben Goethe gehalten, freilich als Sklaven erscheinen, „welche die Kette gebrochen“, so darf man andererseits auch nicht verkennen, wie dieser Jugend und ihrem revolutionairen Rausche, in welchem sie den großen poetischen Freiheitsbaum Shakespeare umtanzte, noch eine starke Majorität gegenüberstand, deren Bornirtheit und Hochmuth starr und fest an dem Alten hielt, eine Majorität, die selbst in Lessings und Goethe's Neuerungen nur einen tollen Frevel sah, und der Shakespeare ein Barbar blieb, dessen etwaige Schönheiten durch die vielen Schlacken und Monstrositäten, die man mit in den Kauf nehmen müsse, viel zu theuer erkauft schienen. Man muß bedenken, daß damals Bearbeitungen Shakespeare'scher Tragödien mit dem ausgesprochenen Zwecke, sie sophokleisch, oder wie Weiße's Romeo zu französischen Conversationsstücken, oder wie Götters Geisterinsel (nach Shakespeare's Sturm) zu Opern zurecht zu machen, keineswegs seltene Thatfachen der Literatur waren; daß man Romeo und Julie in Wien mit der Hochzeit enden ließ und dem Hamlet fast überall einen fröhlichen Ausgang gab, daß endlich Herr von Myrenhoff und Collegen mit systematischem Fanatismus gegen Shakespeare und die deutschen Shakespeareianer zu reagiren versuchten — dies Alles, was sich in Literatur und Leben wie ein niederziehendes Gewicht an die Bestrebungen der Jugend hing, muß man bedenken, wenn man gegen die Shakespeare'schen Extravaganzen des jungen Deutschlands der sieben-

anlehenden Drama's mag man bei Gervinus selbst weiter lesen. — Milber urtheilt A. W. Schlegel in den Horen von 1796 IV, 2. p. 77.

ziger Jahre gerecht sein will. Man braucht nur etwa die Frankfurter Recensionen zu lesen, in welchen von Goethe und seinen Freunden die Straßburger Grundsätze kritisch gehandhabt wurden, um den Train des „Gefindels“ kennen zu lernen, mit dem sich die neu gewonnene Erkenntniß herumzuschlagen hatte. Auch in Wielands Merkur gab Merck hier und da ein dahin lautendes Wort zu vernehmen *), der, obschon gleichfalls von Shakspeare tief ergriffen, doch auch hier, um jenes Wort des Aristoteles zu brauchen, „wie ein Mächterner unter Trunkenen“ erscheint.

Unsere Darstellung kehrt jetzt wieder zu Goethe zurück, dem es nach Herders Prophezeiung allein aufbehalten war, „Shakspeare's Denkmal in unserer Sprache und Literatur und aus nationalem Stoffe darzustellen.“ Götz von Berlichingen war die nächste Frucht jener leidenschaftlichen Theilnahme an den Werken Shakspeare's, durch dessen Studium er sich den Geist so ausgeweitet hatte, daß ihm der enge Bühnenraum und die kurze, einer Vorstellung zugemessene Zeit keineswegs hinlänglich schienen, um etwas Bedeutendes vorzutragen **). Mit dieser Schöpfung trennte sich das Genie von den Talenten, die es sich selbst und die sich ihm bisher als ebenbürtig geachtet, weil sie in dem einen Elemente der Begeisterung für Shakspeare zusammenstimmteln, und schon ließ sich, wie bei Lenz, der Neid vernehmen ***). Hier waren nicht Stoffe abgeborgt, einzelne Figuren

*) J. B. Merkur Bd. XV, S. 82 ff.; XXI, S. 54 u. a. a. D.

***) Werke 26, 199.

***) J. B. in dem Aufsatze über die Veränderung des Theaters in

kopierend entlehnt, oder Situationen ins Karrikirte übertrieben, sondern ein ganz neuer Wurf, ein eben so kühner als glücklicher Griff in unser eigenstes historisches Leben, mit dem sichern Takte des Genies gethan, regte die Nation zu einer begeisterten Theilnahme auf, welche Goethe in spätern Jahren nicht gerecht genug gewürdigt hat. „Shakspeare's Dekonomie war mit diesem Einen Stücke in ganz Deutschland eingeführt, seine Schule spürte sich besonders in der Rolle des Hofnarren heraus. Gerade das aber, was ein Anderer zuerst aus Shakspeare gelernt hätte, war am wenigsten erfaßt: und dafür traten die Elemente heran, die Goethe eigenthümlich hinzub brachte. Das Große, das Historisch-Imposante einer Zeit wie die Reformation war, die Erschütterung der Welt, die kühnen Charaktere eines Luther, Hutten, Sickingen liegen in dämmernder Ferne, jedes starke Moment ist verwischt, ein Held ist gewählt, der sich durch eine Autobiographie erst dem Dichter nahe stellen mußte, der episodische Charakter eines Weibes, bei deren Schöpfung Gott und Teufel um's Meisterstück wetteten, gewann es über den Dichter so sehr, daß er sich selbst in sie verliebte und anfangs nicht nur den schwächlichen Weislingen und den sinnlichen Franz, sondern auch den heroischen Sickingen in ihre Schlingen legte.“^{*)} Aber hier trug und küßte Goethe nur die Schuld seiner Zeit, die ihm keinerlei historische Anregung entgegen brachte, welche dem Shakspeare'schen Drama die Möglichkeit eines gedeihenden Fortwachsens unter uns geboten hätte. Und so machte sich denn

Shakspeare (Werke II, 335 ff.), der mir mit deutlicher Hinweisung auf den Götz geschrieben scheint.

^{*)} Gervinus IV, 520.

die stoffartige Wirkung des leidenschaftlich ergriffenen und einseitig aufgefaßten Dichters, nach Goethe's eigenem Bekenntnisse, unmittelbar nach dem Götz auf einem ganz anderen Terrain Luft, welches von dem Boden, auf dem jenes Werk mehr künstlich gepflanzt als erwachsen war, weit ab lag. Jene düstern Jugendzustände, aus denen die Passionsblume Werther in all ihrer melancholischen Schönheit empor schoß, wurde „sonderbarerweise bestärkt und genährt durch den Dichter, der doch so reine Heiterkeit zu verbreiten weiß. Hamlet und seine Monologen blieben Gespenster, die durch alle jungen Gemüther ihren Spuk trieben. Die Hauptstellen wußte ein Jeder auswendig, und Jeder glaubte, er dürfe eben so melancholisch sein als der Prinz von Dänemark, obgleich er keinen Geist gesehen und keinen königlichen Vater zu rächen hatte.“ Man könnte diese ganze Periode unserer poetischen Literatur die Hamletsche nennen, aus deren Düsternheit und Zerrissenheit eigentlich allein Goethe sich zum freundlichen Lichte hinaufrang^{*)}, während Andere, wie der unglückliche Lenz, daran im buchstäblichen Sinne untergingen. Denn fast könnte man sagen, war die Wirkung des mit Shakspeare neu aufgehenden Tagsgestirnes zu gewaltig für jene Zeit, und ihre Sehkraft fühlte sich durch seine Strahlen so geblendet, daß dadurch zunächst das Dunkel der Unsicherheit und die Mißgriffe der blind zutappenden Jugend nur vermehrt wurden. In diesem Sinne mochte Goethe später gegen Eckermann äußern, „daß er wohl gethan, sich in seinem Götz und Egmont Shakspeare vom Halse zu schaffen“, da er ihm noch fünfzig Jahre später so

^{*)} Ueber die Analogie jener ganzen Zeit zu Hamlets Charakter vergl. Prutz in den Hall. Jahrb. Nr. 105 und 106.

überreich und gewaltig erschien, daß eine produktive Natur von ihm alle Jahr nur Ein Stück lesen dürfe, wenn sie nicht an ihm zu Grunde gehen wolle. Seine Genossen dagegen wagten das Unmögliche, indem sie Shakspeare und seine Poesie in eine Zeit und in Umgebungen reproduziren wollten, denen zu den Bedingungen jener poetischen Existenz nicht mehr als Alles fehlte, die vielmehr in Allem das vollständigste Gegentheil der Weltlage zu Shakspeare's Zeit darboten. Goethe's Genius hingegen leitete den Strom der empfangenen Anregung in mäßigere Kanäle und blieb in *Egmont* *), wie in *Clavigo*, seiner Natur eben so treu wie dem Zuge des Geistes der Zeit. Und wenn wir das für die objective Betrachtung seiner Werke zu beklagen haben, so muß der Historiker doch die Naturnothwendigkeit dieses Schaffens anerkennen. Uebrigens erscheint es natürlich, daß zu jener Zeit, wo es dem strebenden Jünglinge weniger um das begreifende Erkennen der Verdienste seines Meisters, als um die hingebende Theilnahme und „lebendige Nachbildung“ zu thun war, sich gerade die dramatische Potenz seines Geistes am lebhaftesten zur schaffenden Wirksamkeit aufgefordert fühlen mußte. Alles dramatische Talent, was in Goethe war, ward in dieser Periode durch Shakspeare ins Leben gerufen, in dessen Stücken er „alle Vorgefühle, die er jemals über Menschheit und ihre Schicksale gehabt, die ihn von Jugend an, ihm selbst unbewußt, begleiteten, erfüllt und veredelt wieder fand“, und wo ihn der Einblick in diese neue Welt reizte, in der wirklichen Welt schnellere Fortschritte vorwärts zu thun, sich in die Fluth der Schicksale zu mischen, die über sie verhängt sind, und „dereinst — aus

*) Goethe's Werke 26, 350. Eckermann I, 232.

dem großen Meere der wahren Natur wenige Becher zu schöpfen, und sie von der Schaubühne dem lechzenden Publikum seines Vaterlandes auszuspenden.“ Es ist interessant, mit diesen Worten das Geständniß zu vergleichen, welches er unmittelbar nach der Vollendung des Meißter im Jahr 1797 gegen Schiller über sein Verhältniß zur dramatischen, und insbesondere zur tragischen Poesie ablegt. Hier bekennt er, daß er tragische Situationen lieber vermieden als aufgesucht habe, weil ihn dabei ein zu großes pathologisches Interesse in Anspruch genommen; und meint, daß es einer der Vorzüge der Alten sei, daß das höchste Pathetische bei ihnen auch nur ein ästhetisches Spiel gewesen, da bei den Modernen die Natur wahrhaft mitwirken müsse, um ein solches Werk hervorzubringen. „Ich kenne mich zwar“, setzt er hinzu, „nicht selbst genug, um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte, ich erschrecke aber bloß vor dem Unternehmen, und bin überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte.“ Mit diesen Worten gibt er selbst schon die Antwort auf jene zweifelnde Frage; und Schillers tief eindringender Scharfblick fand das Wahre bald heraus. Die strenge gerade Linie, nach welcher der tragische Dichter fortschreiten müsse, sei es, die Goethe's (epischer) Natur nicht zusage, die sich überall mit einer freieren Gemüthlichkeit äußern wolle. Auch genire ihn die Berechnung auf den Zuschauer, von der sich der Poet nicht dispensiren könne, der Hinblick auf den Zweck, der äußere Eindruck. Kurz: Goethe sei wohl eben darum weniger zum tragischen Dichter geeignet, weil er so ganz zum Dichter in seiner generischen Bedeutung geschaffen sei.

Wie verschieden hiervon zeigt sich uns das Selbstbewußtsein Goethe's in seiner Rheinischen Periode, als sein Ody mit

Blitzesgewalt die Herzen der Nation entzündete, als selbst Klopstock und die Seinen, als Bürger und die Göttinger Bundesbrüder ihm enthuftastisch Beifall riefen, und getäuscht von dem Aeußerlichen der Kraft und Freiheitsflürmerci, Lenzens Dramen als Werke seines Genius begrüßten! *) Damals hatte er die Absicht, eine Reihe historischer Stücke zu schreiben, und trug sich einmal mit dem Plane zu einem Julius Cäsar, von dem er selbst vorher fühlte, daß er nicht Allen gefallen würde **). Allein je weiter er sich von dieser kritischen Epoche unserer Literatur entfernte, je klarer er über sich selbst und über die Richtung seines Genius wurde, desto weiter entfernte er sich von jenem Wege, der ihm in seiner thatdürftigen Jugend so lockend zu winken schien. Zwar ward er Shakspeare sein Leben hindurch „nicht los“, aber er ward ihm mehr und mehr eine „dämonische Erscheinung“, in deren Nähe es ihm je später je mehr unheimlich wurde, und die er sich endlich, um sich ihrer Uebermacht zu erwehren, unter einem ganz eigenthümlichen Gesichtspunkte so zurecht rückte, daß er in dem Grundverschiedenen sich selbst, in dem dramatischen Dichter par excellence den „generischen“, den Epiker und Fabulisten gefunden zu haben wähen konnte. Doch davon weiterhin.

*) Prutz, Göttinger Dichterbund S. 299.

***) Gervinus IV, 522.

Von Hamburg war mit Lessings Dramaturgie die theatra-
lische Befreiung unseres Dramas ausgegangen, und in Hamburg
war es, wo Schröder, der große deutsche Mime, Lessings
Lieblingsswunsch, Shakspeare auf der deutschen Bühne eingebür-
gert zu sehen, wenigstens zum Theil ins Leben rief. Angeregt
durch die von der genialen Schule hervorgerufene Stimmung
der Zeit, gefördert durch Hamburgs rege Verbindung mit Eng-
land, getrieben endlich durch eigne, früh erwachte Neigung zu
den Werken des britischen Dramatikers, wagte er den kühnen
Wurf: eine Reihe Shakspeare'scher Stücke nach eignen und
fremden Bearbeitungen auf die Bühne zu bringen. Damit that
er nicht einen Fortschritt bloß, sondern, wie Gervinus mit Recht
sagt, „einen riesigen Sprung“ in dem Entwicklungsgange un-
serer Bühne, der nur mit dem Verhältniß von Goethe's Poesie
gegen die frühere zu vergleichen ist. Schon in Schröders ver-
wiltbeter Knabenleben (1758) hatten Bruchstücke aus Hamlet,
Lear, Othello, die sein abenteuerlicher Jugendbeschützer Stuart
ihm aus dem Gedächtniß vortrug, den ersten zündenden Funken
geworfen *). Die Erscheinung von Wielands Shakspeare riß
den Jüngling zur guten Stunde mit Gewalt heraus aus einem
wüsten Leben, in welchem er auch sein darstellendes Talent ge-
gen das Ballet gänzlich vernachlässigte. Schröder verschlang die
Uebersetzung und machte sie zu seinem Handbuche. Erst fünf-
zehn Jahre später (1779) konnte er durch eisernen Fleiß dahin
gelangen, Shakspeare in der Ursprache zu studiren **). Noch im
Jahre 1771 durfte er nur in einem kleinen Vereine von Ham-

*) Schröders Leben von Meyer Th. I, S. 57.

***) Ebendasselbst S. 112 — 113.

burger Theaterfreunden, dem auch Brockmann beitrug, seinen Wielandschen Shakspeare neben Steinbrückels Theater der Griechen und anderen der Aufführung versagten Schätzen durch Vorlesungen nahe bringen, in die sich seit 1773 auch die Werke Goethe's und seiner Genossen einreihen *). Ihm behagten besonders die kühnen und eigenstnigen Schöpfungen Lenzens, dem er unwiderstehliche Wirksamkeit beimas, „wenn er das Herkommen nur ein wenig schonen wollte.“ Das Trefflichste der verschiedenen Zeiten und Völker mit unserer Nation zu vermitteln, dies Streben, in welchem er selbst sehnsüchtig auf Sophokles und Euripides hinüber blickte und dem Philoktet und Oedipus auf Kolonos, der Antigone und Iphigenia in Aulis Bahn zu brechen wünschte, gelang ihm allein und für jene Zeit vollständig, mit Shakspeare's Werken. Auf einer Reise 1776 sah er in Prag zuerst eine schlechte Wienerische Bearbeitung des Hamlet, und zwei Monate später (den 20. September) ward der Anfang des Wagemstücks in Hamburg gemacht: Schröders Bearbeitung des Hamlet zum Erstenmale gegeben und an den nächstfolgenden Tagen wiederholt. Wielands Uebersetzung lag zum Grunde, die Verse der Schauspielscene waren der Wiener Bearbeitung entlehnt, Brockmann gab den Hamlet. Die Wirkung war ungeheuer. Hamlet und Brockmann waren in Hamburg das Tagesgespräch, beschäftigten die zeichnenden und bildenden Künste und standen in getriebenem Bildwerk, in Kupferstichen und Münzen vor den Schauläden. Reimarus der jüngere bewunderte vorzüglich den von Schröder dargestellten „Geist.“ Die

*) Ebendasselbst S. 223.

Aufführungen drängten sich; neue Scenen, wie die Todtengräberscene, wurden aufgenommen und mit Beifall begrüßt.

Nachdem so der erste Wurf gelungen war, schritt der begeisterte Künstler unaufhaltsam weiter. Schon wenige Wochen später wagte man sich mit Othello hervor. Und ob schon trotz des nach der ersten Aufführung umgeänderten tragischen Ausgangs in einen glücklichen, Brockmanns Othello (Schröder gab den Iago) nicht die Wirkung Hamlets machen wollte, ließ sich Schröder doch nicht abschrecken. In rascher Folge brachte er (1777—1780) den Kaufmann von Venedig, die Irrungen (nach Großmann), Maß für Maß, König Lear, Richard II., Heinrich IV. (beide Abtheilungen in Eins gedrängt), Macbeth (nach Wielands Uebersetzung, mit Bürger's von Stegmann componirten Herenchören), viel Lärmen um Nichts (nach Engels schlechter Bearbeitung), die gezähmte Keiferin (nach Schincks Einrichtung), später sogar in Wien Cymbeline, wiederholt auf die Bühne. Nur schwer enthielt er sich seines Lieblingsstücks Julius Cäsar, aus demselben Grunde, weshalb er Lessings Nathan nicht aufzuführen wagte, weil er sich nie getraute, es nach Würden zu besetzen.

Die Wirkungen dieser Thätigkeit waren unberechenbar. Brockmann feierte 1777 in Berlin mit Shakespeare'schen Darstellungen seine glänzendsten Triumphe und brachte den Genius des großen Briten selbst den Wienern nahe. Die Rolle Hamlets, welche nach Brockmanns Abgange von Hamburg Schröder übernahm, ward dort innerhalb vier Wochen von vier verschiedenen Darstellern fünfmal vorgeführt. In Berlin spielte Schröder, den im Laufe eines Monats in Hamburg viermal gegebenen Fallstaff eben so oft an vier auf einander folgenden Abenden,

zweimal den Lear, sechsmal den Hamlet. In Wien feierte bei seiner ersten Kunstreise sein Lear trotz aller Kabaleu die glänzendsten Triumphe. Kauniz, der Kaiser selbst wurden hingerissen; eine Schauspielerin, die bisher neben Brockmann die Conerill gespielt hatte, ward durch Schröders Spiel so furchtbar ergriffen, daß sie nie mehr bewogen werden konnte, die Rolle der verfluchten Tochter wieder zu übernehmen. Bei seinen Darstellungen Hamlets in Wien mußten Tausende von Zudringenden abgewiesen werden, man drohte das Haus zu stürmen. Ähnlich wirkten seine Darstellungen in München, Mannheim und andern Orten. Aber auch Schröder selbst ward, was er geworden, der größte Schauspieler seiner Nation, erst durch Shakspeare. Durch ihn lernte er die Fülle seiner schöpferischen Kräfte kennen, indem er diese größten und wunderbarsten Schöpfungen durch seinen Genius belebte und so Vielen verständlich machte *). Keinen Dichter, sagt sein Biograph, hielt er höher, keinen hatte er tiefer studirt. „Selbst seine Fehler — wenn er deren hat, die nicht vielmehr Fehler seiner Zeit und ihrer Bedingnisse genannt zu werden verdienen — waren ihm nicht anstößig. Erlaubte er sich dennoch nicht, ihn unverändert und unverkürzt auf die deutsche Bühne zu bringen, so zog der vorsichtige Schauspielvorsteher sicherlich mehr den Geschmack seiner Zuschauer und seiner Zeit als den seinigen zu Rathe. Sogar im Vaterlande des Dichters hat man sich zu ähnlichen Aufopferungen genöthigt gesehen. Schröder gab ihm dagegen fast bei jeder Vorstellung mehr von seinen Schätzen zurück. Seine

*) Vergl. Tiecks Einleitung zu Schröders Werken Th. I, p. LXI...
A. W. Schlegel in den Horen von 1796 VI, 4. p. 78.

gedruckten Bearbeitungen sind weder was sie bei den ersten Vorstellungen waren, noch bei den letzten wurden.“ Dies ist bei weitem vorsichtiger und wahrer, als was Goethe, der sich mit Schröders epitomatorischem Verfahren wiederholt im Einverständniß erklärt, in dem Aussage: „Shakspeare und kein Ende“ darüber bemerkt. Er hielt sich, heißt es dort, ganz allein an das Wirksame, alles andere warf er weg, ja sogar manches Nothwendige, wenn es ihm die Wirkung auf seine Nation, auf seine Zeit zu stören schien. Als Beleg führt hier Goethe Schröders Bearbeitung des Lear an, bei welcher er durch Weglassung der ersten Scene zwar allerdings „den Charakter des Stückes aufgehoben, aber im Grunde damit doch Recht gehabt habe. Denn Lear erscheine in jener Scene so absurd, daß man seinen Töchtern in der Folge nicht ganz Unrecht geben könne. „Lassen wir dies merkwürdige Goethe'sche Urtheil einstweilen auf sich beruhen und halten nur die Thatsache fest, daß Schröders Verfahren bei der Bearbeitung Shakspeare'scher Stücke, wie wir es hier und an andern Orten von Goethe als das allein richtige höchlich gebilligt sehen, in einem ganz entsprechenden Verhältnisse zu der Art und Weise stand, wie zu seiner Zeit Shakspeare's Werke auf unsere junge poetische Literatur einwirkten. Wie deren Vertreter sich vorzugsweise an dem Stofflichen, Großen des Gehalts, wenn auch bis zur Berausung, begeisterten, und zuletzt jene folgenreiche Maxime gewannen, daß der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes Anfang und Ende aller Kunst sei: so hielt auch jener große Künstler, als er es zuerst wagte, Shakspeare's Schöpfungen auf unserer Bühne zu verlebendigen, sich an den Kern des Wirksamen, und verfuhr dabei mit einer Freiheit und selbst Ungebundenheit, die der Erfolg

bewährte. Dennoch aber stand er auch hier hoch über den Bröm-
mel, Großmann, Schink, Engel, Bock u. A., gegen deren Miß-
handlungen Shakspeare'scher Dramen *) Schröders Bearbeitungen
als wahre Meisterwerke erscheinen, und einer Zeit auch wirklich
erschienen, die zwar „noch nicht den ganzen Shakspeare, aber
doch schon Shakspeare wollte“ und jene Rohheiten mit gesundem
Takte verwarf.

Durch Schröders Verdienst ward also Shakspeare auf un-
serer Bühne eingebürgert. Große Talente, wie Eckhof, Brock-
mann, Fleck, Iffland, Reinicke, und später Devrient, Unzel-
mann, Gclair u. A. machten die Nation mit seinen Gestalten
mehr und mehr vertraut. Goethe, der inzwischen in Weimar
die Leitung des Theaters übernommen hatte, bestrebte sich, „die
Masse der sich im Cirkel herumtreibenden Tagesprodukte Iff-
lands, Schröders, Babo's, Ziegler's, Kogebue's, und was alles
sonst noch damals für den Tagesbedarf der Bühne schrieb, durch
einen mäßigen Zusatz von Shakspeare, Gozzi und Schiller
geistiger zu erheben **). In seinen biographischen Annalen fin-
den wir jeden Gewinn eines neuen Shakspeare'schen Stückes für
die Weimarische Bühne sorgfältig verzeichnet, wo denn Macbeth,
König Johann, Romeo und Julie, der Kaufmann von Vene-
dig und Julius Cäsar besonders hervorgehoben werden. Am
populärsten aber war und blieb Hamlet, dieser Lieblingscharak-
ter der Zeit, und namentlich seit ihn Goethe in seinen Meister

*) Man lese nur, was über Brömels: Hannibal von Donnersberg
(nach Shakspeare's lustigen Weibern von Windsor) und Engels: Ver-
mählungstag (nach: Viel Lärmen um Nichts) Meyer I, S. 318 u.
390 berichtet.

**) Goethe's Werke 30, 257.

hineingezogen hatte, ward dies Shakspeare'sche Werk eigentlich der Vertreter des Dichters in Deutschland, das nicht müde wurde, ihn zu sehen, zu lesen, zu commentiren und mit ächter Geistesverwandtschaft an ihm herumzudeuteln und zu grübeln und die Schärfe der nach immer neuen Tiefen des Verständnisses spähenden Augen bis zur Uebersichtigkeit anzustringen.

Die Wielandsche, von Eschenburg verbesserte und vervollständigte Uebertragung Shakspeare's *) konnte bald den gesteigerten Anforderungen einer poetischen und ästhetischen Kultur nicht mehr genügen, die, genährt an den Schöpfungen Goethe's und Schillers, sich in wenigen Jahrzehenden weit über jenen früheren Standpunkt hinausgeschwungen hatte. In diese Lücke trat A. W. Schlegel ein, und seine Uebersetzung bildet den Markstein einer neuen Epoche für die Wirksamkeit Shakspeare's in deutscher Literatur und Kunst. „Von allem, was diesem Uebersetzungskünstler gelungen ist, muß man die Uebertragung des Shakspeare als sein vollendetstes Werk erkennen, und der Einfluß, den diese Arbeit auf unsere Sprache, Literatur und Dichtkunst ausgeübt hat und noch in Zukunft ausüben wird, ist nicht zu berechnen.“ Von diesem Urtheile Tieck's **) wird auch die haarspaltendste Kritik nichts abdingen, kein Mißwollen den Satz bestreiten können: daß wie die Bibel durch Luther,

*) Ueber Eschenburgs Verdienst bei dieser Arbeit vergleiche man A. W. Schlegel in den Horen von 1796 IV, 2. p. 78.

**) S. Vorrede zu der neuen Ausgabe der Schlegelschen Uebersetzung Shakspeare's vom Jahr 1825, wo die Verdienste Schlegels um Shakspeare ausführlicher gewürdigt werden.

Homer durch Voss, so Shakspeare's Dichtungen erst durch Schlegel vollkommen deutsches Eigenthum geworden sind.

Schon zu Ende der achtziger Jahre hatte Schlegel, durch die großartigen Wirkungen Shakspeare's auf der deutschen Bühne angeregt, mit dem damals in Göttingen am Hungertuche der Privatdocentenschaft nagenden Bürger gemeinsam an einer Nachbildung des Sommernachtstraums gearbeitet. Allein dieser Jugendversuch erschien ihm später selbst so ungenügend, daß er seinen Antheil vollständig umschmolz und Bürger's noch freiere Arbeit ganz bei Seite legte. Dagegen behielt er, mit Wieland's Erlaubniß, dessen Uebersetzung des Possenspiels Pyramus und Thisbe bei, weil er sich, nach seinem eignen Geständnisse, nicht getraute, sie zu übertreffen. Ueberhaupt war er so weit entfernt, seines Vorgängers Verdienst zu verkennen, daß er die „herkullische Arbeit desselben zu einer Zeit, da man so viel weniger Hülfsmittel für die Kenntniß der englischen Sprache besaß, und wo selbst in England noch wenig für die Erläuterung des oft so schweren, hier und da ganz unverständlichen Dichters geschehen war“, dankbar hervorhob. In den Horen, in welchen Schlegel auch die ersten Proben seiner neuen Uebersetzung mittheilte, findet sich ein Aufsatz von ihm *), in welchem er seine Ansichten und Grundsätze für eine neue Uebersetzung Shakspeare's ausführlich entwickelte. Die bisherigen Uebertragungen waren in Prosa gewesen, in Prosa war Shakspeare auf unsere Bühne gebracht. An die Prosa war man durch Lessing, so wie durch Goethe's und Schiller's dramatische Jugendarbeiten, um von den

*) Horen von 1796 Bd. IV, St. 2. p. 57—112. „Etwas über Shakspeare bei Gelegenheit Wilhelm Meisters.“

andern ganz zu schweigen, so sehr gewöhnt, daß nach der herrschenden Ansicht noch damals Vers und Rhythmus an einem Drama für einen entbehrlichen, wo nicht ungehörigen und hindernden Zierrath gehalten ward, durch welchen der Natur und Darstellung des Wirklichen, auf die es doch im Drama allein ankomme, Eintrag geschehe *). Hiergegen trat nun Schlegel in jenem Aufsatze mit Nachdruck auf. Siegreich widerlegte er die Einwendungen Diderots und Lessings gegen Vers und wiederkehrenden Rhythmus, den er als den „Pulsschlag des Lebens in der Poesie des Stiles“ nachwies. Er zeigte das Formlose und Unpoetische jener beliebten „poetischen Prosa“, während er nicht nur historisch die Verbindung von Vers und Drama aufzeigte, sondern auch erwies, daß die nothwendige Idealität und Freiheit der Sprache erst durch jene Fessel rhythmischer Form erworben werde. Er vindicirte dem fünffüßigen Jamben sein Recht für den dramatischen Dialog gegen den gereimten Alexandriner der Franzosen, entwickelte die Fülle der Schönheit, welche in der formalen Sprachdarstellung und ihren verschiedenen Stilarten bei Shakespeare liege, und behauptete, daß die Schwierigkeiten einer poetischen deutschen Uebersetzung desselben keineswegs unübersteiglich seien und — glücklich überwunden — eine weit treuere Nachbildung liefern würden, als die wortgetreueste prosaische Uebersetzung. Und dieser, für jene Zeit verwegenen Behauptung ließ er unmittelbar den thatsächlichen Beweis so überzeugend folgen, daß alle Gegner zum Schweigen gebracht wurden.

*) Hielt doch Engel, der vielgepriesene, noch den Gebrauch des Verses im griechischen Drama für ein Zeichen der Unbildung und für eine Erfindung der Noth wegen der Größe der alten Theater! Vergl. Servinus V, 547.

Mit Schlegels Uebersetzung Shakspeare's waren jene obigen, für die Poesie und unsere für Literatur so unendlich wichtigen Sätze unwidersprechliches Eigenthum der Nation geworden, die seine Arbeit mit ungetheiltem Beifall begrüßte, und nun erst den britischen Dichter ganz zu dem ihrigen machte *).

Das erste Erscheinen dieser neuen Uebersetzung trifft genau mit der Zeit zusammen, in welcher sich Schiller aus den Gebieten der Lyrik und Didaktik aufs Neue und ausschließlich dem Drama zuwendete. Gewiß war jene neue merkwürdige Gestalt, in welcher ihm jetzt die Werke des britischen Meisters vorgeführt wurden, nicht ohne Einfluß auf diesen Wendepunkt. Wir wissen, daß er damals die Wallensteinische Prosa in Verse umsetzte und überall der Prosa im dramatischen Gedicht den Abschied gab, wie sie gleichzeitig Goethe entschieden verwarf. Schon in der Epoche der „Räuber“ hatte sich Schiller an Shakspeare's Genius entzündet **). Jetzt, zwanzig Jahre später, war die

*) Man vergleiche die treffliche Würdigung der Verdienste Schlegels um Shakspeare bei Gervinus V, 633.

***) Eine einzelne Stelle, welche einer seiner Lehrer, der Prälat von Abel, in der Unterrichtsstunde vorlas, traf den Jüngling wie ein elektrischer Schlag. Wielands Uebersetzung, die er sich zu verschaffen wußte, ergriff ihn „gleich dem gewaltigen felsenstürzenden Strome und gab seinem ganzen Talent die entschiedene Richtung zum Dramatischen.“ Doch „empörte anfangs Shakspeare's Kälte und Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen“, das Herz des jugendlichen Dichters. „Durch die Bekanntschaft mit neueren Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerst aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektiren, war es mir unerträglich, daß der Poet sich hier gar nirgends fassen ließ und mir nirgends Rede stehen wollte. Mehrere Jahre hatte er schon meine Verehrung und sogar mein Studium, ehe ich sein Individuum lieb gewinnen konnte. Ich war noch nicht fähig, die

Wirkung eine unendlich tiefere. Hatte er früher schon durch die Dramen seiner ersten Periode die gährenden Elemente der siebenziger Jahre nach Form und Inhalt so vollständig und erschöpfend zur Darstellung gebracht, daß nach Goethe's Ausdruck keine Aussicht war, „diese Produktionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten“ *), so ging er jetzt mit jedem Schritte, den er vorwärts that, mit immer steigender Sicherheit dem großen Ziele entgegen, die moderne Zeit in gleicher Weise, wie Shakspeare das Mittelalter, in den Bereich der Tragödie zu ziehen und so den Grundstein zu einem neuen selbstständigen Drama zu legen, welches nicht in einem fremden, sondern in dem eigensten Geiste der Zeit des Dichters seine mächtigen Wurzeln trieb. Gerade in der Entstehungszeit des Wallenstein, der auch davon die sichtbarsten Spuren trägt, finden wir ihn eifrig mit Shakspeare beschäftigt **); und während thatsächlich seine Werke die Originalität unseres Dramas retteten, welche gerade damals durch die überwuchrende Einwirkung Shakspeare's und Calderon's bedrohlich gefährdet erschien ***), fühlte er gleichwohl, daß durch eine Bearbeitung Shakspeare's für die deutsche Bühne „eine Epoche eingeleitet werden könnte“, und faßte den Entschluß, eine solche herbeizuführen. Weit tiefer als aus der Ari-

Natur aus der ersten Hand zu verstehen.“ (Ueber naive und sentimentale Dichtung. Ausg. in einem Bande 1830, S. 1236 b.) Und in seiner Selbstkritik der Räuber sagt er: „Wenn man es dem Verfasser nicht an den Schönheiten anmerkt, daß er sich in seinen Shakspeare vergafft hat, so merkt man es desto gewisser an den Ausschweifungen.“

*) Vergl. Gervinus V, 135 ff.

**) Briefwechsel mit Goethe II, 273. III, 85, 339 u. a. a. D.

***) Gervinus V, 563.

stotelischen Poetik, zu der ihn sein theoretischer Drang getrieben hatte, und die er so vortrefflich zu würdigen wußte, schöpfte er aus Shakspeare's Meisterwerken die Fülle dessen, was tragisch und dramatisch sei; und eine kurze Kritik des Sophokleischen König Oedipus in einem Briefe an Goethe aus dieser Zeit bezeugt *), wie scharf und sicher er das Wesen der antiken Tragödie und zugleich die unermessliche Kluft ergründet hatte, welche sie von der modernen scheidet. Die Wirkung der historischen Stücke Shakspeare's auf ihn schildert ein Brief, den er gegen Ende des Jahres 1797 an Goethe schrieb. „Ich las in diesen Tagen (schreibt er) die Shakspeare'schen Stücke, die den Krieg der zwei Rosen abhandeln, und bin nun, nach Beendigung Richards III., mit einem wahren Staunen erfüllt. Es ist dieses letzte Stück eine der erhabensten Tragödien, die ich kenne, und ich wüßte in diesem Augenblicke nicht, ob selbst ein Shakspeare'sches ihm den Rang streitig machen kann. Die großen Schicksale, ausgesponnen in den vorhergehenden Stücken, sind darin auf eine wahrhaft große Weise geendigt und nach der erhabensten Idee stellen sie sich nebeneinander. Daß der Stoff schon alles Weichliche, Sentimentale ausschließt, kommt dieser hohen Wirkung sehr zu statten **). Alles ist energisch darin und groß; nichts Gemeinmenschliches stört die reine ästhetische Nüchternheit und es ist gleichsam die reine Form des tragisch Furchtbaren, was man genießt. Eine hohe Nemesis wandelt durch das Stück in allen Gestalten; man kommt nicht

*) Briefwechsel mit Goethe III, S. 290.

**) In dieser Aeußerung liegt ein offener Fingerzeig auf eine ganz neue Entwicklung Schillers selbst.

aus dieser Empfindung heraus von Anfang bis zu Ende. Zu bewundern ist's, wie der Dichter dem unbehülflichen Stoffe immer die poetische Ausbeute abzugewinnen wußte, und wie geschickt er das repräsentirt, was sich nicht repräsentiren läßt, ich meine die Kunst, Symbole zu gebrauchen, wo die Natur nicht kann dargestellt werden. Kein Shakespeare'sches Stück hat mich so sehr an die griechische Tragödie erinnert. Der Mühe wäre es wahrhaftig werth, diese Suite von acht Stücken, mit aller Besonnenheit, deren man jetzt fähig ist, für die Bühne zu behandeln. Eine Epoche könnte dadurch eingeleitet werden.“ — Goethe antwortet darauf beipflichtend und räth, das Unternehmen gleich nach Beendigung des Wallenstein zu beginnen: „Ich wünsche sehr (schreibt er in dem antwortenden Briefe), daß eine Bearbeitung der Shakespeare'schen Produktionen Sie anlocken könnte. Da so viel vorgearbeitet ist und man nur zu reinigen, wieder aufs Neue genießbar zu machen hat, so wäre es ein großer Vortheil. Wenn Sie nur erst durch die Bearbeitung des Wallenstein sich recht in Uebung gesetzt haben, so müßte jenes Unternehmen Ihnen nicht schwer fallen.“

Bekanntlich ging Schiller in der Folge wirklich an das Werk, indem er den Macbeth für die Weimariſche Bühne bearbeitete. Welche Mißgriffe er dabei auch gethan — und schon Schlegel hat auf die hauptsächlichsten aufmerksam gemacht — sie bleiben jedenfalls weit hinter demjenigen zurück, was in dieser Beziehung von Goethe's Verfahren mit dem Romeo erst neuerlich zu allgemeiner Kenntniß gekommen ist. Im Ganzen hat die Weimariſche Bühne für Shakespeare's Restauration nur wenig gethan. Gervinus schiebt die Schuld auf das Schauspiel-

lerpersonal, an dem überhaupt die Wiedereinführung Shakspeare's bei uns scheiterte, der für die kleinste Rolle einen Schauspieler verlange, an dem jeder Zoll ein Künstler sei *). Allein dies erklärt nicht Alles. Das Weimarische Theaterpersonal war vielleicht eines der besten, das je eine deutsche Bühne besessen, und von der Fülle guter Schauspieler zu Shakspeare's Zeit läßt sich leicht und viel reden, aber wenig beweisen. Wäre nicht Schiller durch seinen frühen Tod an der Ausführung seines Planes gehindert worden, er würde wahrscheinlich Shakspeare's Heimath auf unserer Bühne mit durchgreifenderem Erfolge gegründet haben, als Goethe, der um diese Zeit sich bereits von der Begeisterung für Shakspeare eben so weit zu entfernen begann, als er sich der regelrechteren französischen Manier zuneigte, und dem nach und nach die richtige Würdigung Shakspeare's als dramatischen Dichters ganz abhanden kam. Schiller dagegen war im entgegengesetzten Falle. In der Fülle seiner schöpferischen Kraft und bewußten Kunsteinsicht ergriff ihn der Genius des großen Briten mit derselben Macht, mit welcher er die Jugend Goethe's hingerissen hatte. Hier mußten die Wirkungen verschieden sein, und diese Verschiedenheit würde sich im Laufe der Zeit noch stärker herausgestellt haben. Schon damals gingen, wie wir sahen, beide Dichter bei Shakspeare am weitesten auseinander. Schiller knüpfte an das Unternehmen der Einführung Shakspeare's auf unserer Bühne eine Epoche; Goethe hielt es mit Karl August, der sich von der Restauration der französischen Tragödie ein Gleiches versprach. Schillers Bearbeitung des Macbeth hält sich bis heute auf den Bühnen; Goethe's Versuch mit Romeo

*) Gervinus V, 561.

und Julie fiel überall durch und existirt nur noch als literarisches Curiosum. Schiller nahm, je weiter er fortschritt, nur um desto mehr von Shakspeare auf, dessen Iulius Cäsar ihm zu seinem Tell die Idee gegeben hatte *). Goethe entfremdete sich mit jedem seiner Dramen mehr von dem Briten, und in demselben Jahre, in welchem Schiller den Wallenstein abschloß, warf jener in der natürlichen Tochter die letzte Spur alles Dramatischen von sich.

Wir stehen hier an einem Scheidewege unserer Darstellung. Schillers Tod bildet den Wendepunkt für Goethe's Verhältniß zu Shakspeare, dessen veränderte Gestalt wir jetzt ins Auge zu fassen und in seinem Gegensatze mit den gleichzeitigen Bestrebungen der romantischen Schule zu betrachten haben. Merkwürdig genug werden wir hier Goethe genau die Stelle derjenigen Richtung einnehmen sehen, gegen welche der Aufschwung seiner Jugend so stürmisch erfolgreich in die Schranken getreten war. Auch Herder fiel in seiner zweiten Periode von sich selber ab; und er, der einst keine höhere Aufgabe für einen Dichter kannte, als Shakspeare seiner Nation zuzuführen, „eiferte später wie ein Superintendent des siebenzehnten Jahrhunderts“ gegen Theaterunterhaltung, und während er früher mit Lessing Corneille's Helden belachte, empfahl er später die französischen Dramen als treffliche Sittengemälde **).

*) Gervinus V, 566. Schwab, Schillers Leben S. 737.

***) Gervinus IV, 479 ff.

II.

Die ungemessene Begeisterung, mit welcher sich in der Zeit der hingebendsten Receptivität und des ersten, unmittelbaren, aller kritischen Reflexion abholden Jugenddranges Goethe und seine Genossen dem Einflusse Shakespeare's hingeeben hatten, war in der Periode, welche das Zusammenleben Goethe's und Schillers bezeichnet, einem bewußteren Verständnisse gewichen. Mit der abnehmenden Kraft der Produktion, namentlich der dramatischen, ging die vorwiegende kritische Richtung Hand in Hand, getragen von der Philosophie jener Zeit, welche auch in das Gebiet des Schönen und der Kunst sich den Weg zu bahnen begann. Der Dichter der Weltgeschichte und ihres Geistes fing an mehr und mehr dem Dichter der Subjectivität zu mißbehagen, je bedrohlicher die geschichtliche Entwicklung dem Frieden und dem behaglichen Otium dieser Subjectivität nahe trat. Dazu gesellte sich als äußerlicher Umstand das Tagesbedürfniß der Bühne, deren Leitung auf Goethe'n nach Schillers Tode wieder allein lastete. Je angelegentlicher er sich mit derselben beschäftigte, desto fester gestaltete sich bei ihm jene bühnenpraktische Scheidung dessen, was dramatisch, von dem, was theatralisch und sinnlich darstellbar sei, eine Scheidung, welche aus völliger Verwirrung

über den Begriff des Dramatischen entsprungen, unserer Bühne schwer geschadet und Urtheil und Geschmack des Publikums unglaublich verwirret hat. Oder war es kein Unglück für das deutsche Theater, daß die höchste Autorität der Nation, daß Goethe, indem er jene äußerlich gewonnenen Maximen und Maßstäbe an Shakespeare's Werke anlegte, zuletzt vor aller Welt mit dem Resultate des Ausspruchs hervortrat: daß sie nicht für die Augen des Leibes seien, und daß sie viel weniger sinnliche That als geistiges Wort enthielten?*) Dies führte ihn denn ganz consequent zu der Ansicht: daß die vollkommenste Verfinnlichung der Shakespeare'schen Stücke nicht durch wirkliche Bühnendarstellung, sondern allein durch recitirendes Vorlesen möglich sei. Ja er ging noch weiter, und behauptete, „daß Shakespeare in der Geschichte des Theaters nur zufällig (!) auftrete“, und sein Verdienst nothwendig in die Geschichte der Poesie gehöre. Weil man ihn hier unbedingt verehren könne, so müsse man dort die Bedingungen erwähnen, in die er sich fügte, und diese Bedingungen nicht als Tugenden oder Muster anpreisen. Nach jener bekannten begrifflosen Scheidung von „Epos, Dialog, Drama und Theaterstück“ erschienen ihm Shakespeare's Werke vorzugsweise als untheatralische Dramen, als Gespräche in Handlungen, wenn sie auch nur vor der Einbildungskraft geführt würden. Shakespeare gewinne den Leser durch seine Behandlungsart, das innerste Leben hervorzuföhren**), wogegen ihm (Shakespeare'n) die theatralischen Forderungen nichtig erschie-

*) Hiergegen hatte also Schlegel in den Horen a. a. Orte S. 94 ff. umsonst gepredigt!

**) Werke 45, S. 52 ff. Die dortigen Aufsätze über Shakespeare sind in den Jahren 1813 und 1816 geschrieben.

nen, und so mache er sich's bequem, und man lasse sich's, geistig genommen, mit ihm bequem werden, man springe mit ihm von Localität zu Localität und unsere Einbildungskraft ersetze alle Zwischenhandlungen, die er auslasse, zumal da ihr die Theaterform, unter der alles vorgebracht werde, zu Hülfe komme. Denn mit den Brettern, die die Welt bedeuten, seien wir bekannter als mit der Welt selbst, und das Wunderlichste, was wir läsen und hörten, müsse, meinten wir, doch auch da drohen wohl vor unsern Augen vergehen können. An diesem Irrthum scheitere denn auch so oft die Bearbeitung beliebter Romane in Schauspiele. Genau genommen (fährt er fort), so ist nichts theatralisch, als was für die Augen zugleich symbolisch ist: eine wichtige Handlung, die auf eine noch wichtigere deutet. Nun habe zwar Shakspeare, wie einzelne Beispiele bezeugten, auch diesen Gipfel zu erfassen gewußt. Aber dies seien eben nur Momente, ausgesäete Juwelen, die durch viel Untheatralisches auseinander gehalten werden. „Shakspeare's Verfahungsart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerstrebendes, sein großes Talent ist das eines Epitomators, und da der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erscheint, so müssen wir auch hier Shakspeare's großes Verdienst anerkennen. Nur leugnen wir dabei, und zwar zu seinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für sein Genie gewesen. Indessen veranlaßt ihn gerade diese Bühnenenge zu eigener Begränzung. Hier aber nicht, wie andere Dichter, wählt er sich zu einzelnen Arbeiten besondere Stoffe, sondern er legt einen Begriff in den Mittelpunkt und bezieht auf diesen die Welt und das Universum. Wie er alte und neue Geschichte in die Enge zieht, kann er den Stoff von jeder Chronik brauchen,

an die er sich oft sogar wörtlich hält. Nicht so gewissenhaft verfährt er mit den Novellen, wie Hamlet bezeugt, Romeo und Julie bleibt der Ueberlieferung getreuer, doch zerstört er den tragischen Gehalt derselben beinahe ganz durch die zwei komischen Figuren Mercutio und die Amme. Betrachtet man die Dekonomie des Stückes recht genau, so bemerkt man, daß diese beiden Figuren und was an sie gränzt (hier meint Goethe, wie wir weiterhin sehen werden, die Bedientenscenen) nur als possenhafte Intermezziisten auftreten, die uns bei unserer folgerechten, Uebereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich sein müssen.“

Mit dieser letzten Wendung giebt uns Goethe, ohne es zu wissen, den Schlüssel zu all den Wunderlichkeiten und Verkehrtheiten, die sich hier innerhalb so weniger Zeilen über den britischen Dichter in so reicher Fülle zusammengedrängt finden. Dieser Maßstab der „folgerechten, Uebereinstimmung liebenden Denkart“, an Shakespeare gelegt, mußte nothwendig, trotz so mancher geistreichen Aperçu's im Einzelnen, zu einer Mißkennung des Dichters und seiner dramatischen Kunst führen, wie sie uns hier bei dem kritistrenden Dichter in augenfälliger Weise begegnet. Ehe wir jedoch uns die praktischen Konsequenzen dieser Ansichten, über welche indeß das kritische Bewußtsein der Zeit längst hinausgeschritten ist, ja über welche schon Lessing weit hinaus war, an einem Beispiel klar machen, wollen wir zusehen, wie Goethe sich das „Räthsel“ auflöste: daß Shakespeare eigentlich kein „Theaterdichter“, sondern mehr „Dichter überhaupt“ sei. Die Unvollkommenheit der englischen Bretterbühne zu Shakespeare's Zeit, bei der sich keine Spur von der heutigen Natürlichkeitsforderung finde, in welche wir

nach und nach durch Verbesserung der Maschinerie, der perspectivischen Kunst und der Garderobe hineingewachsen sind, und von wo man uns wohl schwerlich in jene Kindheit der Anfänge wieder zurückführen dürfte, — sie ist es, nach Goethe, welche Shakespeare's Stücke als höchst interessante Märchen, nur von mehreren maskirten Personen erzählt, erscheinen ließ, wobei denn dem Zuschauer überlassen geblieben, sich Paradies und Paläste zu imaginiren. — Das ist die Auflösung des Räthsels! Also, weil sich in unsern Tagen der ganze theatralische Apparat bedeutend vervollkommenet hat, darum sind Shakespeare's Stücke nicht mehr, was sie zu ihrer Zeit waren und einzig sein wollten, Bühnenstücke! In der That ein merkwürdiger Schluß, und ganz besonders merkwürdig im Munde dessen, der den zweiten Theil des Faust unbedenklich für ausführbar hielt, und zu einer Zeit, wo die äußere theatralische Kunst in Opern und Zauberstücken weit größere Schwierigkeiten überwunden hat, als Shakespeare's Werke selbst dem eingeseleischtesten „Natürlichkeitsforderer“ darbieten. Nein wahrlich, diese Maus von Auflösung bildet einen komischen Contrast zu dem Räthselberge, den sich Goethe hier zusammengetürmt hat, um seinen Shakespeare als das Abstractum eines „Dichters überhaupt“ erscheinen zu lassen. So kann es denn auch nicht Wunder nehmen, daß er sich mit bitterer Polemik gegen Tieck wendete, der gerade damals eine, der seinen schnurstracks zuwiderlaufende Ansicht geltend machte; daß er über das Vorurtheil spöttelte, nach welchem man Shakespeare unverkürzt auf den deutschen Bühnen aufgeführt wissen wollte, und wenn „Schauspieler und Zuhörer daran erwürgen sollten“; daß er behauptete, wenn man ein Shakespeare'sches Stück sehen wolle, müsse

man wieder zu Schröders Bearbeitung greifen! und daß, wenn die Verfechter jener „sinnlosen“ Meinung die Oberhand behielten, Shakespeare in wenig Jahren ganz von der deutschen Bühne verdrängt sein werde — „was denn“, fährt der alte Herr ganz consequent fort, „auch kein Unglück wäre, denn der einsame oder gesellige Leser wird an ihm desto reinere Freude empfinden.“ Er erzählt dann, wie „man“ für die Weimariſche Bühne nach den bisher entwickelten Grundsätzen Romeo und Julie redigirt habe, gesteht, daß freilich diese Bearbeitung auf dem deutschen Theater nicht „gegriffen“, und tröstet sich über das Mißlingen mit der Zukunft, „da ein häufiges Bemühen nicht immer auf den Tag wirke.“ Allein es ist seitdem ein Vierteljahrhundert verfloſſen und doch hat jene Goethe'sche Redaction noch auf keinem deutschen Theater gegriffen. Die Entwicklung der Ursachen jenes Mißerfolgs ist uns Goethe ſchuldig geblieben. Wir ſind indeß jetzt durch die Mittheilungen, welche D. L. B. Wolff über jene Redaction gegeben hat *), in Stand geſetzt, dieſem Mangel abzuhelfen und die Zuthaten kennen zu lernen, welche Goethe für erforderlich hielt, um eins der vollendetſten Shakespeare'schen Werke aus einem „bloß dramatiſchen“, d. h. aus einem von mehreren maskirten Perſonen erzählten Märchen, zu einem „theatraliſchen“ Stück im Sinne der Weimariſchen Dramaturgie umzuwandeln. Ein Augenzeuge der Aufführung dieſes Goethiſirten Romeo's beſchreibt uns den Eindruck, den ſie auf das urtheilſfähige Publikum in Weimar machte. Man ſah ſich überrascht, getäuſcht, ja geärgert. Denn dieſe Umgeſtaltung ließ

*) „Romeo und Julie in Weimar.“ In den Portraits und Genrebildern von D. L. B. Wolff Th. II, S. 192—229. Die Goethe'sche Bearbeitung iſt kürzlich auch vollſtändig von Voas herausgegeben.

kaum den Schatten des Shakspeare'schen Bildes wieder erkennen. Ganze Acte waren geändert, Scenen ausgelassen, andere hinzu gedichtet, kurz es schien, als habe irgend ein französischer Classiker hier, wie Herr Ducis beim Hamlet, seine Kunst versucht. Statt der lebensvollen Eingangsscene, wo uns der blutige Geschlechterzwist, auf dessen dunklem Grunde die ganze tragische Handlung sich bewegt, mit so meisterhaften Zügen vorgeführt wird, eine aufgepuzte Festvorbereitung, durch folgende, geradezu aus dem zweiten Theile des Faust herstammende Versschändrkel eingeführt, von den Dienern gesungen:

Zündet die Lampen an,
Windet auch Kränze dran,
Hell sei das Haus!
Ehret die mächtige
Feier mit Tanz und Schmaus,
Capulet der Prächtige
Richtet sie aus.
Kommet, ihr Freunde viel,
Gastlich zu Tanz und Spiel,
Frei ist die Bahn!
Was er bereitete,
Wohl ist's gethan!
Seltsam Bekleidete
Treten heran. —

Statt Mercutio's, des ganz aus einem Gusse geschaffenen humoristischen Freundes, der mit dem lustigen Uebermuth seines kecken, aller Schwärmerei fremden Wesens den vortrefflichsten Contrast zu dem Liebeschwärmerischen Helden bildet, während er zugleich als ein unentbehrliches Gegenstück zu dem finstern Tybalt, diesem verkörperten Träger des unveröhnlichsten Familienhasses, erscheint — statt dieses Mercutio, der lustig in den Tag hineinlebt und nur aus frischer Lust an Raufhändeln sich mit jenem

Familienzwiste zu thun macht, der ihn selbst gar nicht innerlich bewegt, tritt bei Goethe ein zwitterhaftes Geschöpf auf, das halb schmiegamer Hofmann, Begleiter und Vertrauter des Prinzen, der ihn beauftragt, „auf die Jüngeren friedlich einzuwirken“, und zur Hälfte wieder Shakspeare's Mercutio ist, dem „ein Wort“ mit einem Feinde nichts ist ohne „einen Schlag“ dazu. Statt des Fürsten, der bei Shakspeare so würdig die allgemeine Macht des Staats selbst in so leidenschaftlich bewegter Zeit repräsentirt, und nur in den bedeutendsten Momenten entscheidend oder strafend auftritt, bei Goethe die Einführung des Prinzen in das Fest, wo er den Friedensvermittler und Ehefister macht. Dazu die gänzliche Vernichtung der Episode von Romeo's Neigung zu Rosalinden. Bei Goethe wird ihr Name nur einmal erwähnt, indem Romeo, noch eh' er Julien gesehn, erwähnt, daß ihm „Zerstreuung Noth thue, da er auf Rosalinden Verzicht gethan, die seine Treue und Liebe schlecht vergolten.“ Und doch gehört gerade diese Episode zu den feinsten und tiefsten Schönheiten des Stücks und gehört so nothwendig zum Ganzen, daß ohne sie der Charakter Romeo's nur halb verständlich ist, da nur an jener träumerischen, noch mit sich selbst spielenden Liebesneigung die zu voller Entfaltung ihrer Intensität gelangende Glut der folgenden tiefsten Leidenschaft gemessen werden kann. Und endlich — um unzähliges andere zu übergehen — wie widerwärtig, ja grausenhaft erscheint der abgerissene versöhnungslose Schluß dieses „theatralischen“, „concentrirten“ *), oder, um einen andern Goethe'schen Ausdruck zu brauchen, „bretterhaften“, Romeo, gegen den herrlichen Schluß bei Shakspeare gehalten,

*) Goethe an Zelter den 8. April 1812.

wo alle Fäden des großen Ganzen vereint, alle Glieder zu einem Ganzen gefügt werden; wo die Liebe Juliens und Romeo's

„über Sarg und Bahre“

in der herzerschütternden Versöhnung der feindlichen Familienhäupter ihren vollen ächten Triumph und ihre Auferstehung feiert! Wer die nothwendige Schönheit dieses Schlusses, der das Herrlichste ist, was die tragische Muse ihrem Lieblinge in die Seele senkte, so verkennen konnte, wie Goethe es hier gethan, von dem begreift man kaum, wie er nach eigenem Geständniß „zu Shakspeare hinaufsehen konnte als einem Wesen höherer Art, das er zu verehren habe.“ Und doch wäre ein Zweifel an der Aufrichtigkeit dieser Verehrung Frevel. Das Phänomen des Widerspruchs zwischen dieser Verehrung und jener Mißhandlung erklärt sich vielmehr aus dem Standpunkte, den Goethe als Kritiker Shakspeare gegenüber einnimmt und seiner Natur nach einnehmen mußte. Sehen wir nämlich von den ärgsten Fehlgriffen jener verunglückten Unternehmung des alternden Dichters ab, über die schon die allgemeine Verwerfung den Stab gebrochen hat, so steht doch diese Praxis mit der im Wilhelm Meister gegebenen Erklärung und Umgestaltung des Hamlet nicht auf so ganz verschiedenem Boden, als man vermuthen sollte, wenn man die Vortrefflichkeit der letzteren mit der Verwerflichkeit der ersteren vergleicht. In beiden Versuchen stellt sich vielmehr die Summe alles dessen dar, was die Reflexionskritik, von einem kunstbegabten Genius geübt, zu leisten vermag, aber auch zugleich die Abwege, auf welche sie ihrer Natur nach führen muß. Alles Einzelne, Vortreffliche, Tiefe und Schöne, was sonst noch von Goethe über Shakspeare gesagt worden, geht in seiner naiven Unmittelbarkeit schon über

jenes bloß verständige Reflectiren hinaus. Wie richtig weiß er z. B. den großen Lebensvortheil Shakspeare's gegen Calderon hervorzuheben, daß jener „als Protestant geboren und erzogen, überall als Mensch und mit Menschlichem vollkommen vertraut erscheint, Wahn und Aberglauben unter sich steht und nur damit spielt, außerirdische Wesen, tragische Gespenster, possenhafte Kobolde seinem Zwecke dienen lassen darf, in welchem sich zuletzt Alles reinigt, ohne daß der Dichter jemals die Verlegenheit fühlte, das Absurde vergöttern zu müssen.“^{*)} Wie treffend bezeichnet er anderswo die Seite, nach welcher er sich gegen Shakspeare's durch die Zeit begünstigte Sicherheit und Unmittelbarkeit im Nachtheil befindet^{**}). Er spricht es aus, daß im höheren Sinne Alles darauf ankomme, welchen Kreis sich das Genie bezeichne, in welchem es wirken, was für Elemente es zusammenfasse, aus denen es bilden wolle. Hierzu werde er theils durch innern Trieb und eigne Ueberzeugung bestimmt, theils auch durch die Nation, durch das Jahrhundert, für welche gearbeitet werden solle. „Hier trifft das Genie freilich nur allein den rechten Punkt, indem es Werke hervorbringt, die ihm Ehre machen, seine Mitwelt erfreuen und zugleich weiter fördern. Denn indem es seinen weiteren Lichtkreis in den Brennpunkt der Nation zusammendrängen möchte, so weiß es alle innern und äußern Vortheile zu benutzen und zugleich die genießende Menge zu befriedigen, ja zu überfüllen. Man gedenke Shakspeare's und Calderons! Vor dem höchsten Richterstuhle bestehen sie untadelig, und wenn irgend ein ver-

*) Werke 45, 119.

***) Werke 39, 75.

ständigere Sonderer wegen gewisser Stellen hartnäckig gegen sie Klagen sollte, so würden sie ein Bild jener Nation, jener Zeit, für die sie gearbeitet, lächelnd vorweisen, und nicht etwa bloß dadurch Nachsicht erwerben, sondern deshalb, weil sie sich so glücklich bequemen konnten, neue Lorbeeren verdienen.“ Man könnte noch manches geistreiche und bedeutende Wort Goethe's über Shakespeare anführen, wenn es hier darauf ankäme, eine vollständige Sammlung aller Aussprüche des großen Dichters über den Gegenstand seiner bewundernden Verehrung zu geben. Sie haben indeß, bei aller Vortrefflichkeit im Einzelnen, den gemeinsamen Mangel aller solcher Aphorismen, daß man durch sie im Wesentlichen wenig gefördert wird, und weder von dem ganzen Dichter, noch von irgend einem einzelnen seiner Kunstwerke einen richtigen Begriff erhält. Denn die Reflexion, selbst die feinste und ausgebildete, reicht nicht zu, ein Ganzes als solches zu fassen und nach seiner innerlichen Nothwendigkeit in dem ganzen Reichthume seiner Gliederung zu begreifen. Goethe's Größe liegt überdem wo anders als in diesem Bereiche, ja er selbst täuschte sich eigentlich am wenigsten über die Unzulänglichkeit dieses seines eignen kritischen Standpunktes. Aber da er einen andern nicht kannte, so verwarf er die Möglichkeit eines vollkommenen denkenden Begreifens in der Kunstbetrachtung überhaupt. Und so hören wir von dem Greise in einem Augenblicke, wo Shakespeare's Reichthum und Größe überwältigend auf ihn eindrang, den Ausruf: „Man kann über Shakespeare gar nicht reden; es ist alles unzulänglich. Ich habe in meinem Wilhelm Meister an ihm herumgetupft, allein das will nicht viel heißen.“ *) Dies Geständniß ist äußerst wichtig.

*) Bei Eckermann Gespräche I, 292.

Es zeigt uns die Seite, wo die Goethe'sche, auf Shakspeare angewendete Reflektionskritik mit der auf demselben Boden wurzelnden Kunstbetrachtung der romantischen Schule zusammenhängt, wenn gleich beide anderweitig und in ihren praktischen Resultaten für die Bühnendarstellung weit auseinander gehen. Denn auch bei den Romantikern ist die „Unzulänglichkeit alles Redens“ über den „unergründlichen“ und „unbegreiflichen“ Dichter eine feste Kategorie, auf welche selbst die feinste und schärfste Beobachtung zuletzt ausläuft. So darf es denn keineswegs befremden, wenn Goethe zu verschiedenen Zeiten in den letzten 25 Jahren seines Lebens mit seinen eignen Ansichten und Dogmen über Shakspeare mehrfach in Widerspruch erscheint, wenn er z. B. zehn Jahre nach jenem oben angeführten Aufsatze, in welchem er die Aufführung Shakspeare'scher Dramen in ihrer Vollständigkeit für eine Thorheit, und die Ansicht, aus welcher sie hervorgegangen, für eine Absurdität, Schröders veraltete Bearbeitungen für normale Muster erklärte, nach dem Erscheinen von Tieck's dramaturgischen Blättern sich in einem ganz andern Ton äußert, und was ihm früher als sinnloses Vorurtheil erschienen war, jetzt als ein ihm Angenehmes, Lobenswerthes begrüßt. Tieck's Eifer „für die Einheit, Untheilbarkeit, Unantastbarkeit Shakspeare's“, das Bestreben, den Dichter ohne Redaction und Modification aufs Theater zu bringen, findet er hier ehrenwerth und meint, seine frühere entgegengesetzte Ansicht sei nur eine Folge seiner theatralischen Erfahrungen gewesen, da er mit gleichen Bestrebungen trotz aller angewandten Bemühungen doch nur Vorstellungen erreicht habe, die zwar Bewunderung erregten, aber sich doch, wegen der gleichsam nur einmal zu erfüllenden Bedingung, auf dem Repertoire nicht

hätten halten können. Dabei vergißt er jedoch, scheint es, zweierlei. Zunächst den gänzlichen Mißerfolg seines eignen Redactionsversuchs, der jedenfalls eher alles andere, als Gefallen und Bewunderung erregt hatte; und sodann, daß der Mangel an darstellenden Künstlern — denn an diesen hat man doch wohl bei jener „gleichsam nur einmal zu erfüllenden Bedingung“ zu denken — weit entfernt, für seine Ansicht zu zeugen, vielmehr nur eine Blöße unserer Schauspielerkunst aufdeckt, mit deren Restauration die Wiederherstellung Shakespeare's so gewiß wird Hand in Hand gehen müssen, als sich ihre erste Blüte an die Einführung der Werke des britischen Dichters historisch knüpft. In diesem Betrachte sind Goethe's eigne Worte ein Zeugniß, wenn er an demselben Orte sagt: „daß unsre Schauspieler so gut wie Dichter und Leser nach Shakespeare hinzublicken haben, um durch ein Bemühen nach dem Unerreichbaren ihre eignen, innern wahrhaft natürlichen Fähigkeiten aufzuschließen.“ Und so sehen wir denn auch hier den ewig werdenden Genius Goethe's, den Irrthum seiner mittleren Periode abstreifend, in der Spirallinie seiner Laufbahn bei seinem Ausgangspunkte wieder anlangen, aber über sich selbst hinausweisend.

III.

Zu derselben Zeit, als Goethe sich vergeblich bemühte, „eine Verbindung zwischen Aufführbarkeit und poetischem Werthe“ *) der Shakspeare'schen Stücke zu Stande zu bringen, und dabei zuletzt, wie wir sahen, sogar den Rückschritt zu Schröders Verfahren anzuempfehlen kein Bedenken trug, hatte sich allmählig eine zweite Krisis unserer Literatur gestaltet, welche diesem Beginn, so wie den Grundsätzen, aus denen es entsprang, in einer heilsamen Opposition entgegentrat. Die romantische Schule war es, welche den früheren Shakspeareenthiasmus der Straßburger Zeit als ein Hauptlebenselement in den Kreis ihrer theoretischen und praktischen Wirksamkeit zog. In ihr erlebte jene unbedingte Hingebung, jenes sich Versenken selbst in das Formellste des Witzes und Humors, in die Welt der göttlichen Albernheit der Clowns, die vollständigste Restauration, und Shakspeare ward von neuem das Banner, unter welchem sich eine neue Jugend schaarte. Er wurde dadurch, wie neulich geistreich gesagt ist **), unter uns gleichsam zur ästhetischen Bibel.

*) Gervinus V, 654.

***) Reinhold: „Die dramatische Literatur und das Theater der Deutschen“, in Franke's Taschenbuch dramatische Originalien. 1841 S. 510.

Wie aus dieser, so wurden aus ihm die verschiedensten Theorien geschöpft, so die Solgersche, so die gemeine Theorie der Ironie. Aufß widersprechendste wurde er hin und her erklärt, alles Mögliche ihm untergelegt, über kanonische Schriften und Apokryphen gestritten, geschmäht und bewundert, aber er blieb dennoch unverwüßlich, und die herrlichste Erbauung für Unzählige. Der Streit half dazu, ihn historisch begreifen zu lernen, viele Dunkelheiten in ihm aufzuhellen, die Unwesentlichkeiten seiner zeitlichen und nationalen Erscheinung von dem Kerne seiner Poesie zu unterscheiden, und ihn im Verhältniß zu seiner eignen Bühne zu erkennen. Diese großen Leistungen und wesentlichen Erfolge vergaß der Spott über die Shakspearomanie jener Zeit. Er übersah, daß wir es der romantischen Schule verdanken, wenn die bewußte Schätzung und Verehrung Shakspeare's durch sie in dem gebildeten Deutschland eine unverwüßliche breite Basis geworden ist, auf der ein glücklicheres Geschlecht, wenn die historisch politische Entwicklung der Nation das verrottete Gebäude unserer heutigen Bühne in den Staub geworfen haben wird, den neuen Palast eines ächt nationalen Dramas aufführen kann und wird. Man brachte es nicht in Anschlag, daß diese Bestrebungen das Recht der Poesie und des poetischen Genius gegen eine durch große Autorität begünstigte materielle Tendenz und ihre willkürlichen Uebergriffe rettend vertraten und daß am Ende ein Extrem auch hier das andere herausforderte. Hiergegen gehalten, erscheint selbst die übertriebene Anpreisung so vieles Fremden und Fernen, die ohnehin der Reiz der Neuheit und die Frische des Genusses leicht entschuldigt, geringfügig. Und wenn Friedrich Schlegel zuletzt gar Calderon weit über Shakspeare setzte, wenn August Schle-

gels Kritik Shakespeare's in seinen dramatischen Vorlesungen selbst einige Glieder der Schule, wie Solger, nicht befriedigte, wenn endlich, freilich die Hauptsache, die eigne dramatische Produktion in keiner Weise den überall erregten Erwartungen entsprach, so hat die historische Betrachtung bereits begonnen, an solche Mängel den Maßstab eines objectiven Urtheils zu legen, das sie als nothwendige, durch ihre Stellung in der Geistesentwicklung der Nation bedingte, begreifen lehrt.

Wie nun Shakespeare bei diesen Bestrebungen der Romantiker obenan steht, so bildet innerhalb derselben Tiedck den Mittelpunkt. Tiedck hat einen großen Theil seines Lebens der Aufgabe gewidmet, Shakespeare unter uns einzubürgern. Seine Leistungen als Uebersetzer und Erklärer des Dichters sind groß und unbestritten. Dieses Sprachstudium, eine in diesem Umfange unerreichte Kenntniß der englischen Schaubühne mit allem Beiwerke des Historischen und Antiquarischen machten ihn, im Geleite des eignen dichterischen Genius, zu einem Kritiker, dessen schöpferische Thätigkeit tausend und abertausend Einzelheiten in Shakespeare aufgeheilt, zahllose Schönheiten theils neu entdeckt, theils in das rechte Licht gerückt hat. Vorzugsweise seiner unermüdblichen Begeisterung ist es gelungen, jene größten dramatischen Schöpfungen des modernen Geistes wenigstens theilweise wieder zu beleben. Und zwar in würdiger Gestalt. Denn er war es, der sich mit aller Kraft und allem Einflusse theoretisch und praktisch gegen die verstümmelnden Hamburger und Weimarer Bearbeitungen stellte, und unter andern Goethe's castrirten Romeo öffentlich für eine „grausame Mißhandlung“ des Originals erklärte, die „kaum einem so großen Dichter zu vergeben

sei.“ *) In früher Jugend hatte sich Tieck bereits mit Shakespeare lebhaft beschäftigt. Noch Jüngling, gab er eine Bearbeitung von Shakespeare's Sturm mit einem Aufsatze über die Behandlung des Wunderbaren heraus. Dabei ist es jedoch merkwürdig, daß er die Anregung zu seinen ersten und bedeutendsten Produktionen im Gebiete des neuromantischen Dramas keineswegs durch die Meisterwerke des englischen Dichters, sondern durch ein Stück von sehr untergeordneter Bedeutung, durch den Perikles, empfangen zu haben bekennt. „Es gehört zu meinen Eigenheiten“, schreibt er im Jahr 1817 an Solger **), „daß ich lange Jahre den Perikles von Shakespeare vielleicht übertrieben verehrt habe; ohne diesen wäre Peribino nicht, noch weniger Genoveva oder Octavian entstanden.“ Er bekennt, sich in diese Form „vergafft“ zu haben, die so wunderbar Epik und Drama verschmelze. Es schien ihm möglich, selbst Lyrik hineinzuwerfen, und er muß doch auch gestehen, daß sein Streben, „das Entzücken jener Stunden, in welchen ihm Genoveva und später Octavian aufgingen, zu körperlich buchstäblich hineinzu- bringen, ihn zum Manierirten verleitet habe.“ Der Einfluß dieser Jugendarbeit Shakespeare's, die selbst als solche dem Dichter zu vindiziren der Kritik nur mit Mühe gelungen ist, findet sich denn auch in allen jenen dramatischen Gedichten Tieck's und der Romantiker wieder, die sich nirgends zu organisch lebendiger

*) Dramat. Blätter I, 242.

***) Briefwechsel mit Solger N. Schr. I, S. 501—502. Dieser Briefwechsel, welcher gleich von Anfang an mit Shakespeare seinen Ausgangspunkt nimmt, und in welchem Tieck's Studium und Verhältniß zu den Werken des Dichters ein Hauptelement bildet, ist für unsern Zweck besonders wichtig.

Einheit der Grundidee, plastischer Gestaltung und menschlicher Wahrheit der Personen und Charaktere erheben, und statt der Nothwendigkeit fortschreitender Handlung in die lockere Zufälligkeit und Launenhaftigkeit episch-lyrischer Breite auseinander fallen. Während man sich schon von vorn herein zum Nachtheil des deutschen Dramas gerade an die lockerste und formfreiste Gestaltung des englischen Vorbildes angeschlossen, überbot man auch diese noch durch die formlose Willkürlichkeit der eignen Produktionen; und Gervinus spricht ein schweres aber gerechtes Urtheil aus, wenn er einen Theil des schmähhchen Verfalls der deutschen Bühne, den die Dichter der Restaurationsperiode, die Müllner, Werner, Houwald, Grillparzer u. A. zu Tieck's größtem Schmerz herbeiführten, mit auf dessen Rechnung setzt *).

Der heranbrechende Morgen einer großen, thatenschweren Zeit zu Anfange des welthistorischen Jahres 1813 mußte nun auch bei Tieck das Bewußtsein jener Unzulänglichkeit wecken. Das Drama ist bei allen Nationen die Blüte ihrer begeisterrungsvollsten historischen Thätigkeit, ihres stolzesten nationalen Bewußtseins gewesen. Alterthum und neue Zeit, Hellas und Spanien, England und selbst Frankreich zeugen laut dafür; und in dem speculativen Deutschland hatte wenigstens die Zeit seines ersten geistigen Nationalkampfes für die Emanzipation von dem Joche der französischen Geschmacksherrschaft das Jugenddrama Lessings, Goethe's und seiner Genossen hervorgebracht. So regen sich denn auch bei Tieck im Jahre 1813 Pläne zu „vielen Schauspielen“ aus der deutschen Geschichte nach dem Muster von Shakespeare's historischen Dramen. Er gedenkt

*) V, 654.

dieselben „mit besonderer Liebe auszuführen, um seinen Landsleuten zu zeigen, daß er sich wohl zu ihnen rechne.“^{o)} Solger faßt diesen Gedanken mit Begeisterung auf und wird fortan nicht müde, den Dichter an die Erfüllung des gegebenen Versprechens zu erinnern. Schon im Dezember 1814 mahnt er ihn, „der Tragödie aus der deutschen Geschichte mit Ernst zu gedenken, nach denen ihn die zuletzt gelesenen historischen Stücke Shakspeare's mit der größten Sehnsucht erfüllen. Er solle sich nicht an das Publikum und Theater der Gegenwart kehren, sondern sich selbst, dem eignen innern Gebote und dem Willen Gottes arbeiten. Nichts Schöneres sei zu denken, als wenn sie beide, der Freund dichtend, er beurtheilend, die Lust des Schaffens bei diesen „Kaisertragödien“ gemeinsam genöffen. Mache sich doch sogar Kogebue (wie später Kaupach) jetzt an die Dramatisirung deutscher Geschichte mit seinem wernerisirenden Schußgeist, und dieser „Abschaum“ finde großen Beifall. Es sei Unrecht, wenn er, Tieck, es mit ansehen wolle, daß die deutsche Poesie abzublühen und in Wassererschößlinge auszuschlagen drohe. Auf dieses wiederholte Andringen antwortet Tieck endlich, aber hinauschiebend: „Meine deutschen Tragödien schreibe ich wohl noch einmal, wenn ich nicht bald sterbe; aber es wird mir sehr gleichgültig sein, ob unser undeutsches Theater sie spielt, gegen das ich seit meinem dreiundzwanzigsten Jahre, nach einer Periode von übertriebener Anbetung, vielleicht eine eben so übertriebene Verachtung gefühlt habe. Nicht gegen die Schauspieler (außerhalb Berlin), die stehen immer noch über dem Publikum und dem Dichter: aber wir glauben nach zwanzig

^{o)} Briefwechsel mit Solger I, 269.

und mehr Jahren Lessing (?), Iffland, Kogebue, zuletzt Werner entflohen zu sein, beten Goethe und Shakspeare an und lassen uns dann wieder von einer „Schuld“ trotz unserer Liebe zu Sophokles und Calderon, ja gerade die Freunde dieses Geisterthums, hintergehen und schreien: Hier altgriechisch! hier Calderon! Ich weiß wohl, daß dergleichen nicht irren soll, aber es irrt doch. Man gebe dem Klaren, Antiken nur recht etwas Confuses, Modernes, so verlieren sie jedesmal den Verstand.“ Solger läßt sich nun freilich durch dieses „wilde Geschwäg“, wie es Tieck selbst nennt, nicht irren. Er weist fort und fort auf die Wahrheit hin, daß wie bei dem tapfern Reiter der Hieb die beste Deckung, so für den wahren Dichter die Produktion die allein erfolgreiche Kritik sei. Zu ihr spornt er denn den Freund aus allen Kräften; jetzt gerade habe bei ihm der poetische Verstand eine Reise und Herrschaft, die das Größte immer wieder neu schaffen könne. Sei doch schon der Blaubart ein klassisches Drama, dem in seiner Gattung gar keins an die Seite gesetzt werden könne. So geht das freundschaftliche Treiben und Drängen nach „neuen und großen“ dramatischen Leistungen eine Weile fort, indem Solger beständig auf die Ausführung jener Entwürfe, und zwar, wohl zu merken, mit vollem Anspruch auf die Bühne dringt. Denn man müsse „dem Zeitgeist auf den Leib rücken und ihn nicht immer aus der Ferne hätscheln“*). Da endlich (im Dezember 1818) bricht Tieck los und weist diese Anmuthungen geradezu von sich. „Sie wünschen noch (schreibt er), ich soll für das Theater arbeiten! Lebte nur Fleck noch! Sähe ich nur irgendwo ein Talent! Ge-

*) Vergl. I, 574. 582. 687 u. a. a. D.

länge es mir nur, meine Einrichtung der Bühne populär zu machen, ohne welche nach meiner Ueberzeugung durchaus nichts Großes lebendig erscheinen kann! Ich sehe lauter Unmöglichkeiten! Sie lächeln vielleicht, wenn ich auf das untergegangene Brettergerüst eben so viel in England schlebe als auf den Mangel an Dichtern und Sinn, ja wenn ich zu glauben geneigt bin, daß dieser Mangel größtentheils vom verlorenen Theater entstanden ist, und daß er uns in Deutschland an der Hervorbringung ächter Kunstwerke gehindert hat *). Wir sind einmal auf den Kasten reduziert — und meine Imagination kann ihn nie denken, stellt sich immer jene vollständigere Einrichtung vor, nur für diese kann ich arbeiten, so wie für wahre Schauspieler. — Und dann meine Versuche eingesperrt, aus dem Zusammenhange gerissen in diese Bude hinein.“ Kurz, ehe er seine historischen Stücke „für ächte Deutsche und Freunde der Poesie“ dichten könne, müsse er unumschränkter Theaterdichter sein. Der Zustand der Bühne, „wenn sie sich von Kogebue entfernen will, ekelte ihn an, und er ärgerte sich in Goethe's Seele hinein, wie dessen Kunstsin, der überall das Griechische wolle, damit zufrieden sein könne.“

Allein dies Alles genügte, trotz seiner verehrenden Freundschaft gegen Tieck, dem trefflichen Solger nicht. Er nennt die Gründe, durch welche sich jener von der dramatischen Produktion abhalten lasse, unzureichend. Und so schwarzichtig ihn selbst Krankheit und Verstimmung machen, so verzweiflungsvoll ihm

*) Bekanntlich hat auch Immermann (Reisejournal S. 271—277) sich durch Tieck von der Wichtigkeit der altenglischen Bühne für das Drama überzeugt bekannt und von einer Annäherung an dieselbe die Hebung unseres Theaters abhängig gemacht.

auch der Zustand der dramatischen Kunst erscheint, er hält es für Unrecht, zu verzweifeln. Nicht accomodiren zwar soll man sich, denn das sei Schwäche, aber „die Welt sich besser vorstellen als sie ist, denn ohne dies leiste man nichts Gutes.“ Das sind goldne Worte! und nicht genug zu beherzigen ist es, wenn er ausruft: „Die Poesie müsse sich das Theater schaffen. Gelingen es nicht, so sei es ein Unglück, aber man habe dann seinen Beruf erfüllt. „Und das kann man wieder nicht, wenn man nicht die gegenwärtigen Bedingungen auffaßt und damit anfängt, müßte man sie sich auch gänzlich umgestalten.“*)

Ueber zwanzig Jahre sind seit Solgers Tode vergangen und seine Wünsche sind nimmer erfüllt worden. Tieck verharrete dabei, daß Publikum, Schauspieler und der „Bretterkasten“ für seine Tragödien zu schlecht seien, und ließ sie ungeschrieben. Möchte er sich auch selbst damit täuschen, die Geschichte unserer Literatur wird deshalb schwerlich jenes Nichtproduziren irgend etwas anderem als ihm selbst in Rechnung stellen. Sie wird es zu würdigen wissen, daß er im Drange eines großen historischen Moments ein Bewußtsein darüber gewann, wie es von Nothen sei, daß er durch großartige vaterländische Produktionen reineren Styls „seiner Nation zeige, daß er sich wohl zu ihr rechne.“ Aber sie wird, gerechter gegen ihn als er selbst, die Nichterfüllung jenes Gelübdes nicht seinem Willen und seiner Verstimmung, sondern der wirklichen Ursache zuschreiben. Tieck hat überall und bei allen Gelegenheiten Klage über den Verfall des deutschen Dramas erhoben. Aber er hat Solgers Rath nicht

*) I, S. 707 ff.

beachtet, daß, um einen Feind erfolgreich zu bekämpfen, man sich mit ihm auf gleichen Boden stellen, daß man „dem Vorurtheil auf den Leib rücken“, nicht es bloß aus der Ferne harseliren muß, und daß am Ende von dem Dichter, der, um ächte dramatische Kunstwerke an die Stelle von Sudlerarbeiten zu setzen, warten will, bis Publikum, Schauspieler und alle übrigen äußern Bedingungen vorhanden sind, der alte Spruch des Venusfiners gilt:

— *exspectat dum desluat amnis: at ille
Labitur et labetur in omne volubilis aevum.*

Wie diametral entgegengesetzt Tieck als Beurtheiler Shakespeare's sich zu Goethe verhält, ist schon mehrfach angedeutet worden. Ging der letztere so weit, Shakespeare für untheatralisch, seine Stücke für dialogisirte Märchen zu halten und den Grund zu beidem in der Unvollkommenheit der altenglischen Bühne zu finden, so predigte Tieck dagegen laut: nur Shakespeare allein sei vollkommen theatralisch, der Fortschritt unserer Bühne in äußerer Zurüstung sei ein Rückschritt, das eigentliche Theater sei verloren und dieser Verlust trage die Hauptschuld des Mangels an ächten Dichtern und ächten dramatischen Kunstwerken *). Goethe wollte noch allenfalls Shakespeare auf unserer Bühne zugelassen wissen, aber in den verstümmelten Beobachtungsversuchen einer Zeit, über welche Verständniß und Würdigung des

*) Briefwechsel mit Solger I. 693. Dramat. Blätter I, 238, II. 38 u. a. D.

Dichters, zum Theil durch Goethe selbst unendlich weit hinaus gerückt waren. Ihn schreckte das Mißlingen der eignen Versuche gänzlich und für immer von dem Unternommenen zurück. Tieck dagegen, der überall die Einheit und Untheilbarkeit seines Dichters auch auf dem Theater behauptete und bis auf diesen Augenblick den Plan zu seiner vollkommenen Rehabilitation mit ausdauernder Energie verfolgte, wollte auch nicht einmal, wie doch Schlegel that, geringe Abänderungen gestattet wissen. Ganz, oder gar nicht! blieb sein Wahlspruch. „Man muß (sagt er in den dramat. Blättern I, 237) Shakespeare ganz kennen, ganz verstehen, und also unumschränkt bewundern oder ihn lieber ignoriren. „Mit dem Ersteren kann man einverstanden sein, selbst gegen Tieck, der so oft die Unmöglichkeit, den Dichter ganz zu begreifen und zu fassen, als etwas demselben Eigenthümliches in Anspruch nimmt. Die mit jenem „also“ eingeschwärzte „unumschränkte Bewunderung“ aber wird man eben so wenig gelten lassen wollen, als die darauf folgende übertriebene Behauptung: daß alle und jede andere Behandlung, Betrachtung, Aufführung u. s. w. nur zum Unheil geführt habe. Solche Uebertreibung widerlegt schon der Begriff des historischen Verlaufs, in welchem bekanntlich Alles einen Anfang haben muß. Jene unumschränkte Bewunderung aber verhält sich zu ihrem Gegenstande wie zu einem Fixen, Absoluten. Sie ignorirt die Seite, nach welcher derselbe in den Bedingungen seiner Zeit und ihrer Bildung wurzelt und läßt das Moment der zufälligen Endlichkeit verschwinden, welche jeder Erscheinung und jedes Menschenwerkes Erbtheil ist. Das haben die Romantiker, das hat vor Allen Tieck selbst „zu seinem Schaden“ erfahren müssen, als er sich, statt an den wenigeren, auch formell vollende-

ten und dem Begriffe vollkommen entsprechenden, vorzugsweise an untergeordnetere Werke mit seiner eignen Produktion angeschlossen und darüber oft statt der Juno ein Wolkenbild umarmte. Vor jenem Irrthume der Kritik würde er aber bewahrt geblieben sein, wenn er je es hätte über sich gewinnen mögen, den Dichter in der Totalität seiner Erscheinung darzustellen, ja, wenn er auch nur ein einziges seiner Kunstwerke nach seinem vollen Zusammenhange und nach der organischen Gliederung seines Baues darzulegen unternommen hätte. Allein dies hat er im Laufe eines langen Lebens, trotz so vielfacher Aufforderungen von Freunden und Gegnern, niemals versucht. Und hiermit kommen wir auf eine Eigenthümlichkeit seiner Kritik, die in ihrem Grunde mit jener späteren Goethe'schen eng zusammenhängt. Es ist das Moment der selbstbewußten Unzulänglichkeit des kritischen Verfahrens selbst, das in beiden, wo sie es auch an Shakspeare üben, überall hervortritt. Wo nur irgend Tied von Shakspeare und von einem Shakspeare'schen Stück spricht, da bevortwortet er auch, daß er aus Mangel an Raum, Zeit oder sonst einer Kategorie nur „Andeutungen“, „flüchtige Betrachtungen“, „Einfälle“, „Anmerkungen“ geben könne und wolle. Und das selbst in Schriften, die gar keinen andern Zweck haben, wie in den dramaturgischen Blättern. Dort finden wir z. B. eine umfangreiche Abhandlung über Romeo und Julie gleich zu Anfange mit dem Geständnisse bevortwortet: „es könne nicht die Absicht sein, in diesem beschränkten Raume (die Abhandlung füllt nahezu 100 Seiten) das Gedicht zu zergliedern, oder auch nur einen Versuch zu machen, den Hauptcharakter zu entwickeln! Dieß müsse einer Arbeit von längerem Athem überlassen bleiben.“ Und doch hat der Kritiker unmittelbar darauf wieder ein Be-



wußtfein davon, daß alles Einzelne, abgetrennt von dem Zusammenhange des Ganzen, unverständlich bleiben muß. Dann fährt er fort: „Ich weiß wohl, daß meine Absicht nur ganz kann verstanden werden, wenn ich über das Werk selbst im Zusammenhange spreche; indessen sei auch dieß Einzelne versucht, da man doch bei dieser wundervollen Schöpfung schon sehr viel beim Lesen voraussetzen muß.“ Die hier zum Grunde liegenden Widersprüche hat Gans in seinem bekannten Aufsatze scharf hervorgehoben und überhaupt die Einseitigkeiten und Mißgriffe, zu welchen eine solche rhapsodische Art von Kunstkritik führen mußte, mit den Schlaglichtern seines treffenden Witzes beleuchtet *). Dieselbe Raumentschuldigung und dasselbe Geständniß der Unzulänglichkeit einer kritischen Betrachtung des einzelnen Kunstwerks, ohne Zusammenhang mit dem gesammten Kreise der übrigen Schöpfungen des Dichters, kehrt bei der Besprechung des Lear wieder **): „Ueber das Gedicht selbst genügend zu sprechen, dazu wird ein Raum erfordert, den diese Blätter nicht gewähren können. Auch kann es nur im Zusammenhange mit den übrigen Werken des Meisters geschehen, darum erlaube man mir hier einige flüchtige Bemerkungen oder Anmerkungen.“ Es ist charakteristisch, daß diese Manier, dieses Ablehnen eines erschöpfenden Eingehens in den Kern der Sache, dieses Entschuldigen mit Mangel an Raum und Zeit, dieses Befürchten, „daß es zu weit führen dürfte“, selbst da stereotyp wiederkehrt, wo es sich nur um die Beurtheilung der Leistung eines Darstellers handelt, wie z. B. in den Aufsätzen über Glair

*) Vermischte Schriften II, 299 — 344.

***) Dramaturgische Blätter II, 35.

So haben wir denn also auch in der Kritik dieselbe Erscheinung, die wir früher in Beziehung auf die eigne dramatische Produktion Tieck's da beobachteten, wo es galt, unser nationales Drama auf dem gewonnenen Boden in freier Entfaltung wieder zu gestalten. Die Dynamis liegt im Hintergrunde. Aber es bleibt bei diesem Können, bei dieser abstracten Möglichkeit. In ihr beruhigt sich das Subject, ohne zur Energeia, zur Wirklichkeit der That fortzugehen. Da nun aber, wie dort ein bedeutendes poetisches Talent, so hier tiefes, durch ein reiches Menschenleben fortgesetztes Studium und eine Fülle feinsten Kenntniß und gründlichsten Wissens den Rückhalt bildeten, so konnte es nicht fehlen, daß aus den letzten Momenten, die sich zu bethätigen streben, eine Menge feiner und scharfsinniger Einzelbemerkungen erwuchsen, während andererseits das Zusammenhangs- und Mittelpunktslose des Verfahrens und der Methode eben so viele Wunderlichkeiten und Verkehrtheiten erzeugte, und die starre Vertiefung in den Autor, wie Schlegel es ausdrückte, selbst das scharfe Auge blendete. Die Hervorhebung des Königs im Hamlet und die Herabsetzung Hamlet's gegen ihn, die wunderliche Verkennung und Umdeutung des Polonius, wie der Ophelia und des Laertes, sind schon von Gans auf das schlagendste nachgewiesen. Die sanfttherzige Lady Macbeth ist fast zum Scherzwort geworden. Und — um andere Einzelheiten zu übergehen — selbst bei der Kritik über die Richtigkeit und Unrichtigkeit, über den höheren oder geringeren Werth ganzer Stücke ist dieser Mangel eines festen, principiellen Ausgangspunktes der Betrachtung für den Gewinn befriedigender Resultate hinderlich und schädlich gewesen. Wir sahen bereits, daß Tieck, der noch im Jahre 1826 für Shakspeare die „unumschränkte Be-

wunderung“ verlangte, schon zehn Jahre früher eingestanden hatte, wie er den Perikles, diese Jugendarbeit des britischen Dichters, die von der Vollendung seiner reiferen Werke unendlich weit abliegt, „zu seinem eignen Nachtheile übertrieben verehrt habe und dadurch bei seinen eignen Hauptwerken in das Manierirte gerathen sei.“ In demselben Falle befand er sich zu manchen Calderonschen Stücken, die ihm im ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts unübertrefflich erschienen, während er sie schon im zweiten „fast schlecht“ fand *). Das flüchtig hingeworfene Genrebild a Yorkshire tragedy, in welchem selbst diejenigen, welche es Shakspeare zuschreiben, im Vergleich mit den großen Trauerspielen des Meisters, einem Lear und Macbeth, nur „ein kleines unbedeutendes Ding finden, das hinter der Würde der tragischen Poesie weit zurückbleibt“ **), ist für Tieck „ein Meisterstück, wie Shakspeare nur je eins gemacht hat, in Miniatur eine Zeichnung Michel Angelos“ ***). Das elende Nachwerk eines geistlosen Nachahmers, das Schauspiel Sir John Oldcastle, gab Tieck noch vor wenig Jahren als ein unbezweifelt ächtes Werk Shakspeare's, obschon er durch eine solche Annahme die Entstehung dieser Trivialität gerade in die Glanzperiode der dichterischen Schöpfungskraft Shakspeare's setzen mußte. Das Gleiche ist von anderen Stücken zu sagen, worüber man das Weitere bei Ulrich finden kann.

Die engen Grenzen, welche dieser Skizze gesetzt sind, nöthigen uns, hier abzubrechen und den weitem Verfolg der Schick-

*) Briefw. mit Solger I, S. 697.

***) Ulrich über Shakspeare S. 497.

****) Briefwechsel mit Solger I, S. 345.

sale, welche Shakspeare's Dichtungen bei uns erfahren, und der Einwirkungen, welche sie auf unsere Literatur geübt, ein andermal zu liefern. Summarisch zusammengefaßt, möchte sich aus dem Bisherigen etwa Folgendes ergeben. Die ältere Goethe'sche Periode hatte sich mehr an das Allgemeine des poetischen Gehalts in Shakspeare's Werken gewendet und die Form dagegen, als das Unwesentliche, zurückgesetzt. Die romantische Schule, indem sie neben dem Gehalte einen Hauptaccent auf die Form legte, verhalf auch dieser zu ihrem Rechte, indem sie dieselbe mit hingebendem Fleiße und durchgebildeter Kunst vollkommen zu reproduziren sich bemühte. Wenn sich ferner das Verhältniß der klassischen Zeit zu Shakspeare eine Veränderung selbst des inneren Bau's seiner Schöpfungen erlaubte, um sie dem Bedürfniß ihrer Gegenwart anzunähern, so stellten die Romantiker dagegen, indem sie zeigten, wie viel auf solchem Wege von dem künstlerischen Gehalte verloren ging, nun ihrerseits vielmehr die Forderung: den Dichter nur in der ganzen Vollständigkeit seiner bestimmten zeitlichen und nationalen Erscheinung bei uns einzuführen und zu genießen. Diese Gegensätze sind schwerlich für zufällig zu halten. Sie müßten vielmehr bis zur Schroffheit gesteigert werden, damit aus ihrer Vereinigung das Richtige erwachsen könne. Nach welcher Seite hin dies liegt, kann nach dem Obigen nicht zweifelhaft sein.

Senen Abschluß einzuleiten, scheint eine Aufgabe, zu deren Lösung zweierlei zusammenwirken muß: die Erneuerung und Umgestaltung der ästhetischen Kritik und die Wiederbelebung unserer eignen dramatischen Poesie. Im Betreff der ersteren kann sich nur Unkenntniß gegen die Thatsache verblenden, daß schon durch ihre bisherigen, aus der Philosophie unserer Zeit

hervorgegangenen Leistungen, wie sie in den kritischen Arbeiten von Gans, Rötischer und Ulrich vorliegen, ein beträchtlicher Fortschritt in der tieferen Erkenntniß und Würdigung Shakespeare's gethan ist. Möge sich nur die neuere Kritik vor einer Klippe wahren, der sie hier und da bereits gefahrdrohend nahe gekommen scheint, daß sie nicht in dem löblichen Streben, überall die Nothwendigkeit in Shakespeare nachzuweisen, wie die frühere romantische Kritik, alles Zufällige zu beseitigen unternimmt, und darüber in „leere Spielerei und steifen Pedantismus“ verfällt. Unsere Bühne aber ist während und durch die unglückselige Restaurationsperiode in so tiefen Verfall gesunken, und die Einsicht über diesen Verfall ist eine so verbreitete, die Abwendung des Kernes der Nation von ihrer Misere eine so allgemeine, daß eine Erhebung nicht ausbleiben kann. In ihr und für sie wird die Wiederbelebung Shakespeare's, für welche der verehrte Greis Tieck gerade in diesem Augenblicke aufs neue thätig ist, ein wesentliches Moment bilden, und diese Wiederbelebung selbst dürfte, wie Schiller ahnend voraussagte, den Anfang einer neuen Epoche unserer eignen dramatischen Poesie herbeiführen, in welcher sie, getragen von einem neuen Aufschwunge nationalen und historischen Lebens, wie ihn uns die sichersten Wahrzeichen in der eignen Brust verkünden, den ihrer würdigen Platz in der Weltliteratur einnehmen wird. Nicht umsonst haben unsere größten Geister aus Shakespeare's Werken ihre edelste Nahrung gesogen; nicht zufällig ist er zu allen Zeiten von keinem Volke so innig geliebt, studirt und bewundert worden. Denn wir sind seines Stammes und aus unserem Boden sind die Wurzelschößlinge genommen, aus denen das große, freie, weltgebietende Leben Englands aufgewachsen ist, in dessen Mitte

die hohe Dichterkrone, Shakespeare, ihre Zweige gen Himmel breitet. „Die Sonne kann zuweilen durch den Nebel, der Genies durch Vorurtheile verdunkelt werden; aber bis etwa aller Sinn für Einfalt und Wahrheit unter uns ausstirbt, werden wir immer mit Liebe zu ihm zurückkehren.“ Noch fehlt das Drama des gebildetsten Volkes der Erde, das sich in der Weltliteratur auf den Thron setzen wird. Aber lebensvolle Keime einer gewaltigen Geschichtsentwicklung ruhen im Schooße seiner Gegenwart und die Poesie der freien That wird der Zeit der historischen Thaten nicht fehlen.

II.

Aus Hegels Leben.

Von

Karl Rosenkranz.

1. Hegel und Hölberlin.
 2. Theologische und historische Studien Hegels.
-

Vorbemerkung des Verfassers.

Hegels Leben ist ein Gegenstand von so unendlicher Wichtigkeit, daß ich, so viel an mir ist, nicht gern etwas versäumen möchte, ihn in der Vollendung, die seiner würdig ist, darzustellen. Die folgenden Mittheilungen, zu denen der Herausgeber dieses Taschenbuchs mir freundlich Raum gegönnt, sollen nur theils als eine Mahnung an alle diejenigen dienen, welche mir noch etwa Briefe, Aufsätze, Kunden über Hegel (unfrankirt durch die Post) könnten zukommen lassen, wie die Herren Professoren G a b l e r, A b e g g und H i n r i c h s bereits die Güte zu thun gehabt haben, viele Andere aber, z. B. P a u l u s in Heidelberg, die Erben W i n d i s c h m a n n s, C o u s i n u. s. w. auch thun könnten; theils wünschte ich dadurch zu erfahren, in wie weit meine Behandlung angemessen erscheint, namentlich, ob das, was ich aus dem Nachlaß Hegels mittheile, auch bei Anderen dasselbe Interesse findet, was ich allerdings daran genommen habe. Wenn man die Vorstellung haben konnte, daß mit der Herausgabe der Hegelschen Vorlesungen der Nachlaß erschöpft sei, so ist dies ein großer Irrthum. Allerdings ist Vieles nur Studie und Hegel selbst würde nie daran gedacht haben, es zu veröffentlichen. Auch habe ich ja bei der Mittheilung der Hegelschen Propädeutik hinlänglich erfahren, daß Viele, die sich an die Speculation nur in Pausch und Bogen halten und um das Streben nach sorgfältiger Begriffsbestimmung im Einzelnen unbekümmert sind, in derselben nur eine überflüssige Wiederholung dessen erblickten, was sie schon in anderen vollendeteren Formen besaßen, daß sie die Abweichungen, Umgestaltungen, welche in der Propädeutik vorliegen, nur für etwas Lästiges nahmen, mit dem sich zu befassen nicht der Mühe lohne, während ich der Meinung bin, daß nur durch sie der Fortgang Hegels von der Phänomenologie von 1807 zur Logik von 1812 klar werden kann. Bei den reichen Schätzen des Hegelschen Nachlasses ist nun zwar der Vorwurf unnützer Wiederholung nicht zu besorgen; sie bringen ganz ungeahnte Arbeiten, die eben so wichtig für die systematische Philosophie als die kirchliche und politische Gegenwart sind; allein man könnte doch sagen, daß sie dem Resultat nach schon in den gedruckten Schriften enthalten seien. Ich versichere übrigens, daß das, was ich hier mittheile, nicht etwa ängstlich zusammengebracht, sondern aus einer Fülle von Papieren entnommen ist, daß ich aber das, was mir das Werthvollste, Prägnanteste schien, ausgehoben habe. Und hierüber möchte ich gern ein Wort des Publicums vernehmen.

Königsberg am letzten December 1841.

Karl Rosenkranz.

Hegel und Hölderlin.

Hegel erlebte in Tübingen, was K. Immermann in den Düsseldorfer Maskengesprächen Anfänge genannt hat, ein Zusammentreffen von Talenten, die aber noch nicht recht wissen, wo es mit ihnen hinaus will. Es entsteht eine geistige Gährung, ein instinctives Treiben nach einem dunkel vorschwebenden Ziel, das um jeden Preis erreicht werden soll. Immermann ist der Meinung, daß gerade in Deutschland, wo keine absoluten Centralpunkte die Bildungstendenzen absorbiren, so etwas nicht selten sei und daß bei uns fast jede auch kleinere Stadt von Zeit zu Zeit eine solche Periode erlebe. Von den Universitätsstädten läßt sich dies gewiß behaupten. In höherem Styl als in Tübingen, hat Hegel noch einmal in Jena ein solch' dumpfes Weben des Geistes durchgemacht. Im Stift waren es vorzüglich zwei Genien, welche ihm bedeutungsvoller näher traten: Friedrich Hölderlin und F. W. J. Schelling. Jener war das incarnirte Hellenenthum, dieser der Thyrsuschwinger eines wissenschaftlichen Enthusiasmus.

So sehr Hegel von der damals herrschenden Aufklärung ergriffen war, so wenig war er doch ihr unbedingter Verehrer. Die Weite seines Geistes barg viele Welten in sich, deren Kampf

mit einander still und nachhaltig in ihm eine neue Anschauung aller Dinge bereitete. Die Innigkeit, mit welcher er bereits in Stuttgart das griechische Leben, insbesondere die Poesie eines Sophokles, in sich aufgenommen hatte, war schon die reale Reaktion gegen das Frostige, Anschauungslose, Dürftige, worauf die Aufklärung als Aufklärerei immer sichtbarer hinauszu-
laufen anfing. In Hölderlin fand er die Liebe zu dem griechischen Wesen bis zum Extrem concentrirt. Wilh. Waiblinger (Werke Bd. III, 220 ff. Hamburg 1839; in dem Aufsatz: F. Hölderlin, Leben, Dichtung und Wahnsinn; zuerst in den „Zeitgenossen“ abgedruckt) hat uns eine Schilderung von dem unglückseligen Zustande gegeben, in welchem dieser große Dichter sich noch gegenwärtig als Wahnsinniger in Tübingen befindet. Um denselben begreiflicher zu machen, ist er auch auf die frühere Lebensgeschichte Hölderlins eingegangen, jedoch theils unvollständig, theils unrichtig. Daß aber Hölderlin sich durch die Einseitigkeit, mit welcher er in das Griechenthum sich verlor, mit Deutschland und der Gegenwart unheilbar entzweite; daß eben das Element, aus welchem er den höchsten Zauber hervorlockte, für ihn zugleich das todbringende ward, ist richtig gefaßt. Hölderlin war, gleichaltrig mit Hegel, 1770 zu Meislingen in Schwaben geboren und sollte in Tübingen Theologie studiren. Dieß war ein großer Irrthum. Sein Geist drängte in ganz andere Regionen hinaus. Schon im Stift soll er den „Hyperion oder der Eremit in Griechenland“ (zweite Auflage, Tübingen 1822) zu schreiben angefangen haben. Der literarischen Rubrik nach würde man dies Produkt einen Roman in Briefen nennen. Allein von eigentlich Romanhaftem ist so gut wie nichts darin enthalten. Es sind odenhafte, dithyrambische

Ergüsse eines, für die Natur und die Schönheit Liebenden, naturvertrauten Griechen glühenden Gemüths; es sind die hinreißenden Confessionen eines von der leidenschaftlichsten Liebe zerrütteten Herzens. Mit Heine's Ardinghello hat der Hyperion gemeinsam, einer bestehenden Cultur eine vergangene, von ihm höher gestellte Bildung und die sich in ihrem Aether und Licht, ihren Sternen und Wolken, Bergen und Wassern, Pflanzen und Thieren immer gleichbleibende Natur entgegen zu setzen und auf solche Weise die Gegenwart der schönödesten Barbarei anzuklagen. Aber es fehlt bei Hölderlin die plastische Anschaulichkeit. Die Maßlosigkeit der Sehnsucht löst die Ansätze der Gestaltung in Distanzische Weichheit und Unbestimmtheit auf. Daß der Hyperion im Stift begonnen wurde, wie Waiblinger versichert, ist sehr wahrscheinlich; jedoch hat er wohl erst später, in Frankfurt, seine ganze Ausführung erhalten. Daß Hegel viel verwandte Töne in Hölderlin's Dichten und Trachten fand, läßt sich aus Allem, was uns über seine frühe Begeisterung für die classischen Studien bekannt ist, schließen. Allein selbst bestimmtere Anregungen, selbst einzelne Ausdrücke, die Vorliebe für manche Wendungen, hängen vielleicht mit dem Umgange Hölderlin's bei ihm zusammen. So findet sich z. B. folgender dichterischer Versuch Hegel's, in welchem der Eremit auftaucht.

Der Jüngling.

„Sirene, ich gab mein ganzes Herz dir hin. Du sogst es in dich und stießest mich von dir und lachst nun meines Diebstahls und meiner Armuth. Was ist noch mein, als das Gefühl, daß ich elend bin! Doch kann ich noch wollen, nicht mehr zu wissen, daß ich bin.“

Der Resignirte.

„Mit tausend Armen faßtest du mich. Doch deine Nektarquellen sind Gift gewesen. Wo fließt mir rein des Lebens Strom?“

Der alte Einsiedler.

„Zwanzig Frühlinge sah ich vom Felsen über dem See entsprossen. Zwanzigmal entstandet ihr Rosen um das Grabmal meiner Geliebten, die der wilde See hier am Ufer zerschellte. So blühte sie, wie diese Rosen! Ich pflege eurer. Auf jedes Blatt, das sich entwickelt, fließt meine Thräne, daß so sie war, daß so sie war und nicht mehr ist!“

Von einzelnen Ausdrücken hebt sich namentlich der Gebrauch des Wortes *Aether* hervor, das für Hegels Anschauung stets ein Aeußerstes von Einheit, von selig erfüllter Ruhe, von Erhabenheit war. Hölderlin dichtete sogar eine hexametrische Ode an den *Aether* (Gedichte 1826, S. 155):

„Treu und freundlich, wie du, erzog der Götter und Menschen
Keiner, o Vater *Aether*! mich auf; noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüste mich tränkten,
Faßtest du zärtlich mich an, und goßest himmlischen Trank mir,
Mir den heiligen Odem zuerst in den keimenden Busen.“ u. s. w.

In Betreff einzelner Wendungen finden wir bei Hegel wie bei Hölderlin eine an das Pikante anstreichende *Großheit*, in welcher mit dem Bilde der Phantasie der reine Gedanke sich zu einem eigenthümlich mystischen Effect vereinigt. Man erinnere sich einer Menge solcher Stellen in der Vorrede vorzüglich der *Phänomenologie*. Aus dem *Hyperion* wird es, mit Bezug

auf das Symbolum *'Εν καὶ Πάν*, das Hölderlin in Hegels Stammbuch schrieb und das noch jetzt in seiner Stube zu Tübingen auf einem großen Vogen Papier an der Wand prangt, an einer Stelle hinreichend fein, diesen modern majestätischen Ton, welchen auch Schelling einigemal versuchte, anzudeuten; z. B. Th. I, S. 10:

„Eines zu fein mit Allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen.

Eines zu fein mit Allem, was lebt, in seliger Selbstvergeffenheit wiederzukehren in's All der Natur, das der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Vergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle und der Donner seine Stimme verliert und das kochende Meer der Woge des Kornfelds gleicht.

Eines zu fein mit Allem, was lebt! Mit diesem Worte legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geist des Menschen den Scepter weg und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewig einigen Welt, wie die Regeln des ringenden Künstlers vor seiner Urania, und das eberne Schicksal entragt der Herrschaft, und aus dem Munde der Wesen schwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend beseliget, verschönert die Welt.

Auf dieser Höhe steh' ich oft, mein Bellarmin! Aber ein Moment des Besinnens wirft mich herab. Ich denke nach und finde mich, wie ich zuvor war, allein, mit allen Schmerzen der Sterblichkeit, und meines Herzens Asyl, die ewig einige Welt, ist hin; die Natur verschließt die Arme, und ich stehe, wie ein Fremdling, vor ihr und verstehe sie nicht.

Ach! wär' ich nie in eure Schulen gegangen. Die Wissen-

schaft, der ich in den Schacht hinunter folgte, von der ich, jugendlich thöricht, die Bestätigung meiner reinen Freude erwartete, die hat mir Alles verdorben.“

Der Unterschied Hegels von Hölderlin war eben, daß jener durch unablässiges Studium den Gegensatz zwischen der ekstatischen Seligkeit des contemplativen Moments und zwischen der profaischen Nüchternheit des gewöhnlichen Lebens überwand. Er lernte, wie er sich im Alter ausdrückte, die Rose am Kreuz der Gegenwart erkennen. Er überzeugte sich, daß Vernunft in der Welt und die Abstraction von ihr eine Krankheit sei. In der Welt dennoch über sie hinaus zu sein, ward sein Sinn. Er entbehrte des dämonischen Wesens in sich nicht, suchte es aber zur Klarheit des an und für sich setzenden Begriffs zu befreien und zu läutern. Allein es ist dieser Neuplatonismus, dieser Pantheismus, dieser Cultus einer intellectuellen Anschauung des Alls und seiner selbst als des Alls ein nothwendiger Durchgangspunkt für Hegel gewesen. Der extremen Schärfe der Verständigkeit trat in ihm eine extreme Tiefe der Poesie gegenüber. Was für die Auffassung seiner Bildung so oft nur als ein Schellingsches Element angesehen worden, hatte er schon im Verkehr mit Hölderlin in der größten Ursprünglichkeit und Ueberschwänglichkeit durchgemacht. Für diese Behauptung ist noch ein höchst merkwürdiges Document vorhanden. Um dasselbe ganz zu verstehen, ist jedoch die Bekanntschaft mit Hölderlins Gedichten vorauszusetzen. Es geht durch sie ein Zug nach Isolirung, welcher nicht aus Menschenhaß oder Eitelkeit entspringt, sondern aus der leidenschaftlichen Sehnsucht nach reiner Menschheit. Er vermochte deshalb mit der Gegenwart sich nicht zu versöhnen, weil in

derselben eine solche fleckenlose Reinheit nicht zu finden ist. Er entzweite sich mit den Deutschen bis zur Zerrüttung. Im Hyperion II, 112 sagt er noch an einer der mildesten Stellen: „Es ist ein hartes Wort und dennoch sag' ich's, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrissner wäre, wie die Deutschen. Handwerker stehst du, aber keine Menschen; Denker, aber keine Menschen; Priester, aber keine Menschen; Herren und Knechte, Junge und gesetzte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt unter einander liegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt?“ An die Stelle eines jeden bestimmten Volkes der Gegenwart schoben sich ihm die alten Hellenen als dasjenige Volk unter, welches seinem Ideal in lebendiger Wirklichkeit entsprochen haben würde. Er rief einem Freunde zu:

„Ach! es hätt' in jenen bessern Tagen
Nicht umsonst so brüderlich und groß
Für ein Volk dein liebend Herz geschlagen,
Dem so gern des Dankes Zähre floß! —
Harre nur! sie kommt gewiß die Stunde,
Die das Göttliche vom Staube trennt!
Stirb! du suchst auf diesem Erdenrunde,
Edler Geist, umsonst dein Element.“

Und am Schluß dieser Hymne redet er sich selbst an:

„Mich verlangt in's bess're Land hinüber,
Nach Alcäus und Anakreon,
Und ich schlief im engen Hause lieber
Bei den Heiligen in Marathon;
Ach! es sei die letzte meiner Thränen,
Die dem heil'gen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an!“

Die Qual, welche Hölderlin unter den Menschen erdulden mußte, aus deren Vorstellungskreis er sich so gänzlich heraus in einen nur der künstlichen Erinnerung angehörigen hinüber gelebt hatte, machte ihn für das Ausprechen seiner Entfremdung von ihnen höchst erfinderisch. Die Schilderungen der Natur, der „allduldbenden“, welche mitten in aller Geschichte, in allem menschlichen Wechsel sich getreu bleibt, sind bei ihm bezaubernd. Aber immer ist es die Flucht aus dem Gewühl der Menschen, welche ihn zu ihr führt. Waldesgrund, Meeresufer, Bergeshöhen in ihrer erhabenen Einsamkeit, ziehen ihn an. In einem Gedicht, „Emilie an ihrem Brauttag“, macht Corfka, eine Insel, welche sich, bis auf den Kampf von Paoli, gegen die übrige europäische Geschichte gleichsam verschlossen hatte, den Hintergrund aus. Am bestimmtesten aber treten alle diese Elemente in dem „Tod des Empedokles“, dem Fragment eines Trauerspiels, hervor. Diese großartige Composition, von welcher kein Compendium deutscher Literaturgeschichte Kunde gibt, ist ein Seitenstück zu der Goethe'schen Pandora und dem Shelley'schen Prometheus. Der Monolog des Philosophen, als er am Rand des Aetnastraters aus dem Schlummer erwacht, drückt die Süßigkeit der Empfindung, durch die Einsamkeit von den Menschen befreit und durch die Natur geschichtslos geworden zu sein, auf das Schönste aus. Es würde, da es hier nur die Beleuchtung einer Entwicklungsphase Hegels gilt, zu weit führen, sollte der Zusammenhang dargelegt werden, welchen diese Poesie mit dem Wesen des Schwäbischen Volksstammes hat. Mit der tiefsten Innigkeit christlichen Glaubens hat derselbe seit den Zeiten der Reformation den Geist des Alterthums in sich vermählt. Hegel selbst hebt in seiner Kirchengeschichtli-

chen Differtation das Studium eigens hervor, welches die Schwäbischen Theologen im sechzehnten Jahrhundert dem Homer gewidmet haben. Und so erblicken wir am Ende des vorigen Jahrhunderts in Schillers Göttern Griechenlands, in seinem Siegesfest, seinen Künstlern, seinem Eleusischen Fest (1799), seiner Klage der Ceres u. s. f. dieß nämliche Element. Wir erblicken es aber auch in den jetzigen Dichtungen Pfizers. Längst bevor Schelling in seiner Schrift: Religion und Philosophie, 1804, die Mysterien der Alten feierte, hatte Hegel das Wesen einer solchen esoterischen Weisheit und eines durch seine Vereinsamung gesteigerten Genusses ihrer Erkenntniß durchlebt, und man wird, wenn man das Folgende gelesen hat, wohl nicht mehr zweifeln, daß er es war, der 1802 zu dem Aufsatz: Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt, den prachtvollen Schluß von der Wanderung der Seele nach Eleusis schrieb. — Nach beendigten Studien in Tübingen ging Hölderlin nach Sachsen und hörte sogar eine Zeitlang Fichte'n in Jena. Hegel ging nach der Schweiz und stand mit ihm in Briefwechsel. In Frankfurt a. M. trafen sie 1797 wieder zusammen. Voll von der glühendsten Sehnsucht nach dem Freunde dichtete Hegel im August 1796:

Eleusis.

An Hölderlin.

Um mich, in mir wohnt Ruhe. Der geschäft'gen Menschen
 Nie müde Sorge schläft. Sie geben Freiheit
 Und Ruhe mir. Dank dir, du meine
 Befreierin, o Nacht! — Mit weißem Nebelflor
 Umzieht der Mond die ungewissen Grenzen
 Der fernen Hügel. Freundlich blinkt der helle Streif
 Des See's herüber.
 Des Tags langweil'gen Lärmen fernt Erinnerung,

Als lägen Jahre zwischen ihm und jetzt.
 Dein Bild, Geliebter, tritt vor mich,
 Und der entflohenen Tage Lust. Doch bald weicht sie
 Des Wiedersehens süßern Hoffnungen.
 Schon malt sich mir der langersehnten, feurigen
 Umarmung Scene; dann der Fragen, des geheimern,
 Des wechselseitigen Auspähen Scene,
 Was hier an Haltung, Ausdruck, Sinnesart dem Freund
 Sich seit der Zeit geändert; — der Gewißheit Wonne,
 Des alten Bundes Treue, fester, reifer noch zu finden,
 Des Bundes, den kein Eid besiegelte:
 Der freien Wahrheit nur zu leben,
 Frieden mit der Sazung,
 Die Meinung und Empfindung regelt, nie, nie ein-
 zugehn!

Nun unterhandelt mit der trägern Wirklichkeit der Sinn,
 Der über Berge, Flüsse, leicht mich zu dir trug.
 Doch ihren Zwist verkündet bald ein Seufzer und mit ihm
 Entflieht der süßen Phantasieen Traum.

Mein Aug' erhebt sich zu des ew'gen Himmels Wölbung,
 Zu dir, o glänzendes Gestirn der Nacht!
 Und aller Wünsche, aller Hoffnungen
 Vergessen strömt aus deiner Ewigkeit herab.
 Der Sinn verliert sich in dem Anschau'n.
 Was mein ich nannte, schwindet.
 Ich gebe mich dem Unermeßlichen dahin.
 Ich bin in ihm, bin Alles, bin nur es.
 Dem wiederkehrenden Gedanken fremdet,
 Ihm graut vor dem Unendlichen und staunend faßt
 Er dieses Anschau'ns Tiefe nicht.
 Dem Sinne nähert Phantasie das Ewige,
 Vermählt es mit Gestalt. — Willkommen, ihr,
 Erhabne Geister, hohe Schatten,
 Von deren Stirne die Vollendung strahlt.
 Der Glanz, der Ernst, der euch umfließt,
 Er schrecket nicht. Ich fühl', es ist auch meine Heimath.
 Ha! sprängen jetzt die Pforten deines Heiligthums,
 O Ceres, die du in Eleusis throntest!
 Begeistrung trunken fühl' ich jetzt
 Die Schauer deiner Nähe,

Verstände deine Offenbarungen.

Ich deutete der Bilder hohen Sinn, vernähme
Die Hymnen bei der Götter Mahle,
Die hohen Sprüche ihres Rathes.

Doch deine Hallen sind verstummt, o Göttin!

Geflohen ist der Götter Kreis in den Olymp
Zurück von den entheiligten Altären,
Geflohn von der entweiheten Menschheit Grab
Der Unschuld Genius, der her sie zauberte.
Die Weisheit deiner Priester schweigt. Kein Ton der heil'gen Weihe
Hat sich zu uns gerettet und vergebens sucht
Des Forschers Neugier mehr, als Liebe
Zur Weisheit. Sie besitzgen die Sucher und verachten dich.
Um sie zu meistern, graben sie nach Worten,
In die dein hoher Sinn gepräget wär!

Vergebens! Etwa Staub und Asche nur erhaschen sie,
Worein dein Leben ihnen ewig nimmer wiederkehrt.

Doch unter Moder und Entseelten auch gefielen sich
Die ewigtodten, die genügsamen! — Umsonst, es blieb
Kein Zeichen deiner Feste, keines Bildes Spur.

Dem Sohn der Weihe war der hohen Lehren Fülle,
Des unaussprechlichen Gefühles Tiefe viel zu heilig,
Als daß er trocken Zeichen ihrer würdigte.

Schon der Gedanke faßt die Seele nicht,
Die außer Zeit und Raum in Ahnung der Unendlichkeit
Versunken, sich vergißt und wieder zum Bewußtsein nun
Erwacht. Wer gar davon zu Andern sprechen wollte,
Sprach' er mit Engelzungen, fühlt der Worte Armuth.

Ihm graut, das Heilige so klein gedacht,
Durch sie so klein gemacht zu haben, daß die Red' ihm Sünde
deucht,

Und daß er lebend sich den Mund verschließt.

Was der Geweihte sich so selbst verbot, verbot ein weises
Gesetz den ärmern Geistern, das nicht kund zu thun,
Was sie in heil'ger Nacht geseh'n, gehört, gefühlt:
Daß nicht den Bessern selbst auch ihres Unfugs Lärm
In seiner Andacht stört', ihr hohler Wörterkram
Ihn auf das Heil'ge selbst erzürnen machte, dieses nicht
So in den Koth getreten würde, daß man dem
Gedächtniß gar es anvertraute, daß es nicht

Zum Spielzeug und zur Waare des Sophisten,
Die er obolenweis verkaufte,
Zu des berebten Heuchlers Mantel, oder gar
Zur Ruthe schon des frohen Knaben, und so leer
Am Ende würde, daß es nur im Widerhall
Von fremden Zungen seines Lebens Wurzel hätte.
Es trugen geizig deine Söhne, Göttin,
Nicht deine Ehr' auf Gass' und Markt, verwahrten sie
Im innern Heiligthum der Brust.
Drum lebstest du auf ihrem Munde nicht.
Ihr Leben ehrte dich. In ihren Thaten lebst du noch.
Auch diese Nacht, vernahm ich, heil'ge Gottheit, dich.
Dich offenbart auch mir oft deiner Kinder Leben,
Dich ahn' ich oft als Seele ihrer Thaten!
Du bist der hohe Sinn, der treue Glauben,
Der, eine Gottheit, wenn auch Alles untergeht, nicht wankt.

In Frankfurt a. Main sahen sich die Freunde wieder und lebten, wie aus Briefen Sinclairs an Hegel hervorgeht, herrliche Tage mit einander, welche von Bildungsreizen reichlichst geschwängert waren. Allein außer dieser Thatsache in ihrer fahlen Allgemeinheit ist, bis jetzt wenigstens, nichts Näheres über die weitere Gestaltung ihres Verhältnisses zu sagen. Hölderlin, Hauslehrer, wie Hegel, ward von der bodenlosesten Leidenschaft für die Gattin seines Principals ergriffen. In seinen Gedichten nennt er sie bekanntlich Diotime nach der Schönen in Platons Symposion. Sein Principal entfernte ihn aus der Stadt nach Homburg. Hölderlin verfiel in eine Raserei, welche Bettina in den Briefen an die G ü n d e r o d e (Th. I, S. 414 ff.) vortrefflich beschrieben hat. Er redete wie ein Somnambuler in höchster Aufgeregttheit, vorzüglich über das Wesen der Poesie, der Sprache, des Metrums, der Dichtungsarten, bis der strömende hymnenartige Ausdruck abbrach und seine Aufregung in

die größte Ermattung umschlug. Sinclair, der im benachbarten Homburg wohnte, brachte Bettina Nachricht von ihm, theilte ihr auch von Hölderlins Uebersetzung des Sophokleischen Oedipus mit und scheint sich seiner vorzüglich angenommen zu haben. Hegels wird nirgends erwähnt. Hölderlin genas zwar halb und halb von dieser Katastrophe, aber mit gebrochenem Herzen, und die kurze Ode von ihm: An die Deutschen (Gedichte S. 56), findet auf ihn selbst, den nun wirklich in Geisteschwäche und Willenlosigkeit Versunkenen, eine wehmüthige Anwendung:

Spottet ja nicht des Kind's, wenn es mit Peitsch' und Sporn
Auf dem Rosse von Holz, muthig und groß sich dünkt.
Denn, ihr Deutschen, auch ihr seid
Thatenarm und gedankenvoll.

Oder kommt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?
O ihr Lieben, so nehmt mich,
Daß ich büße die Lästung!

Theologische Studien Hegels in der Schweiz.

Hegel pflegte von Schelling zu sagen, daß derselbe seine Studien vor den Augen des Publikums gemacht habe. Er selbst verbarg die feinigen und strebte dahin, nur mehr oder weniger künstlerisch ausgearbeitete Werke, reifere Resultate seines

einsamen Nachdenkens der Oeffentlichkeit zu übergeben. Die eigenthümliche Schönheit der Schellingschen Darstellung beruht daher mehr auf dem Reiz der momentanen Erregtheit, der improvisatorhaften Ergriffenheit, mit allen Vorzügen und allen Mängeln derselben. Das planvolle Ausarbeiten eines Entwurfs, das consequente Durchbilden einer Idee, die dramatische Entwicklung und Lösung eines Themas, macht umgekehrt die eigenste Schönheit Hegelscher Schriften aus. Die Specification des Ausdrucks für das Einzelne geht bei ihm vom Begriff des Ganzen aus, hat eine objective plastische Sicherheit und ist nicht bloß ein Ton, der von einer periodischen Stimmung getragen wird. Eben deswegen war aber Hegels Arbeiten selbst ein schwerfälligeres. Weil es stets künstlerisch verfährt, ringt es nach einer Harmonie des Besondern mit dem Allgemeinen. Es überwacht vom Standpunkt der ganzen Aufgabe die individuelle Gestaltung. Der kühne Wurf, der wagende Sprung, die graziöse Nachlässigkeit des Schelling'schen, oft so hinreißenden Abandons waren ihm fremd. Er begleitete jeden seiner Schritte mit kritischer Sorglichkeit. — Aus der Periode des Hauslehrerlebens in der Schweiz sind eine Menge Papiere übrig, welche den Kampf Hegels mit der damaligen Theologie zum Inhalt haben. Auf den ersten Anblick scheinen sie nichts als ein Gewühl heterogener Gedanken zu sein. Eine chaotische Verworrenheit scheint sich darin auszubreiten. Der Styl ist abwechselnd flüchtig, leicht und dann wieder zerseht, zerfahren, verbissen. Zuweilen, besonders in den exegetischen Partien, ist er bis zur Trivialität verständlich, dann wieder, wo es dogmatische Begriffe gilt, kraus, dunkel, ja barock. Es würde völlig gegen den Sinn Hegels gehandelt heißen, von diesen theologischen, skizzen-

haft gebliebenen Versuchen weitläufigere Mittheilungen zu machen. Allein eben so wenig können wir sie ganz ignoriren, denn aus diesem Chaos hat sich bei ihm selbständig seine Welt hervorgebildet, und es gewährt ein erhaben lüsterneß Gefühl, in die Abgründe eines solchen zu sich selbst im Innersten erwachenden Geistes vertrautere Blicke zu werfen.

Der Gedanke, aus welchem sein ganzes System emporkeimte, war der der Liebe. Die Anschauung aber, an welcher er sich als Charakter orientirte, war die des Gottmenschen. Schon in der Lübinger Periode sprach er die Analogie der Liebe mit der Vernunft aus und stellte sie, obwohl sie nur ein empirisches Princip sei, unendlich hoch. Die Bewegung der Liebe, aus sich in ein Anderes als in sich selbst überzugehen, in dem Andern bei sich zu sein und zu sich nur zurückzukehren, um sich seiner von Neuem zu entäußern, wurde ihm der Weg zu seiner dialektischen Methode. Also die Liebe und die Hegelsche Dialektik sollen ihrem Wesen nach als identische Begriffe genommen werden? Wie abentheuerlich träumt hier der Biograph! wird Mancher denken. Wie gesucht ist diese Synthese! Der Biograph berichtet zunächst nur eine Thatsache, die man ihm stehen lassen muß. Sonst aber hat Hegel in der Vorrede zur Phänomenologie und in den Vorlesungen über die Religionsphilosophie auch späterhin ausdrücklich gesagt, daß das Wesen der dialektischen Methode auch als das Spiel der göttlichen Liebe vorgestellt werden könne. — Was aber den andern Punkt betrifft, so war es der Begriff Christi als des Gottmenschen, durch welchen Hegel aus der Vernüchterung des abstracten Menschenthums seiner Zeit sich zu einer festen, nicht wieder erschütterten Ueberzeugung von der Göttlichkeit des menschlichen Geistes erhob.

Die Idee der Liebe war auch hier seine Leiterin. Was wir in Gott lieben, kann nichts uns Fremdes sein, was Gott in uns liebt, eben so wenig ein ihm Fremdes. Aber nicht nur so in's Allgemeine hin ward ein Ideal etwa für ihn im Praktischen aus dem Gedanken der Gottmenschheit hervorgekehrt, sondern er ließ sich auch auf das Geringste in Christi Leben ein. Er schrieb im Sommer 1795 ein vollständiges Leben Jesu.

In dieser Vertiefung überwand er nun zwar alle individuelle Gedrücktheit, alle Egoität der vereinzelt Persönlichkeit, allein aus dem Begriff des ursprünglichen Christenthums entspann sich für ihn ein neuer Kampf mit dem Begriff seiner Realisirung. Die Liebe soll ihrem Wesen nach universell sein, findet sich aber durch die Gemeinden particularisirt, wird zu einer Liebe, welche die Christen gegen Christen als die *ἀγιοι*, als die Getauften u. s. f. unter einander hegen; zu einer Liebe, welche in der Richtung auf Gott und Christus die unendliche Mannigfaltigkeit des weltlichen Lebens bei Seite liegen läßt. Die christliche Liebe ist in der Begeisterung für die Nachfolge des armen Lebens Jesu in Gefahr, gegen den Reichthum des Geistes in Staat, Kunst und Wissenschaft nicht nur indifferent, sondern selbst ausschließend zu werden. An solcher zum Monachismus strebenden Isolirung stieß sich Hegel. Er wollte die Welt nicht aufgeben. Die Mächte derselben sollten nicht als außerhalb des Reiches der Liebe ihr Unwesen treibende verächtlich weggeworfen werden. So fand er sich von der Kirche auf den Staat hinübergewiesen und suchte nach einer Versöhnung beider mit einander. Viele Theologen und Philosophen subordiniren

beide Begriffe, des Staats und der Kirche, als einander coordinirte, dem Begriff des Reiches Gottes. Dies umfaßt aber die ganze Menschheit, die ganze Weltgeschichte und so wird mit einer solchen allumfassenden Abbréviatur für den besondern Fall die Frage doch nicht gelöst, wie Staat und Kirche zu einander sich verhalten sollen, wenn derselbe Mensch sowohl Bürger des politischen als des kirchlichen Staates ist. Hegel kam zu diesen Betrachtungen vom republikanischen Standpunkt her, welcher mit dem ursprünglichen Zustande der Verfassung der christlichen Kirche die größte Harmonie hatte. Dennoch behandelte er Staat und Kirche als für sich selbstständige Individuen, welche ihre Einheit mit einander nur durch die Form des Vertrages bewirken. Der Hauptbegriff, um welchen sich diese Untersuchung bei ihm drehte, war der der positiven Religion als derjenigen Form, in welcher sich die Idee der Religion in der Erscheinung empirisch darstellt. Das Höchste im Menschen wird darnach in seiner concreten Bestimmtheit durch die Auctorität der Kirche geregelt; es wird von ihr genau vorgeschrieben, wie man fühlen müsse, um für fromm gelten zu dürfen. Der Einzelne muß nicht nur von sich die Gewißheit haben, mit Gott in sich versöhnt zu sein, er muß auch für Andere, daß es so sei, in statutarisch festgesetzten Begehungen und Aeußerungsweisen darstellen und dadurch in ihnen, wenn sie ihn controliren, dieselbe Gewißheit erregen können. Aber eine solche Beaufsichtigung des Einzelnen in seinem religiösen Leben wollte Hegel nicht dulden, weil sie ihm die Religion selbst zu vernichten schien. Die Controle sollte nur dem Staat anheimfallen und nicht auf das Gewissen, auf das Innere des Menschen, sondern lediglich auf seine Thaten, als das

entäußerte Innere, sich beziehen. Sie sollte nicht die Empfindungen und Mienen eines Andern richten, nicht nach Vermuthungen und subjectiven Voraussetzungen, sondern nur nach dem objectiven Gesetz beurtheilen wollen. Weil Hegel also die Religion in der freien Innerlichkeit concentrirte und sie der polizeilichen Inspection einer geistlichen Behörde entzogen wissen wollte, mußte er sich das Problem stellen, die Einrichtungen einer positiven Religion in Lehre, Moral, Ceremoniel mit dem Begriff der unsichtbaren Kirche zu vergleichen.

Mit diesen Andeutungen eröffnen wir die Mittheilungen aus den Jahren 1794, 95 und 96. Wir können sie in vier Abtheilungen zerlegen:

- I. Rhapsodien aus dem Studium der Kirchengeschichte, der Dogmatik und der Exegese.
- II. Das Leben Jesu.
- III. Kritik des Begriffs der positiven Religion.
- IV. Der Begriff der ursprünglichen christlichen Gemeinde.

Welche theologische Studien Hegel zu Bern im Speciellen gemacht habe, läßt sich nicht wohl angeben. Er erwähnt selten einen Namen. Das von Paulus edirte, schon oben genannte theologische Journal, Mosheims Schriften, hin und wieder, aber höchst selten, der Name Kants und Fichte's, Spinoza's Tractatus theologico-politicus, Forsters und Anderer Reisebeschreibungen nebst der Allgemeinen Jenaer Literaturzeitung sind fast das Einzige, was sich anführen läßt. — Die Hellenischen Philosophen hatten nicht nöthig, sich um eine von Synoden, Consistorien und Regierungen sanctionirte Theologie zu bekümmern. Im Mittelalter verschlang die Theologie die Philosophie. Als sich diese emancipirte, behielt sie dennoch das

Verhältniß zur Theologie, sich über den Begriff des Absoluten, den sie aufstellte, mit dem in der Kirche als Norm geltenden zu rechtfertigen. Cartesius unterwarf sich noch unbedingt dem Urtheil der Kirche. Spinoza gab in seinem Tractatus theologico-politicus die schärfste rationalistische Kritik der äußerlichen Stützen der positiven Religionen, des Begriffs von Offenbarung, Inspiration, Wunder, Weissagung, und vindicirte die Philosophie dem Staate. Leibniz suchte die Concordanz der Vernunft mit dem Glauben zu zeigen, den Zweifel an der Vernünftigkeit der Dogmen zu widerlegen und das Mysterium der Trinität selbst per nova logica reperta zu erläutern. Alle Skeptiker, alle Empiriker, Charron, Bayle, Locke, Hume u. A., beschäftigten sich mit der Kritik des Christenthums. An die Stelle der natürlichen Religion setzte Kant die Vernunftreligion. Fichte gab die Anweisung zum seligen Leben und schloß sich darin bereits der Johanneischen Urkunde vom Leben Jesu an. Schelling skizzirte sogar 1803 eine historische Construction des Christenthums. Wird man sich noch wundern, daß auch Hegel mit der umfassendsten theologischen Gelehrsamkeit und dem tiefsten Ernst sich dem ganzen Streite nach auf die positive Religion einließ? Es ist die Nothwendigkeit des Geistes, zwischen seiner Religion und seiner Philosophie keinen Dualismus zu dulden, welche alle neuere Philosophen zu solchen Untersuchungen trieb. Den hierarchisch gesinnten Theologen ist das Salz der Speculation allerdings oft unbequem gewesen; sie haben die Religionsphilosophie, die speculative Theologie oft als einen unerlaubten Eingriff in ihre Domain betrachtet und sie als eine verderbliche Anmaßung verfehrt. Aber die göttliche Vernunft ist natürlich stärker als

solch herrschüchtiger Dünkel, und die Philosophie hat, trotz aller Polemik klerikalischen Hochmuths, immer von Neuem das Selbstbewußtsein in seinem Glauben mit dem Wissen desselben zu verfühnen gesucht. In der Reihe der für diesen Zweck gemachten Anstrengungen stehen Hegels hier näher zu beschreibende Arbeiten dem Gehalt nach unter den ersten und behaupten, so sehr der Kern derselben bereits allgemeineres Eigenthum unserer Zeit geworden, doch nach fast einem halben Jahrhundert noch jetzt eine eigenthümliche Frische und Neuheit.

I.

Rhapsodien aus dem Studium der Kirchengeschichte, Dogmatik und Exegese.

Aus einer Menge von Papieren, deren völliger Zusammenhang sich nicht mehr herstellen läßt, wird es schwer, das, was am meisten charakteristisch sein könnte, auszufinden; denn eine längere Beschäftigung mit diesen Reliquien verstärkt in immer steigendem Grade das Interesse für sie und scheint immer deutlicher die Spuren der künftigen Größe des Verfassers in ihrer ersten naiven Ursprünglichkeit aufzudecken. Manches ist eine ziemlich abgeschlossene Darstellung, z. B. eine ausführliche Charakteristik von Abraham und Moses. Manches auch nur ein Aggregat einzelner zufälliger Gedankenspäne. Reflexionen über die Mythologie der Griechen, über den Zustand des Christenthums im Römischen Kaiserreich u. a. wechseln mit ganz praktischen Bemerkungen; z. B.: „Daß Prediger sich nicht mit dem Ackerbau beschäftigen sollen, ist eine Meinung vornehmer Pro-

fessoren, die so etwas unter ihrer Würde hielten und aus allen Pfarrern Universitätsgelehrte machen wollten, — nicht viel entfernt von dem Verbot, sich nicht zu verheirathen.“

Für die Geschichte, vom theologischen Gesichtspunkt aus, ist es vorzüglich die Jüdische gewesen, welche Hegel in dieser Periode durchgearbeitet hat. Zum Theil ist er dabei ganz in das kleinste Detail gegangen. Er malte sich z. B. das Leben Abrahams recht farbensatt aus: „Abraham war ein reicher Hirt, ein unabhängiger Fürst. Der Boden, auf dem er stand, eine unermessliche Ebene; der Himmel über ihm ein unermessliches Gewölk. Er baute den Boden nicht. Sein Vieh weidete ihn ab. Er war nicht genöthigt, sich mit ihm zu beschäftigen, der Erde zu schmeicheln, daß sie ihm Früchte brächte; sich an einzelne Stücke zu gewöhnen und sie lieb zu gewinnen, sie als Theile seiner kleinen Welt aufzunehmen, sich in freundliche Beziehung mit ihr zu setzen. Die Brunnen, bei denen er und sein Vieh Wasser fanden, die Wälder, deren Schatten ihn erfrischte, verließ er bald wieder u. s. w.“

Die Geschichte der Juden.

Die Grundanschauung aber der ganzen Jüdischen Geschichte, welche sich damals bei ihm gestaltete, ist am entschiedensten in folgender Zusammenfassung enthalten: „Die Geschichte der Juden lehrt, daß dies Volk sich nicht unabhängig von fremden Nationen gebildet, daß die Form seines Staats sich nicht freiwillig entwickelt hat ohne gewaltfames Herausreißen aus einem schon angenommenen Charakter. Der Uebergang vom Hirtenleben zum Staat geschah nicht allmählig und von selbst, sondern durch fremden Einfluß. Dieser Zustand war mit dem

Gefühl eines Mangels begleitet, das aber nicht allgemein, nicht auf alle Seiten desselben ausgedehnt war. Es konnte kein vollständiges oder helles Ideal aufkommen, um jenem Zustand entgegengesetzt zu werden. Nur in der Seele eines Mannes, der in der Schule der Priester und am Hof eine größere Mannigfaltigkeit von Kenntnissen und Genüssen durchliefen und dann, damit entzweit, in der Einsamkeit sie nicht mehr zu vermissen gelernt und zu einer Einheit des Wesens gelangt war, konnte der Plan zur Befreiung seines Volkes hervorgehen. In diesem konnte er zunächst nur das Gefühl seines Druckes und ein ziemlich kraftloses Andenken an einen andern Zustand ihrer Väter benutzen, um es zum Wunsch der Unabhängigkeit zu führen. Zum Glauben an die Möglichkeit der Ausführung begeisterte sie der Glaube an seine göttliche Sendung. Bei der Ausführung selbst verhielten sie sich fast ganz leidend. Sie erkämpften sich einen Boden und ihr Trieb nach Unabhängigkeit war eigentlich Trieb nach Abhängigkeit von etwas Eigenem. Diese Veränderungen, die andere Nationen oft nur in Jahrtausenden durchlaufen, mußten beim Jüdischen Volke so schnell sein. Jeder seiner Zustände war zu gewaltfam, als daß er lange hätte anhalten können. Der Zustand der Unabhängigkeit, an allgemeine Feindschaft geknüpft, ist zu sehr der entgegengesetzte der Natur. Der Zustand der Unabhängigkeit anderer Völker ist ein Zustand des Glücks und schönerer Menschlichkeit. Der der Unabhängigkeit der Juden sollte der Zustand einer völligen Passivität einer völligen Häßlichkeit sein. — Weil ihre Unabhängigkeit ihnen nur Essen und Trinken, eine dürstige Existenz sicherte, so war mit diesem Wenigen auch Alles verloren. Es blieb ihnen außer ihrem thierischen Dasein nichts, dessen Genuß

sie manche Noth ertragen, Vieles hätte aufopfern gelehrt. In dem Druck kam das kümmerliche Dasein unmittelbar in Gefahr, zu dessen Rettung sie losschlügen. Sie glaubten an ihren Gott, weil sie, mit der Natur völlig entzweit, in ihm die Vereinigung derselben durch Herrschaft fanden. — Als die Juden die königliche Gewalt, die Moses für verträglich mit der Theokratie, Samuel aber damit für unverträglich hielt, bei sich einführten, erhielten Einzelne eine politische Wichtigkeit, die sie zwar mit den Priestern theilen oder gegen sie vertheidigen mußten. Doch wenn sonst in freien Staaten die Einführung der Monarchie alle Bürger zu Privatpersonen hinabwirft, so erhob sie dagegen in diesem Staat, in welchem Jeder ein politisches Nichts war, wenigstens Einzelne zu einem mehr oder weniger eingeschränkten Etwas. — Nach dem Verschwinden des ephemerischen, aber sehr drückenden Glanzes der Salomonischen Regierung zerrissen die neuen Mächte, welche die Einführung des Königthums noch in die Geißel ihres Schicksals eingeflochten: unbändige Herrschaft und unmächtige Herrschaft, das Jüdische Volk vollends, und kehrten gegen seine eigenen Eingeweide eben die rasende Lieb- und Gottlosigkeit, die es vorher gegen andere Nationen gewendet hatte. Sie leiteten sein Schicksal durch seine eigenen Hände auf es selbst. Fremde Nationen lernte es wenigstens fürchten. Es wurde aus einem in der Idee herrschenden ein in der Wirklichkeit beherrschtes Volk und erhielt das Gefühl äußerer Abhängigkeit. Eine Zeitlang bewahrte es sich in fortdauernden Demüthigungen noch eine traurige Art von Staat, bis es am Ende — wie für die Politik der listigen Schwäche der Unglückstag nie ausbleibt — vollends zu Boden getreten wurde, ohne die Kraft des Wiederaufstehens zu behal-

ten. — Den alten Genius hatten von Zeit zu Zeit Begeisterte festzuhalten, den ersterbenden wieder zu beleben gesucht. Doch den entflohenen Genius kann die Begeisterung nicht zurück beschwören, das Schicksal eines Volkes nicht unter ihren Zauber bannen: wohl einen neuen Geist aus der Tiefe des Lebens hervorrufen, wenn sie rein und lebendig ist. Aber die Jüdischen Propheten zündeten ihre Flamme an der Fackel eines erschöpften Dämons an. Sie suchten ihm seine alte Kraft und mit der Zerstörung der mannigfaltigen Interessen der Zeit ihm seine alte schauernderhabene Einheit wiederherzustellen. Sie konnten also nur kalte, und bei ihrer Einmischung in die Politik, nur eingeschränkte, wirkungslose Fanatiker werden, nur eine Erinnerung vergangener Zeiten geben, die gegenwärtigen dadurch noch mehr verwirren, aber nicht andere Zeiten herbeiführen. Die Beimischung der Leidenschaften vermochte nie wieder in einförmige Passivität überzugehen, aber aus passiven Gemüthern mußte sie um so gräßlicher wüthen.“

„Dieser schauerhaften Wirklichkeit zu entfliehen, suchten die Menschen in Ideen Trost. Der gemeine Jude, der wohl sich, aber nicht sein Object aufgeben wollte, in der Hoffnung eines kommenden Messias; die Pharisäer in dem Treiben des Dienstes und Thun des gegenwärtigen Objectiven; die Sadducäer in der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer Existenz, eines wandelbaren Daseins; die Essener in einem ewigen, in einer Verbrüderung, die alles scheidende Eigenthum und was damit zusammenhängt, ausschloß und zu einem lebendigen Einen ohne Mannigfaltigkeit machte. Die Hoffnung der Römer, der Fanatismus werde unter ihrer gemäßigten Herrschaft sich mildern, schlug fehl. Er erglühte noch einmal und begrub sich unter seiner Zerstörung.“

„Das große Trauerspiel des Jüdischen Volks ist kein griechisches. Es kann nicht Furcht noch Mitleiden erwecken, denn beide entspringen nur aus dem Schicksal des nothwendigen Fehltritts eines schönen Wesens. Es kann nur Abscheu erwecken. Um so durchgängiger die Abhängigkeit der Juden von ihrem Gesetz war, um so größer mußte ihr Eigensinn sein, worin sie noch einen Willen haben konnten, und dies Einzige war ihr Dienst selbst, wenn er eine Entgegensetzung fand. Mit so leichtem Sinn sie sich verführen ließen, ihrem Glauben untreu zu werden, wenn sie nicht in Noth und ihr dürftiger Genuß befriedigt war, wenn das Fremde ihnen nicht als Feindliches naheete, so hartnäckig kämpften sie für ihren Dienst, wenn er angegriffen wurde. Sie stritten für ihn als Verzweifelte. Sie waren selbst fähig, im Kampf für ihn seine Gebote, z. B. die Feier des Sabbath's, zu übertreten, welche sie auf Befehl von Andern mit Bewußtsein zu verletzen durch keine Gewalt vermocht werden konnten. Und so wie das Leben in ihnen mißhandelt, wie in ihnen nichts Unbeherrschtes, nichts Heiliges gelassen war, so wurde ihr Handeln zur unheiligsten Raserei, zum wüthendsten Fanatismus. — Das Schicksal des Jüdischen Volks ist das Schicksal Macbeth's, der aus der Natur selbst trat, sich an fremde Wesen hing, in ihrem Dienst alles Heilige der menschlichen Natur zertreten und ermorden, von seinen Göttern (denn es waren Objecte, er war Knecht) verlassen und an seinem Glauben selbst zerschmettert werden mußte.“ —

Die dogmatischen Reflexionen Hegels haben zu ihrem Gegenstande theils den Begriff des positiven Glaubens überhaupt, theils den Begriff der Versöhnung. Die Gruppe der Begriffe: Schuld und Strafe, Gesetz und Schicksal, Sünde und

Sündenvergebung, hat ihn nach allen Seiten hin beschäftigt. Wenn wir uns erinnern, wie er in seinen Thesen zur Candidatenpromotion Melancthon's Verdienst um die Dogmatik hervorhebt, so dürfte wohl schon damals in Tübingen der tiefe Zusammenhang zwischen dem Begriff des alttestamentischen Gesetzes und des neutestamentischen Evangeliums der Liebe ihn zu ernstlicheren Studien angereizt haben. Wenigstens finden sich, dem Object nach hieher gehörig, manche Anlagen zu Arbeiten, welche, der Papierforte, Schreibweise und ganzen Einrichtung nach zu urtheilen, in die Tübinger Periode fallen können, z. B. eine Stellenammlung aus dem Homer über den Begriff des Verhängnisses. Es gewährt ein wunderbares Schauspiel, zu sehen, wie in diesen Arbeiten der philosophische Genius Hegels sich ihm selbst unbewußt entpuppt; wie der junge Mann, sich als theologischen Magister betrachtend, die Theologie noch immer als das wesentlichste Element seiner Studien behandelt und doch schon in sich von ihm abgefallen ist; wie aus dem theologischen Studium bei ihm ganz allmählig die Blume der Philosophie nach allen Richtungen hin sich entfaltet; wie selbst in seiner Terminologie sich aus dieser Entstehungsweise gar manche Eigenheiten erklären. Man betrachte z. B. folgende Auseinandersetzung des Begriffs des positiven Glaubens, in deren Diction ein Einfluß der Fichte'schen Grundlage der Wissenschaftslehre (Leipzig 1794) mit Platonischen Wendungen in der Hegel'schen Originalität seltsam verschmilzt:

„Glauben ist die Art, wie das, wodurch eine Antinomie vereinigt ist, in unserer Vorstellung vorhanden ist. Die Vereinigung ist die Thätigkeit. Diese Thätigkeit, reflectirt als Object, ist das Geglaubte. Um zu vereinigen, mußten die

Glieder der Antinomie als widerstreitende, ihr Verhältniß zu einander als Antinomie gefühlt oder erkannt werden. Aber das Widerstreitende kann als solches nur dadurch erkannt werden, daß schon vereinigt worden ist. Die Vereinigung ist der Maßstab, an welchem die Vergleichung geschieht, an welchem die Entgegengesetzten als solche, als Unbefriedigte erscheinen. Wenn nun gezeigt wird, daß die entgegengesetzten Beschränkten als solche nicht bestehen könnten, daß sie sich aufheben müßten, daß sie also, um möglich zu sein, eine Vereinigung voraussetzen (schon um zeigen zu können, daß sie Entgegengesetzte seien, wird die Vereinigung vorausgesetzt), so wird damit bewiesen, daß sie vereinigt werden müssen, daß die Vereinigung sein soll. Aber die Vereinigung selbst ist dadurch nicht bewiesen u. s. w.“

Die Reflexionen über die Begriffe Gesetz, Schuld, Strafe, Schicksal, Versöhnung sind höchst tiefstinnig und athmen in der Darstellung schon ganz die still erschütternde Kraft, welche Hegel später in der Phänomenologie gerade für solche Bestimmungen in so ausgezeichnete, einziger Weise entwickelte. Der Leser wolle nur nicht eine förmliche Abhandlung in den folgenden Fragmenten erwarten. Um so mehr wird ihn die Tiefe und Schönheit des in ihnen sich darlegenden Gemüthes fesseln.

Das Schicksal und seine Versöhnung.

„Das Gesetz ist später als das Leben und steht tiefer als dieses. Als Allgemeines ist es dem Menschen und seinen Neigungen als dem Besondern entgegengesetzt. Das Schicksal ist nur der Feind und der Mensch steht ihm eben so gut als kämpfende Macht gegenüber, da hingegen das Gesetz als Gesetz

unnahbar ist. Das Leben kann daher wieder zu sich selbst zurückkehren und das Machwerk eines Verbrechens, das Gesetz und die Strafe aufheben. Nur durch ein Herausgehen aus dem eignen Leben, durch Tödten des Lebens, wird ein Fremdes geschaffen. Das Vernichten des Lebens ist nicht ein Nichtsein desselben, sondern seine Trennung, und die Vernichtung besteht darin, daß es zum Feinde umgeschaffen worden. Es ist unsterblich, und getödtet erscheint es als erschreckendes Gespenst, das alle seine Eumeniden losläßt. Die Täuschung des Verbrechens, das fremdes Leben zu zerstören und sich damit erweitert glaubt, löst sich dahin auf, daß der abgeschiedene Geist des verletzten Lebens gegen es auftritt, wie Banquo, der als Freund zu Macbeth kam, in seinem Morde nicht vertilgt war, sondern im Augenblick darauf doch seinen Stuhl einnahm, nicht als Genosse des Mahls, sondern als für Macbeth böser Geist. Der Verbrecher meinte es mit fremdem Leben zu thun zu haben, aber er hat nur sein eigenes zerstört. Denn Leben ist von Leben nicht verschieden, weil das Leben in der Einigen Gottheit ist. In seinem Uebermuth hat er zwar zerstört, aber nur die Freundlichkeit des Lebens: er hat es in einen Feind verkehrt. — Dies Gesetz ist die Vereinigung im Begriffe, die Gleichheit des anscheinend verletzten und des eigenen verwirkten Lebens. — Mit dem Schicksal scheint eine Versöhnung noch schwerer denkbar zu sein, als mit dem strafenden Gesetz, da, um das Schicksal zu versöhnen, die Vernichtung aufgehoben werden zu müssen scheint. Aber das Schicksal hat vor dem strafenden Gesetz in Ansehung der Versöhnbarkeit das voraus, daß es innerhalb des Gebietes des Lebens sich befindet; ein Verbrechen aber unter Gesetz und Strafe im Gebiet unüberwindlicher entgegengesetzter

Wirklichkeiten. Eine Wirklichkeit kann nur vergessen werden, d. h. in einer andern Schwäche sich als Vorgestelltes verlieren, wodurch ihr Sein doch als bleibend gesetzt würde.“

„Von da an, wo der Verbrecher die Zerstörung seines eigenen Lebens fühlt (Strafe leidet), oder sich im bösen Gewissen als zerstört erkennt, hebt die Wirkung seines Schicksals an. Dies Gefühl des zerstörten Lebens muß eine Sehnsucht nach dem Verlorenen werden. Das Mangelnde wird erkannt als sein Theil, als das, was in ihm sein sollte und nicht in ihm ist. Diese Lücke ist nicht ein Nichtsein, sondern das Leben als nichtseiend erkannt und gefühlt. Dies Schicksal als möglich empfunden ist die Furcht vor ihm und ist ein ganz anderes Gefühl als die Furcht vor der Strafe. Jenes ist die Furcht vor der Trennung, eine Scheue vor sich selbst, die Furcht aber vor der Strafe ist die Furcht vor einem Fremden. Denn wenn auch das Gesetz als eigenes Gesetz erkannt wird, so ist in der Furcht vor der Strafe die Strafe ein Fremdes. Zur Unwürdigkeit kommt in ihr die Wirklichkeit eines Unglücks, daß der Begriff des Menschen verloren ist. Die Strafe setzt also einen fremden Herrn dieser Wirklichkeit voraus und die Furcht vor der Strafe ist Furcht vor ihm. Die Furcht hingegen vor dem Schicksal als der Macht des verfeindeten Lebens ist nicht Furcht vor einem Fremden. — Auch bessert die Strafe nicht, weil sie nur ein Leiden ist, ein Gefühl der Ohnmacht gegen einen Herrn, mit dem der Verbrecher nichts gemein hat und nichts gemein haben will. Sie kann nur Eigensinn bewirken, Hartnäckigkeit im Widerstand gegen einen Feind, von welchem unterdrückt zu werden Schande wäre, weil der Mensch sich darin selbst aufgäbe. Im Schicksal aber erkennt

der Mensch sein eigenes Leben, und sein Flehen zu demselben ist nicht das Flehen zu einem Herrn, sondern ein Wiederkehren und Nahen zu sich selbst. Das Schicksal bewirkt eine Sehnsucht nach dem verlorenen Leben. Diese Sehnsucht kann — wenn von Bessern und Gebessertwerden gesprochen werden soll — schon eine Besserung heißen, weil sie das Verlorene als Leben, als ihr einst Freundliches erkennt. In diesem Erkenntniß ist schon selbst ein Genuß des Lebens und die Sehnsucht kann so gewissenhaft sein, d. h. im Widerspruch des Bewußtseins ihrer Schuld und des wieder angeschauten Lebens sich von der Rückkehr zu diesem noch zurückhalten, so das Bewußtsein und das Gefühl des Schmerzens verlängern und jeden Augenblick es aufreizen, um sich nicht leichtsinnig, sondern aus tiefer Seele mit dem Leben zu vereinigen, es wieder als Freund zu begrüßen. In Opfern, in Büßungen, haben Verbrecher sich selbst Schmerzen gemacht, als Wallfahrer im härenen Hemde und baarsfuß bei jedem Tritt auf den heißen Sand das Bewußtsein des Bösen, den Schmerz verlängert und vervielfältigt und einestheils ihren Verlust, ihre Lücke ganz durchgeföhlt, anderntheils zugleich dies Leben, obwohl als feindliches, ganz darin angeschaut und sich so die Wiederaufnahme ganz möglich gemacht, denn die Entgegensetzung ist die Möglichkeit der Wiedervereinigung, und so weit es im Schmerz entgegengesetzt war, ist es fähig, wieder aufgenommen zu werden. Weil auch das Feindliche als Leben geföhlt wird, liegt darin die Möglichkeit der Versöhnung des Schicksals. Diese Versöhnung ist also weder die Zerstörung der Unterdrückung eines Fremden, noch ein Widerspruch zwischen dem Bewußtsein seiner selbst und der gehofften Vorstellung von sich in einem

Andern; oder ein Widerspruch zwischen dem Verdienen dem Gesetze nach und der Erfüllung desselben, dem Menschen als Begriff und dem Menschen als wirklichem. Dies Gefühl des Lebens, das sich selbst wieder findet, ist die Liebe und in ihr versöhnt sich das Schicksal. Die Gerechtigkeit ist befriedigt, denn der Verbrecher hat das gleiche Leben, das er verletzt hat, in sich gefühlt. Die Stacheln des Gewissens sind stumpf geworden, denn aus der That ist ihr böser Geist gewichen. Es ist nichts Feindseliges mehr im Menschen und die That bleibt höchstens als ein seelenloses Gerippe im Weinhaufe der Wirklichkeiten, im Gedächtniß, liegen.“

„Aber das Schicksal hat ein ausgedehnteres Gebiet, als die Strafe. Auch von der Schuld ohne Verbrechen wird es aufgereizt und ist darum unendlich strenger, als die Strafe. Seine Strenge scheint oft in die schreiendste Ungerechtigkeit überzugehen, wenn es der erhabensten Schuld, der Schuld der Unschuld gegenüber, um so fürchterlicher auftritt. Weil nämlich die Gesetze nur gedachte Vereinigungen von Entgegensetzungen sind, so erschöpfen diese Begriffe bei weitem die Vielseitigkeit des Lebens nicht. Die Strafe übt nur so weit ihre Herrschaft aus, als das Leben zum Bewußtsein gekommen, wo eine Trennung im Begriff vereinigt worden ist; aber über die Beziehungen des Lebens, die nicht aufgelöst, über die Seiten desselben, die lebendig vereinigt geblieben sind, über die Grenzen der Tugenden hinaus, übt sie keine Gewalt. Das Schicksal hingegen ist unbestechlich und unbegrenzt, wie das Leben. Es kennt keine gegebenen Verhältnisse, keine Verschiedenheiten der Standpunkte, der Lage, keinen Bezirk der Tugend. Wo Leben verletzt ist, sei es auch noch so rechtlich, so mit Selbstzufriedenheit geschehen,

da tritt das Schicksal auf, und man kann darum sagen: nie hat die Unschuld gelitten, jedes Leiden ist Schuld. Aber die Ehre einer reinen Seele ist um so größer, mit je mehr Bewußtsein sie Leben verlegt hat, um das Höchste zu erhalten: um so viel schwärzer das Verbrechen ist, mit je mehr Bewußtsein eine unreine Seele Leben verlegt. Ein Schicksal scheint nur durch fremde Schuld entstanden. Diese ist nur die Veranlassung. Wodurch es aber entsteht, ist die Art der Aufnahme und die Reaction gegen die fremde That.“

„Dadurch, daß der Mensch handelt, daß er sich in Gefahr begibt, hat er sich dem Schicksal unterworfen, denn er tritt auf den Kampfplatz der Macht gegen Macht und wagt sich gegen ein Anderes. Die Tapferkeit aber ist größer, als schmerzendes Dulden, weil jene, wenn sie auch unterliegt, diese Möglichkeit vorher erkannte, also mit Bewußtsein die Schuld übernahm, die schmerzende Passivität hingegen nur an ihrem Mangel hängt und ihm nicht eine Fülle von Kraft entgegensezt. Das Leiden der Tapferkeit aber ist auch gerechtes Schicksal, weil der Tapfere sich in's Gebiet des Rechts und der Macht einließ; und darum ist schon der Kampf für Rechte ein unnatürlicher Zustand, so gut als das passive Leiden, in welchem der Widerspruch zwischen dem Begriff vom Recht und seiner Wirklichkeit ist; denn auch im Kampf für Rechte liegt ein Widerspruch. Das Recht, das ein Gedachtes, also ein Allgemeines ist, ist in dem Angreifenden kein anderes Gedachtes. Also gäbe es hier zwei Allgemeine, die sich aufhoben und doch sind. Eben so sind die Kämpfenden als wirkliche entgegensezt: zweierlei Lebende, Leben im Kampf mit Leben, welches sich wiederum widerspricht. — Das Wahre beider Entgegensezten, der Tapferkeit und der

Passivität, vereinigt sich so in der Schönheit der Seele, daß von jener das Leben bleibt, die Entgegensetzung aber wegfällt, von dieser der Verlust des Rechts bleibt, der Schmerz aber verschwindet. Und so geht eine Aufhebung des Rechts ohne Leiden hervor, eine freie Erhebung über den Verlust des Rechts und über den Kampf. — Je lebendiger die Beziehungen sind, aus denen, weil sie befleckt sind, eine edle Natur sich zurückziehen muß, da sie, ohne sich selbst zu verunreinigen, nicht darin bleiben könnte, desto größer ist ihr Unglück. Dies Unglück aber ist weder ungerecht noch gerecht. Es wird nur dadurch ihr Schicksal, daß sie mit eigenem Willen, mit Freiheit jene Beziehungen verschmäht. Alle Schmerzen, die ihr daraus entstehen, sind alsdann gerecht, und sind jetzt ihr unglückliches Schicksal, das sie selbst mit Bewußtsein gemacht hat, und ihre Ehre ist es, gerecht zu leiden, denn sie ist über diese Rechte so sehr erhaben, daß sie dieselben zu Feinden haben wollte. Und weil dies Schicksal in ihr selbst liegt, so kann sie es ertragen, ihm gegenüberstehen, denn ihre Schmerzen sind nicht eine reine Passivität, die Uebermacht eines Fremden, sondern ihr eigenes Produkt. Das Unglück kann so groß werden, daß sie ihr Schicksal im Verzichtthun auf Leben so weit treibt, daß es sich ganz in's Leere zurückziehen muß.“

„Indem sich aber so der Mensch das vollständigste Schicksal selbst gegenübersetzt, so hat er sich zugleich über alles Schicksal erhoben. Das Leben ist ihm untreu geworden, aber er nicht dem Leben. Er hat es geflohen, aber nicht verlegt, und er mag sich nach ihm als einem abwesenden Freunde sehnen, aber es kann ihn nicht als ein Feind verfolgen. Er ist auf keiner Seite verwundbar. Wie die schamhafte Pflanze zieht er

sich bei jeder Berührung in sich, und ehe er das Leben sich zum Feinde machte, ehe er ein Schicksal gegen sich aufreizte, entflieht er dem Leben. So verlangte Jesus von seinen Freunden, Vater, Mutter und Alles zu verlassen, um nicht in einen Bund mit der entwürdigten Welt, und so in die Möglichkeit eines Schicksals zu kommen. Ferner: wer dir einen Rock nimmt, dem gib auch den Mantel; wenn ein Glied dich ärgert, so haue es ab. Die höchste Freiheit ist das negative Attribut der Schönheit der Seele, d. h. die Möglichkeit, auf Alles Verzicht zu thun, um sich zu erhalten. Wer aber sein Leben retten will, der wird es verlieren! So ist mit der höchsten Schuldlosigkeit die höchste Schuld, mit der Erhabenheit über alles Schicksal das höchste unglücklichste Schicksal vereinbar. — Ein Gemüth, das so über die Rechtsverhältnisse erhaben, von keinem Objectiven befangen ist, hat dem Beleidiger nichts zu verzeihen. Es ist für die Veröhnung offen, denn es ist ihm möglich, sogleich jede lebendige Beziehung wieder aufzunehmen, in die Verhältnisse der Freundschaft, der Liebe wieder einzutreten, da es in sich kein Leben verletzt hat. Von seiner eigenen Seite steht ihm in sich keine feindselige Empfindung im Wege: kein Bewußtsein, keine Forderung an den Andern, das verletzte Recht wiederherzustellen; kein Stolz, der von dem Andern das Bekenntniß verlangte, in einer niedrigeren Sphäre, dem rechtlichen Gebiete, unter ihm gewesen zu sein. — Außer dem persönlichen Haß, der aus der Beleidigung entspringt, die dem Individuum widerfahren ist und welcher das daraus gegen den Andern erwachsene Recht in Erfüllung zu bringen strebt, außer diesem Haß gibt es allerdings noch einen Born der Rechtfchaffenheit, eine hassende Strenge der Pflichtgemäßheit, welche

nicht über eine Verletzung ihres Individuums, sondern ihrer Begriffe, der Pflichtgebote, zu zürnen hat. Dieser rechtschaffene Haß, indem er Pflichten und Rechte für Andere erkennt und setzt und im Urtheilen über sie als denselben unterworfen darstellt, setzt eben diese Rechte und Pflichten für sich, und, indem er in seinem gerechten Zorn über die Verleger derselben ihnen ein Schicksal macht und ihnen nicht verzeiht, hat er damit auch sich selbst die Möglichkeit, Verzeihung für Fehler zu erhalten, mit einem Schicksal, das ihn darüber trafe, ausgesöhnt zu werden, benommen, denn er hat Bestimmtheiten befestigt, die ihm, über seine Wirklichkeiten, über seine Fehler sich emporzuschwingen, nicht erlauben.“

„Vergebung der Sünden ist daher nicht Aufhebung der Strafen, denn jede Strafe ist etwas Positives, Objectives, das nicht vernichtet werden kann; nicht Aufhebung des bösen Gewissens, denn keine That kann zur Nichtthat werden: sondern durch Liebe verführtes Schicksal. Daher die Regel Jesu: wenn Ihr die Fehler vergebt, so sind euch die eurigen vom Vater auch vergeben. Andern verzeihen kann nur die Aufhebung der Feindschaft, die zurückgekehrte Liebe, und diese ist ganz. Ihre Verzeihung ist nicht ein Fragment, nicht eine vereinzelte Handlung. „Richtet nicht, daß Ihr nicht gerichtet werdet.“ Jesu zuversichtliche Aussprüche: „Dir sind deine Sünden vergeben!“, wo er Glauben und Liebe fand, wie bei der Marie Magdalene. — Die Rückkehr zur Moralität hebt die Sünden und ihre Strafen, das Schicksal, nicht auf. Die Handlung bleibt. Im Gegentheil wird sie nur um so peinigender. Je größer die Moralität, um so tiefer wird das Unmoralische der Handlung gefühlt.“

Ich hoffe, daß man mir für die Ausgrabung dieser Reliquien aus dem bisher verschüttet gewesenen Schacht der stillen geräuschlosen Jugendbildung Hegels nur Dank wissen wird. Wir sind mit solcher Höhe der Seele, mit solcher Darstellungsweise, welche das edelste Mark der Sophokleischen Diction mit dem der Neutestamentischen vereint, nicht zu reichlich ausgestattet, als daß man solchen Ergüssen mit einer bloßen Verzeichnung ihres Daseins vorübergehen könnte und sie nicht dem Leser selbst zum Genuß darbieten sollte. Man beachte wohl, wie Hegel hier immer mit theologischen Aufgaben sich zu thun macht, wie das Schicksal Christi, als der Schuldloseste doch auf das Bitterste zu leiden, wie die Vergebung der Sünde durch den Glauben an die Liebe, als die leitenden Begriffe im Hintergrunde stehen. Aus diesem theologischen Fundament sproßten bei ihm nach allen Seiten hin besondere Begriffsentwicklungen hervor. Es wird nothwendig sein, über den Begriff der Liebe selbst noch eine nähere Charakteristik mitzutheilen, da er das Centrum ist, von welchem Alles bei Hegel in dieser Epoche aus-, in welchen Alles zurückgeht. Diese Mittheilungen haben einen um so höheren Werth, je weniger sie mit der Absicht einer Veröffentlichung gemacht sind und je weniger irgend eine Systematik ihren Gang bestimmt. Sie geben uns die Hegelsche Eigenheit in ihrem ursprünglichen reinen Wesen. Ein so großer Genius, als der Hegels, mußte auch alle Bildungsstufen seiner Zeit auf eine lebendige Weise in sich durcharbeiten. Sie mußten sich in seinem Werden als Momente absetzen. So begegnet uns bei ihm, der Reihe nach, der wohlweise Ton der Aufklärung, die moralische Selbstgenügsamkeit des Kantianismus, die melancholische Erhabenheit Hölderlins und eine Schattirung von

Fichte's Ausdruck; so nimmt er späterhin den Schellingianismus in sich auf, so wird er von jedem Element der Romantik berührt. Aber nicht nur, daß er Alles, was er sich aneignete, mit der Kraft seiner Eigenthümlichkeit durchdrang und es in sich, während er es assimilirte, zugleich zu einem ganz Anderen machte, als es seinem unmittelbaren Dasein nach an ihn kam, so war ihm auch beständig das Produciren in seiner ihm ausschließlich angehörenden Weise nothwendig. Diese rücksichtsloseste, freieste, originalste Form flüchtete sich aber bei ihm nicht selten, indeß er mit der Tagesbildung in Kampf verwickelt war, in die aphoristische, confessionsartige, jedoch seine Individualität als particuläre niemals berührende, Reflexion. Es ist bemerkenswerth, daß er, so viel aus den zurückgelassenen Papieren ersichtlich, außer den letzten auf dem Gymnasium verlebten Jahren nie ein auf seine individuellen Ergebnisse gerichtetes Tagebuch geführt hat. Nur von dem Verlauf seiner Reisen gab er späterhin seiner Familie eine auch auf das Einzelne seiner Zustände sich beziehende Nachricht. Sonst verhielt er sich völlig objectiv. Indem es uns doch nun daran gelegen sein muß, die Verwandlungen, welche Hegel durchlief, bevor er öffentlich mit dem Spruch über Fichte und Schelling hervortrat, von ihrer Unbekanntheit zu befreien und den geheimnißvollen Schleier zu lüften, der sie uns verdeckte, können wir die Gunst solcher erhaltenen Reste unbefangener Productionen in der That nicht hoch genug anschlagen. Leider wird uns doch noch genug unentzifferbar sein, da die verschiedenen Standpunkte, welche Hegel allerdings durcharbeitete, der äußern Erscheinung nach, ohne Hestigkeit, ohne Gewaltthatigkeit in ihm sich einander folgten. Die intensive Macht, mit welcher sie in

ihm wühlten, ist um desto größer gewesen. Eine schnell abbrechende und sich von einem Extrem rasch in ein anderes stürzende Entwicklungsform erleichtert das Geschäft für einen Biographen außerordentlich, weil die Lebensepochen eines Individuums durch solche Gegensätze grell markirt werden. Der Wechsel der Ansichten kann alsdann von bestimmten Wendepunkten aus verfolgt werden und man kann bei hinterlassenen Papieren, da, wo äußerliche chronologische Bestimmungen fehlen, viel leichter und sicherer entscheiden, was der einen und was der andern Periode angehört. Bei Hegel ist die Grundform seiner Entwicklung die Allmähligkeit, mit welcher das System, das er in sich trug, langsam und immer erst durch eine Entfremdung von ihm selbst hervorwuchs. Die ungeheure Productivität Hegels, so sehr sie in ihm gährte, war für sich blöde; eine candidatenhafte Scheu hielt sie in sich zurück; eine Zagheit vor der öffentlichen Preisgebung haftete ihr an. Sie schloß sich daher zunächst kritisch an etwas Gegebenes an. Während sie aber dasselbe erfaßte, trat auch der eigene Genius hervor. Die Entäußerung an das Fremde war der Dienst, mittelst welchem er sich von der Gebundenheit durch seine unmittelbare Tiefe frei machte. Aus solcher kritischen Hingebung kehrte er dann um so selbstgewisser zu sich zurück.

Was eine Eigenthümllichkeit der Germanen überhaupt ist, sich erst ihrer selbst zu entfremden, bevor sie ihre eigene Bildung als solche hervorbringen, das gilt von Hegel im höchsten Grade. Anfänglich der Veranlassung nach außer sich, ein Gelehrter, ein Kritiker, bringt er erst nach langem Ringen, nach den mannigfachen Versuchen, diejenige Welt hervor, welche schon von vorn herein in ihm lag.

Die Abhängigkeit von Andern war nur der Schein, welchen die Form seiner Bildung mit sich führte. So ist es denn leicht gewesen, Hegel den Ruhm der Originalität nach oberflächlicher Ansicht abzuspochen. Hat doch auch Buxfuchens-Glanzw von Goethe bewiesen, daß derselbe immer nur das schon Vorhandene zur letzten Höhe der Form gebracht, nie aber selbst etwas erfunden habe. Und so soll denn auch Hegel ohne selbständige speculative Kraft, mit einem dürren Verstande, die Poesie des Schellingschen Systems eigentlich nur zu einer platten Prosa umgezimmert haben. So wahr es nun ist, daß Hegel das Schellingsche System auf das Tiefste in sich aufgenommen hat und ihm unendlich viel verdankt, so wahr ist es doch auch, daß er nicht minder Fichte's, nicht minder Kants, nicht minder Platons, nicht minder Spinoza's, nicht minder des Aristoteles System sich zum lebendigsten Eigenthum gemacht hat. Und eben so wahr ist es, daß er, in der ausgebreitetsten Bemühung um philosophische Bildung, immerdar auch selbständig blieb. Für die Einsicht in diese naturwüchsigte, ihm so oft streitig gemachte Originalität dürfte eben das geheime Archiv, welches wir hier aufschließen, von höchstem Belang sein. Während Hegel von 1801—3 mit der Schellingschen Bildung zwillingshaft verwuchs, während er 1807 sich ausführlich mit ihr auseinandersetzte und erst die Logik 1812 auch nicht einmal mehr als Kritik zum Schellingianismus sich verhielt, einzelne eingestreute Bemerkungen abgerechnet, haben wir in diesen Papieren Darstellungen vor uns, welche von der Rücksicht, mit Schellingschen Ansichten verwechselt zu werden, frei sind und das Naive, Ahnungsvolle der ersten Erkenntnißfreuden mit unbeschreiblichem Zauber

enthalten. Um so wichtiger sind diese Papiere, als auch ihr Inhalt den höchsten Gegenstand aller Speculation, die Religion, betrifft und wir durch sie in den Stand gesetzt werden, uns Schritt vor Schritt Hegels Gang darin klar zu machen. Die Mystereien des Christenthums mit ihren Antinomien von Gott und Mensch, Gesetz und Liebe, Sinnlichem und Geistigem, haben ihn auf das Lebhafteste zu beschäftigen, sein ganzes Leben hindurch nie aufgehört. Wir sagten aber, daß er in der Schweizer Periode von der Grundanschauung, die ihn gefaßt hatte, der Idee der Liebe nach ihrer Erscheinung in Christi Leben, auch in das Besondere gegangen wäre und wollen auch hiervon ein Beispiel geben.

Die Liebe und die Scham.

„Wenn der Kosmopolit das Menschengeschlecht in seinem Ganzen begreift, so kommt von der Herrschaft über die Objecte und von der Gunst des regierenden Wesens um so weniger auf Einen. Jeder Einzelne verliert um so mehr an seinem Werth, an den Ansprüchen seiner Selbständigkeit, denn sein Werth war der Antheil an der Herrschaft. Ohne den Stolz, der Mittelpunkt der Dinge zu sein, ist ihm der Zweck des collectiven Ganzen das Höchste und er verachtet sich, als einen so kleinen Theil, wie alle Einzelne. Weil dieser Liebe, um des Todten willen nur mit Stoff umgeben, der Stoff an sich gleichgültig ist und ihr Wesen darin besteht, daß der Mensch in seiner innersten Natur ein Entgegengesetztes, Selbständiges ist, daß ihm Alles Außenwelt ist, welche mithin so ewig, als er selbst, so wechseln zwar seine Gegenstände, aber sie fehlen ihm

nie. So gewiß er ist, so gewiß sind sie und seine Gottheit. Daher seine Beruhigung bei Verlust und sein gewisser Trost, daß der Verlust ersetzt werde, weil er ihm ersetzt werden kann. Die Materie ist auf diese Art für den Menschen absolut. Aber freilich wenn er selbst nimmer wäre, so wäre auch nichts mehr für ihn. Und warum müßte auch er sein? Daß er sein möchte, ist sehr begreiflich, denn außer seiner Sammlung von Beschränktheiten in seinem Bewußtsein liegt nicht die in sich vollendete ewige Vereinigung, nur das dürre Nichtsein. Der Mensch ist so nur als Entgegengesetztes. Das Entgegengesetzte ist sich gegenseitig Bedingung und Bedingtes. Keins ist unbedingt. Keins trägt die Wurzel seines Wesens in sich. Jedes ist nur relativ nothwendig. Das Eine ist für das Andere und also auch für sich nur durch eine fremde Macht. Das Andere ist ihm nur durch ihre Gunst und Gnade zugetheilt. Einem fremden unabhängigen Sein muß der Mensch sich und seine Unsterblichkeit, um welche er mit Zittern und Zagen bettelt, zu danken haben.“

„Wahre Vereinigung, eigentliche Liebe, findet deshalb nur unter Lebendigen Statt, die an Macht sich gleich, also durchaus für einander Lebendige, von keiner Seite gegen einander Tode sind. Sie schließt alle Entgegensetzungen aus. In der Liebe ist das Getrennte noch, aber nicht mehr als Getrenntes, vielmehr als Einiges und das Lebendige fühlt das Lebendige. In der Liebe ist das Ganze nicht als in der Summe vieler Besonderer, Getrennter enthalten. In ihr findet sich das Leben selbst, eine Verdopplung seiner selbst und Einigkeit desselben. Das Leben hat von der unentwickelten Einigkeit aus durch die Bildung den Kreis zu einer vollendeten Einigkeit durchlaufen.“

„Weil die Liebe ein Gefühl des Lebendigen ist, so können Liebende sich nur in so fern unterscheiden, als sie sterblich sind, als sie die Möglichkeit der Trennung denken, nicht in so fern wirklich etwas getrennt, als das Mögliche mit einem Sein verbunden, ein Wirkliches wäre. Am Liebenden ist keine Materie. Sie sind Ein lebendiges Ganze und ihr eignes Lebensprincip heißt nur: sie können sterben. Die Pflanze hat Salz- und Erdtheile, welche eigne Gesetze ihrer Wirkungsart in sich tragen. Die Pflanze kann nur verwesen. Die Liebe strebt aber auch diese Unterscheidung, diese Möglichkeit als bloße Möglichkeit aufzuheben und selbst das Sterbliche zu vereinigen, es unsterblich zu machen. In der Liebe hat das Sterbliche den Charakter der Trennbarkeit abgelegt und ist ein Keim der Unsterblichkeit, ein Keim des ewig aus sich Entwickelnden und Zeugenden geworden. Das Vereinigte trennt sich nicht wieder; die Gottheit hat gewirkt, erschaffen.“

„Das Trennbare, so lange es vor der vollständigen Vereinigung noch ein Eigenes ist, macht den Liebenden Verlegenheit. Es ist eine Art von Widerstreit zwischen der völligen Hingebung, der einzig möglichen Vernichtung, der Vernichtung des Entgegengesetzten in der Vereinigung und der noch vorhandenen Selbstständigkeit. Jene fühlt sich durch diese gehindert. Die Liebe ist unwillig über das noch Getrennte, über ein Eigenthum. Dieses Zürnen der Liebe über Individualität ist die Schaam. Sie ist nicht ein Zucken des Sterblichen, nicht eine Aeußerung der Freiheit, sich zu erhalten, zu bestehen. Bei einem Angriff ohne Liebe wird ein liebevolles Gemüth durch diese Feindseligkeit selbst beleidigt. Seine Schaam wird zum Born, der jetzt nur das Eigenthum, das Recht vertheidigt. Wäre die Schaam nicht eine

Wirkung der Liebe, die nur darüber, daß etwas Feindseliges ist, die Gestalt des Unwillens hat, sondern ihrer Natur nach selbst etwas Feindliches, das ein angreifbares Eigenthum behaupten wollte, so müßte man von den Tyrannen sagen: sie haben am meisten Schaam; — so wie von Mädchen, die ohne Geld ihre Reize nicht preisgeben; — oder von den eitlen, die durch sie fesseln wollen. Beide lieben nicht. Ihre Vertheidigung des Sterblichen ist das Gegentheil des Unwillens über dasselbe. Sie legen ihm in sich einen Werth bei, sie sind schamlos. Ein reines Gemüth schämt sich der Liebe nicht, es schämt sich aber, daß diese noch nicht vollkommen ist. Sie wirft es sich vor, daß noch eine Macht, ein Feindliches ist, welches der Vollendung hinderlich. Die Schaam tritt nur ein durch die Erinnerung an den Körper, durch persönliche Gegenwart, beim Gefühl der Individualität. Sie ist nicht eine Furcht für das Sterbliche, Eigne, sondern vor demselben, die, so wie die Liebe das Trennbare vermindert, mit ihm verschwindet. Denn die Liebe ist stärker, als die Furcht. Sie fürchtet die Furcht nicht, aber, von ihr begleitet, hebt sie Trennungen auf mit der Besorgniß, eine widerstehende, gar eine feste Entgegensetzung zu finden. Sie ist ein gegenseitiges Nehmen und Geben. Schüchtern, ihre Gaben möchten verschmährt werden; schüchtern, ihrem Nehmen möchte ein Entgegengesetztes nicht weichen, versucht sie, ob die Hoffnung sie nicht getäuscht, ob sie sich durchaus findet. Dasjenige, das nimmt, wird dadurch nicht reicher, als das Andere; eben so dasjenige, das gibt, wird dadurch nicht ärmer. Indem es dem Andern gibt, hat es um eben so viel seine eigenen Schätze vermehrt. Julie in Romeo:

Je mehr ich gebe, desto mehr habe ich!“

Die exegetischen Arbeiten Hegels bilden den stärksten Gegensatz zu der trockenen Methode, welche auf dem Tübinger Seminar herrschte. Hier war das Eindringen in das sprachliche und etwa noch archäologische Element bei der Exegese die Hauptsache gewesen. Das Zeitalter suchte sich von der durch die symbolischen Bücher bis dahin beherrschten Auslegung frei zu machen und den ursprünglichen Sinn des Textes durch grammatische, lexikalische und stittengeschichtliche Vermittlung aufzufinden. Allein dies nothwendige Geschäft wurde noch sehr dürftig betrieben und wir sehen daher bei Hegel die Bemühung um den Inhalt hervortreten. Was sich Exegetisches unter seinen Papieren vorfindet, nimmt stets eine dogmatische Richtung. Merkwürdig ist dabei, daß er auf den epistolarischen Theil des Neuen Testaments gar nicht, nur auf den historischen sein Augenmerk gerichtet zu haben scheint. Ich werde zwei höchst anziehende Beispiele von der Art und Weise hervorheben, wie er, um sich den geschichtlichen Christus ganz verständlich zu machen, Exegetisches und Speculatives mit einander verschmolz.

Der Gottes- und Menschen-Sohn.

„Man kann den Zustand der Jüdischen Bildung nicht einen Zustand der Kindheit und ihre Sprache nicht eine unentwickelte kindliche Sprache nennen. Es sind noch einige tiefe kindliche Laute in ihr aufbehalten oder vielmehr wieder hergestellt worden, aber die übrige schwere, gezwungene Art sich auszudrücken ist vielmehr eine Folge der höchsten Mißbildung des Volks, mit welcher ein reines Wesen zu kämpfen hat und von welcher es leidet, wenn es sich in ihren Formen darstellen soll, die es doch nicht entbehren kann, da es selbst zu diesem Volke gehört.“

„Der Anfang des Evangeliums des Johannes enthält eine Reihe thetischer Sätze, die in eigentlicherer Sprache über Gott und Göttliches sich ausdrücken. Es ist die einfachste Reflexions-
sprache, zu sagen: Im Anfang war der Logos, der Logos war bei Gott, und Gott war der Logos; in ihm war Leben u. f. f. Aber diese Sätze haben nur den täuschenden Schein von Urtheilen: denn die Prädicate sind nicht Begriffe, Allgemeines, wie der Ausdruck einer Reflexion im Urtheilen nothwendig enthält, sondern die Prädicate sind selbst wieder seiendes Lebendiges. Auch diese einfache Reflexion ist nicht geschikt, das Geistige mit Geist auszudrücken. Nirgend mehr, als in Mittheilung des Göttlichen, ist es für den Empfangenden nothwendig, mit eignem tiefem Geist zu fassen; nirgend ist es weniger möglich, zu lernen, passiv in sich aufzunehmen, weil unmittelbar jedes über Göttliches in Form der Reflexion Ausgedrücktes widersinnig ist, und passive geistlose Aufnahme desselben nicht nur den tieferen Geist leer läßt, sondern auch den Verstand, der es aufnimmt und dem es Widerspruch ist, darum zerrüttet. Diese immer objective Sprache findet daher allein im Geiste des Lesers Sinn und Gewicht, und einen so verschiedenen, als verschieden die Beziehungen des Lebens und die Entgegensetzung des Lebendigen und des Todten zum Bewußtsein gekommen ist. — Von den zwei Extremen, den Eingang des Johannes aufzufassen, ist die objectivste Art, den Logos als ein Wirkliches, ein Individuum, die subjectivste Art, ihn als Vernunft zu nehmen; dort als ein Besonderes, hier als die Allgemeinheit; dort die eigenste, ausschließendste Wirklichkeit, hier das bloße Gedachtsein. Gott und Logos werden unterschieden: denn die Reflexion supponirt das, dem sie die Form des Reflectirten gibt,

zugleich als nicht reflectirt. Das Seiende muß in zweierlei Rück= sichts betrachtet werden, einmal als das Einige, in dem keine Theilung, keine Entgegensetzung ist, und zugleich mit der Mög= lichkeit der Trennung, der unendlichen Theilung des Ei= nigen. Gott und Logos sind nur in so fern unterschieden, als jener der Stoff in der Form des Logos ist; der Logos selbst ist bei Gott; sie sind Eins. Die Mannigfaltigkeit, Unendlichkeit des Wirklichen ist die unendliche Theilung als wirklich: Alles ist durch den Logos und in so fern die Welt nicht eine Ema= nation der Gottheit. Allein als Wirkliches ist es Emanation: Theil der unendlichen Theilung. Zugleich aber im Theile (*ἐν αὐτῷ* fast besser auf das nächste *οὐδὲ ἐν ὃ γέγονεν*) oder in dem unendlich theilenden (*ἐν αὐτῷ* auf *λόγος* bezogen) Leben. Jeder Theil, außer dem das Ganze ist, ist zugleich ein Ganzes, ein Leben, und dies Leben wiederum auch als ein reflectirtes, als Subject und Prädicat, auch in Rücksicht der Theilung, ist Leben, *ζωή*, und aufgefaßtes Leben, *φῶς* (Wahrheit). Diese Endlichen haben Entgegensetzungen. Für das Licht gibt es Fin= sterniß. Der Läufer Johannes war nicht das Licht. Er zeugte nur von ihm; er fühlte das Einige, aber es kam nicht rein, nur in bestimmte Verhältnisse beschränkt, zu seinem Bewußtsein. Er glaubte daran, aber sein Bewußtsein war nicht gleich dem Leben. Nur ein Bewußtsein, das dem Leben gleich ist (und die beide nur darin verschieden sind, daß dieses das Seiende, jenes eben dies Seiende als reflectirtes ist) ist *φῶς*. — Un= geachtet Johannes nicht selbst das *φῶς* war, so war es doch in jedem Menschen, der in die Welt tritt (*κόσμος* das Ganze der menschlichen Verhältnisse, des menschlichen Lebens, beschränkter als *πάντα* B. 3 und *ὃ γέγονεν*). Nicht nur wie der Mensch

in der Welt, ist er φωτιζόμενος. Das φῶς ist auch in der Welt. Alle ihre Bestimmungen sind das Werk des ἀνθρώπου φωτός, des sich entwickelnden Menschen, ohne daß die Welt ihn erkannte. Die Menschenwelt ist sein Eigenstes (τὰ ἴδια), das ihm Verwandteste, aber die Menschen nehmen ihn nicht auf, sie behandeln ihn als fremd. Die aber in ihm sich erkennen, erhalten dadurch Macht, die nicht eine neue Kraft ist, sondern nur den Grad, die Gleichheit oder Ungleichheit des Lebens ausdrückt. Sie werden nicht ein Anderes, aber sie erkennen Gott und sich als Gottes Kinder, als schwächer, denn er, aber von gleicher Natur, in so fern sie sich jener Beziehung (ὄνομα) des ἀνθρώπου φωτιζομένου φωτὶ ἀληθινῷ bewußt werden, ihr Wesen in nichts Fremdem, sondern in Gott findend.“

„Bisher war nur von der Wahrheit selbst und dem Menschen im Allgemeinen gesprochen; V. 14 erscheint der Logos auch in der Modification als Individuum (ἄνθρωπος ἐρχόμενος εἰς κόσμον, anders ist nichts da, worauf das αὐτόν des zehnten Verses u. s. f. gehen könnte). Nicht bloß vom φῶς, V. 7, auch vom Individuum zeugte Johannes, V. 15. — Die Idee von Gott mag noch so sublimirt werden, so bleibt immer das Jüdische Princip der Entgegensetzung des Gedankens gegen die Wirklichkeit, des Vernünftigen gegen das Sinnliche, die Zerreiſung des Lebens, ein todter Zusammenhang Gottes und der Welt, eine Verbindung, die wahrhaft nur als lebendiger Zusammenhang genommen und bei welcher von den Verhältnissen der Bezogenen nur mystisch gesprochen werden kann. — Der am häufigsten vorkommende und bezeichnendste Ausdruck des Verhältnisses Jesu zu Gott ist, daß er sich Sohn Gottes nennt, und sich als solchen sich als dem Sohn des Men-

ſchen entgegenſetzt. — Die Bezeichnung dieſes Verhältniſſes iſt einer der wenigen Naturlaute, die in der damaligen Judenſprache übrig geblieben waren und der daher unter ihre glücklichen Ausdrücke gehört. Das Verhältniß eines Sohnes zum Vater iſt nicht eine Einheit, ein Begriff, wie etwa Einheit, Uebereinſtimmung der Geſinnung, Gleichheit der Grundſätze u. dergl., eine Einheit, die nur ein Gedachtes und vom Lebendigen abſtrahirt iſt, ſondern lebendige Beziehung Lebendiger, gleiches Leben, nur Modificationen deſſelben Lebens, nicht eine Mehrheit abſoluter Subſtantialitäten; alſo Gottes Sohn daſſelbe Weſen, das der Vater iſt, aber für jeden Act der Reflexion, jedoch nur auch für einen ſolchen, ein beſonderes. Auch im Ausdruck: ein Sohn des Stammes Koroſch z. B., wie die Araber ein Individuum deſſelben bezeichnen, liegt es, daß dieſer Einzelne nicht bloß ein Theil des Ganzen, das Ganze alſo nicht außer ihm, ſondern er ſelbſt eben das Ganze iſt, das der ganze Stamm iſt. Es iſt dies auch aus der Folge klar, die es bei einem ſolchen natürlichen ungetheilten Volke auf ſeine Art Krieg zu führen hat, indem jeder Einzelne auf's Graufamſte niedergemacht wird; im jezigen Europa hingegen, wo jeder Einzelne nicht das Ganze des Staats in ſich trägt, ſondern das Band nur ein Gedachtes, das gleiche Recht für Alle iſt, wird darum nicht gegen den Einzelnen, ſondern gegen das außer ihm liegende Ganze Krieg geführt; wie bei jedemächt freien Volke iſt bei den Arabern Jeder ein Theil, aber zugleich das Ganze. Nur von Objecten, von Todten gilt es, daß das Ganze ein Anderes iſt, als der Theil, im Lebendigen hingegen der Theil daſſelbe Einſ, als das Ganze. Wenn die beſondern Objecte als Subſtanzen doch zugleich jedes mit ſeiner

Eigenschaft als Individuum in Zahlen zusammengefaßt werden, so ist ihr Gemeinsames, die Einheit, nur ein Begriff, nicht ein Wesen, ein Seiendes: aber die Lebendigen sind Wesen als abgeforderte und ihre Einheit ist eben so wohl ein Wesen. Was im Reich des Todten Widerspruch ist, ist es nicht im Reich des Lebens. Ein Baum, der drei Aeste hat, macht mit ihnen zusammen Einen Baum, aber jeder Sohn des Baumes, auch andere Kinder, Blätter und Blüthen, ist selbst ein Baum. Die Fasern, die dem Aste Saft zuführen, sind von der gleichen Natur der Wurzeln. Ein Baum, umgekehrt in die Erde gesteckt, wird aus den in die Luft gestreckten Wurzeln Blätter treiben und die Zweige werden sich in die Erde einwurzeln. Und es ist eben so wahr, daß hier nur Ein Baum ist, als daß drei Bäume sind.“

„Diese Wesenheit des Vaters und des Sohnes in der Göttlichkeit fanden auch die Juden in dem Verhältniß, das sich Jesus zu Gott gab. Sie fanden, Johannes V, 18, er mache sich selbst Gott gleich, indem er Gott seinen Vater nenne. Dem Jüdischen Princip der Herrschaft Gottes konnte Jesus zwar die Bedürfnisse des Menschen entgegen stellen, z. B. das Bedürfniß, den Hunger zu befriedigen, der Feier des Sabbath's, aber auch dies nur im Allgemeinen. Eine tiefere Entwicklung dieses Gegensatzes, etwa ein Primat der praktischen Vernunft, war nicht in der Bildung jener Zeiten. In seiner Entgegensetzung stand er vor den Augen nur als Individuum. Den Gedanken dieser Individualität zu entfernen, beruft sich Jesus, besonders bei Johannes, immer auf seine Einigkeit mit Gott, der dem Sohne Leben in sich selbst zu haben gegeben, wie der Vater selbst Leben in sich habe; daß er und der Vater Eins

sei; er sei Brod, vom Himmel herabgestiegen u. s. w.: harte Ausdrücke, *σκληροὶ λόγοι*, welche dadurch nicht milder werden, daß man sie für bildliche erklärt und ihnen, statt sie mit Geist als Leben zu nehmen, Einheiten der Begriffe unterschiebt. Freilich, sobald man Bildlichem die Verstandesbegriffe entgegensezt, und die letzteren zum Herrschenden annimmt, so muß alles Bild nur als Spiel, als Beiwesen der Einbildungskraft ohne Wahrheit, beseitigt werden und statt des Lebens des Bildes bleibt nur Objectives.“

„Jesus nennt sich aber nicht nur Sohn Gottes, sondern auch Sohn des Menschen. Wenn Sohn Gottes eine Modification des Göttlichen ausdrückt, so wäre Sohn des Menschen eben so eine Modification des Menschen. Aber der Mensch ist nicht Eine Natur, Ein Wesen, wie die Gottheit. Der Menschensohn heißt hier ein dem Begriff Mensch Subsumirtes. Jesus ist Mensch, ist ein eigentliches Urtheil; das Prädicat ist nicht ein Wesen, sondern ein Allgemeines. Der Gottessohn ist auch Menschensohn. Das Göttliche in einer besondern Gestalt, erscheint als Mensch. Der Zusammenhang des Unendlichen und des Endlichen ist freilich ein heiliges Geheimniß, weil dieser Zusammenhang das Leben selbst ist. Die Reflexion, die das Leben trennt, kann es in Unendliches und Endliches unterscheiden, und nur die Beschränkung, das Endliche für sich betrachtet, gibt den Begriff des Menschen als dem Göttlichen entgegensezt; außerhalb der Reflexion, in der Wahrheit, findet sie nicht statt. Diese Bedeutung des Menschensohnes tritt da am hellsten hervor, wo der Menschensohn dem Gottessohn entgegensezt ist, wie Joh. V, 26, 27.: „Wie der Vater Leben in sich selbst hat, so gab er auch dem Sohne, Leben in sich selbst zu haben; und er

gab ihm auch die Macht, Gericht zu halten, weil er Menschensohn ist.“ Dann B. 22: „Der Vater richtet Niemand, sondern hat das Richten dem Sohn übergeben.“ Dagegen heißt es Joh. III, 17 (Matth. XVIII, 11): „Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt geschickt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt gerettet werde.“ Richten ist nicht ein Act des Göttlichen; denn das Gesetz, das im Richter ist, ist das den zu Richtenden entgegengesetzte Allgemeine, und das Richten ist ein Urtheilen, ein Gleich- oder Ungleichsetzen, das Anerkennen einer gedachten Einheit oder unvereinbaren Entgegensetzung; der Gottessohn richtet, sondert, trennt nicht, hält nicht Entgegengesetztes in seiner Entgegensetzung, sondern die Welt soll durch das Göttliche gerettet werden. Auch Ketten ist ein Ausdruck, der nicht gut vom Geist gebraucht wird, denn er bezeichnet die absolute Unmacht desjenigen, der in Gefahr schwebt, gegen die Gefahr. Die Rettung ist in so fern die Handlung eines Fremden zu einem Fremden und die Wirkung des Göttlichen kann nur in so fern als Rettung genommen werden, als der Gerettete nur seinem vorhergehenden Zustande, nicht seinem Wesen fremd wird. Der Vater richtet nicht; auch nicht der Sohn, in so fern er Eins ist mit dem Vater. Aber zugleich hat er auch Macht erhalten, Gericht zu machen, weil er Menschensohn ist; denn die Modification ist als solche ein Beschränktes, der Entgegensetzung und der Trennung in Allgemeines und Besonderes fähig. Aber wieder könnte der Mensch nicht richten, wenn er nicht ein Göttliches wäre, denn dadurch allein ist in ihm der Maßstab des Richtens, die Trennung möglich. In dem Göttlichen ist seine Macht, zu binden und zu lösen, gegründet. Das Richten kann wieder von zweierlei Art sein: das Ungöttliche entweder nur in

der Vorstellung oder in der Wirklichkeit zu beherrschen. Jesus sagt Joh. III, 18, 19: „Wer an den Sohn Gottes glaubt, wird nicht gerichtet; wer aber nicht an ihn glaubt, ist schon gerichtet“, weil er diese Beziehung des Menschen zu Gott, seine Göttlichkeit, nicht erkannt hat; und: „ihr Gericht ist ihre größere Liebe zur Finsterniß, als zur Wahrheit.“ In ihrem Unglauben besteht also das Gericht selbst. Der göttliche Mensch naht sich dem Bösen nicht als eine es beherrschende, unterdrückende Gewalt, denn der göttliche Menschensohn hat zwar Macht erhalten, aber nicht Gewalt (Unterschied von *δύναμις* und *ἐξουσία*). Er behandelt, bekämpft die Welt nicht in der Wirklichkeit. Er bringt ihr ihr Gericht nicht als Bewußtsein einer Strafe bei. Was mit ihm nicht leben, nicht genießen kann, was sich abgesondert hat und getrennt steht, dessen selbstgesteckte Grenzen erkennt er als solche Beschränkungen, wenn sie schon vielleicht der höchste Stolz der Welt sind und von ihr nicht als Beschränkungen gefühlt werden und ihr Leiden vielleicht nicht die Form des Leidens, wenigstens nicht die Form der rückwirkenden Beleidigung eines Gesetzes hat. Ihr Unglauben aber, ihr eigenes Gericht, ist es, was sie in eine tiefere Sphäre setzt, wenn sie sich in ihrem Unbewußtsein des Göttlichen, in ihrer Erniedrigung, auch gefällt.“

„Das Verhältniß Jesu zu Gott als eines Sohnes zum Vater setzt als Erkenntniß zweierlei Naturen, eine menschliche und eine göttliche. Diejenigen, welche die absolute Verschiedenheit beider Substantialitäten sehen und zugleich doch fordern, sie in der innigsten Beziehung als Eins zu denken, heben nicht in der Rücksicht den Verstand auf, daß sie etwas ankündigten, was außerhalb seines Gebietes wäre, sondern er ist

es, dem sie zumuthen, absolut verschiedene Substanzen und zugleich absolute Einheit derselben aufzufassen. Sie zerstören sie also, indem sie ihn setzen. Diejenigen, welche die gegebene Verschiedenheit der Substantialität annehmen, aber ihre Einheit leugnen, sind consequenter. Zu jenem sind sie berechtigt, denn es wird gefordert, Gott und Mensch zu denken; und damit sind sie es auch zu diesem, denn die Trennung zwischen Gott und Mensch aufzuheben, wäre gegen das erste ihnen Zugemuthete. Sie retten auf diese Art wohl den Verstand, aber wenn sie bei dieser absoluten Verschiedenheit der Wesen stehen bleiben, so erheben sie den Verstand, die absolute Trennung, das Töbten, zum Höchsten des Geistes. — Auf diese Art nahmen die Juden Jesum auf.“

Das Abendmahl.

„Der Abschied, den Jesus von seinen Freunden nahm, war die Feier eines Mahls der Liebe. Liebe ist noch nicht Religion, dieses Mahl also eigentlich auch keine eigentlich religiöse Handlung, denn nur eine durch Einbildungskraft objectivirte Vereinigung in Liebe kann Gegenstand einer religiösen Verehrung sein. Bei einem Mahl der Liebe aber lebt und äußert sich die Liebe selbst und alle Handlungen dabei sind nur Ausdrücke der Liebe. Die Liebe selbst ist nur als Empfindung vorhanden, nicht zugleich als Bild. Das Gefühl und die Vorstellung desselben sind nicht durch Phantasie vereinigt. Aber bei dem Mahl der Liebe kommt doch auch Objectives vor, an welches die Empfindung geknüpft, aber nicht in Ein Bild vereinigt ist, und darum schwebt dies Essen zwischen einem Zusammenessen der Freundschaft und einem religiösen Act und dieses Schweben macht es schwer, seinen Geist deutlich zu bezeichnen. „Jesus brach das Brod:

Nehmet hin, dies ist mein Leib, der für Euch gegeben. Thut's zu meinem Gedächtniß! Desselbigen gleichen nahm er den Kelch: Trinket alle daraus, es ist mein Blut des neuen Testaments, für Euch und für Viele zur Vergebung der Sünden vergossen. Thut dies zu meinem Gedächtniß!"

„Wenn ein Araber eine Tasse Kaffee mit einem Fremden getrunken hat, so hat er damit einen Freundschaftsbund mit ihm gemacht. Diese gemeinschaftliche Handlung hat sie verknüpft und durch diese Verknüpfung ist der Araber zu aller Treue und Hülfe gegen ihn verbunden. Das gemeinschaftliche Essen und Trinken ist hier nicht das, was man ein Zeichen nennt. Zeichen und Bezeichnetes ist nicht selbst geistig, nicht selbst Leben. Sie sind einander fremd und ihre Verbindung ist außer ihnen in einem Dritten, eine gedachte. Mit Jemand essen und trinken ist ein Act der Vereinigung und eine gefühlte Vereinigung selbst, nicht ein conventionelles Zeichen. Es wird gegen die Empfindung natürlicher Menschen sein, die Feinde sind, ein Glas Wein mit einander zu trinken, denn das Gefühl der Gemeinschaft in dieser Handlung würde ihrer sonstigen Stimmung gegen einander widersprechen. — Das gemeinschaftliche Nachtessen Jesu und seiner Jünger ist an sich schon ein Act der Freundschaft. Noch verknüpfender ist das feierliche Essen vom gleichen Brode, das Trinken aus dem gleichen Kelche. Auch dies ist nicht ein bloßes Zeichen der Freundschaft, sondern ein Act, eine Empfindung der Freundschaft selbst. Aber das Weitere, die Erklärung Jesu: Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut, nähert die Handlung einer religiösen, aber macht sie nicht dazu. Diese Erklärung und die damit verbundene Handlung der Austheilung der Speise und des Tranks macht die Empfindung zum Theil objectiv. Die

Gemeinschaft mit Jesu, ihre Freundschaft untereinander, und die Vereinigung derselben in ihrem Mittelpunkte, ihrem Lehrer, wird nicht bloß gefühlt, sondern, indem Jesus das an alle auszutheilende Brod und den Wein seinen für sie gegebenen Leib und Blut nennt, so ist die Vereinigung nicht mehr bloß empfunden, sondern sie ist sichtbar geworden. Sie wird nicht nur in einem Bilde, einer allegorischen Figur vorgestellt, sondern an ein Wirkliches angeknüpft, in einem Wirklichen, einem Brode, gegeben und genossen. Einerseits wird also die Empfindung objectiv, andererseits aber ist Brod und Wein und die Handlung des Austheilens zugleich nicht bloß objectiv. Es ist mehr in ihr, als gesehen wird: sie ist eine mystische Handlung. Der Zuschauer, der ihre Freundschaft nicht gekannt und die Worte Jesu nicht verstanden hätte, hätte nichts gesehen, als das Austheilen von etwas Brod und Wein und das Genießen derselben; so wie wenn scheidende Freunde einen Ring brechen und jeder ein Stück behält, der Zuschauer nichts sieht, als das Zerbrechen eines brauchbaren Ringes und das Theilen in unbrauchbare, werthlose Stücke; das Mystische der Stücke hat er nicht gefaßt. So ist, objectiv betrachtet, das Brod bloßes Brod, der Wein bloßer Wein, aber beide sind auch noch mehr. Dieses Mehr hängt nicht mit den Objecten als eine Erklärung durch ein bloßes Gleichwie zusammen: mit einem Gleichniß, der Parabel, in welcher das Verschiedene, Vergleichene als getrennt aufgestellt wird: „Gleichwie die vereinzelt Stücke, die Ihr eßt, von Einem Brode sind, der Wein, den Ihr trinkt, aus dem gleichen Kelche ist, so seid Ihr zwar Besondere, aber in der Liebe, im Geiste Eins“; sondern das Ding und die Empfindung sollen sich verbinden. Oder wenn man

sagte: „Gleichwie Ihr alle Theil nehmt an diesem Brod und Wein, so nehmt Ihr auch alle an meiner Aufopferung Theil“, oder welche Gleichwie's man darin finden mag, so wäre der Zusammenhang des Objectiven und des Subjectiven, des Brods und der Personen, nicht der Zusammenhang des Verglichenen, während in der symbolischen Handlung die objectiv gemachte Liebe, die zur Sache gewordene Subjective, zu seiner Natur wieder zurückkehrt und im Essen und Trinken wieder subjectiv wird. Diese Rückkehr kann etwa in dieser Rücksicht mit dem im geschriebenen Worte zum Dinge gewordenen Gedanken verglichen werden, der aus einem Todten, einem Objecte, im Lesen seine Subjectivität wieder erhält. Die Vergleichung wäre treffender, wenn das geschriebene Wort, aufgelesen, durch das Verstehen als Ding verschwände, so wie im Genuß des Brods und Weins von diesen mystischen Objecten nicht bloß die Empfindung erweckt, der Geist lebendig wird, sondern sie selbst als Objecte verschwinden. Und so scheint die Handlung reiner, ihrem Zwecke gemäßer, indem sie nur Geist, nur Empfindung gibt und dem Verstand das Seinige raubt, die Materie, das Seelenlose, zernichtet. Wenn Liebende vor dem Altar der Göttin der Liebe opfern und das betende Ausströmen ihres Gefühls sie zur höchsten Flamme begeistert, so ist die Göttin selbst in ihre Herzen eingekehrt — aber das Bild von Stein bleibt immer vor ihnen stehen; da hingegen im Mahl der Liebe das Körperliche vergeht und nur lebendige Empfindung vorhanden ist. Die Heterogenen sind aufs Innigste verknüpft. In dem Ausdruck, Joh. VI, 56: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, bleibt in mir und ich in ihm“, oder Joh. X, 7: „Ich bin die Thüre“ und ähnlichen harten Zu-

sammenstellungen muß in der Vorstellung das Verbundene nothwendig in verschiedene Vergleichene getrennt und die Verbindung als eine Vergleichung angesehen werden. Hier aber werden, wie die mystischen Stücke des Rings, Wein und Brod mystische Objecte. Indem Jesus sie seinen Leib und Blut nennt und eine Empfindung, ein Genuß sie unmittelbar begleitet, ist nicht nur der Wein Blut, auch das Blut ist Geist. „Der gemeinschaftliche Becher, das gemeinschaftliche Trinken, ist der Geist eines neuen Bundes, der Viele durchbringt, in welchem Viele Leben zur Erhebung über ihre Sünden trinken und von diesem Gewächse des Weinstocks werde ich nicht mehr trinken bis auf jenen Tag der Vollendung, wenn ich es, ein neues Leben, in dem Reich meines Vaters mit euch trinken werde.“ Der Zusammenhang des ausgegossenen Blutes ist nicht, daß es als ein ihnen Objectives zu ihrem Besten, zu einem Nutzen für sie vergossen wäre, sondern (wie im Ausdruck: wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt) ein gleiches Gefühl ist in Allen. Sie sind Alle Trinkende und vom gleichen Geist der Liebe sind Alle durchdrungen. Wäre ein aus einer Hingebung des Leibes und Vergießung des Blutes entstandener Vortheil, eine Wohlthat dasjenige, worin sie gleich gesetzt wären, so wären sie in dieser Rücksicht nur im gleichen Begriff vereinigt. Indem sie aber das Brod essen, den Wein trinken, sein Leib und Blut in sie übergeht, so ist Jesus in Allen und sein Wesen hat sie göttlich als Liebe durchdrungen. So ist das Brod und der Wein nicht bloß für den Verstand ein Object; die Handlung des Essens und Trinkens nicht bloß eine durch Vernichtung derselben mit sich geschehene Vereinigung; noch die Empfindung ein bloßer Geschmack der Speise und des Tranks:

der Geist Jesu, in dem seine Jünger Eins sind, ist für das äußere Gefühl, als Object gegenwärtig, ein Wirkliches, geworden.“

„Aber gerade diese Art einer objectiven Vereinigung, daß die Liebe an etwas Sichtbares, an etwas geheftet wird, das zernichtet werden soll, ist es, was die Handlung nicht zu einer religiösen werden ließ. Das Brod soll gegessen, der Wein getrunken werden. Sie können darum nichts Göttliches sein. Was sie auf der einen Seite voraus haben, daß die Empfindung, die an sie geheftet ist, wieder von ihrer Objectivität zu ihrer Natur gleichsam zurückkehrt, das mystische Object wieder zu einem bloß subjectiven wird, das verlieren sie eben dadurch, daß die Liebe durch sie nicht objectiv genug wird. In der Parabel ist die Forderung nicht, daß die verschiedenen Zusammengestellten in Eins zusammengefaßt würden. Hier aber, in der symbolischen Handlung, soll das Essen und Trinken — und das Gefühl des Einssein in Jesu Geist zusammenfließen. Aber das Ding und die Empfindung, der Geist und die Wirklichkeit vermischen sich nicht. Die Phantasie kann sie nie in Einem Schönen zusammenfassen. Das angeschaute und genossene Brod und Wein können nie die Empfindung der Liebe erwecken und diese Empfindung kann sich nie weder in ihnen als angeschauten Objecten finden, so wie sie auch dem Gefühl ihres wirklichen Aufnehmens in sich, ihres subjectiv Werdens, des Essens und Trinkens, widerspricht. Etwas Göttliches kann, indem es göttlich ist, nicht in der Gestalt eines zu Essenden und zu Trinkenden vorhanden sein. Es ist immer zweierlei vorhanden, der Glaube und das Ding, die Andacht und das Sehen. Dem Glaube

ist der Geist gegenwärtig, dem Sehen oder Schmecken das Brod und der Wein. Es gibt keine Vereinigung für sie. Der Verstand widerspricht der Empfindung, die Empfindung dem Verstande. Für die Einbildungskraft, in welcher beide sind und aufgehoben sind, ist nichts zu thun. Sie hat hier kein Bild zu geben, worin sich Anschauung und Gefühl vereinigte. — In einem Apoll, einer Venus, muß man wohl den Marmor, den zerbrechlichen Stein vergessen, und sieht in ihrer Gestalt nur die Unsterblichen und in ihrem Anschauen ist man zugleich von dem Gefühl ewiger Jugendkraft und der Liebe durchdrungen. Aber reibt die Venus, reibt den Apoll zu Staub und spricht: dies ist Apoll, dies Venus; so ist wohl der Staub vor mir und das Bild der Götter in mir, aber der Staub und das Göttliche treten nimmer in Eins zusammen. Das Verdienst des Staubes bestand in seiner Form. Diese ist verschwunden, er ist jetzt die Hauptsache. Das Verdienst des Brodes bestand in seinem mystischen Sinn, aber zugleich in seiner Eigenschaft, daß es Brod, eßbar ist. Auch in der Verehrung soll es als Brod vorhanden sein. Vor dem zu Staub geriebenen Apoll bleibt die Andacht, aber sie kann sich nicht an den Staub wenden. Der Staub kann an die Andacht erinnern, aber nicht sie auf sich ziehen. Es entsteht ein Bedauern, die Empfindung dieser Scheidung, dieses Widerspruchs, wie die Traurigkeit bei der Unvereinbarkeit des Leichnams mit der Vorstellung lebendiger Kräfte. — Nach dem Nachtmahl der Jünger entstand ein Kummer wegen des bevorstehenden Verlustes ihres Meisters, aber nach einer ächt religiösen Handlung ist die ganze Seele befriedigt. Nach dem Genuß des Abendmahls unter den jetzigen Christen entsteht ein andächtiges Staunen ohne Heiterkeit, oder mit einer weh-

müthigen Heiterkeit, denn die getheilte Spannung der Empfindung und der Verstand waren einseitig, die Andacht unvollständig. Es war etwas Göttliches versprochen und es ist im Munde zerronnen.“

II.

Hegels Leben Jesu.

Frühjahr 1795.

In dem katholischen Mittelalter wurde das Leben Christi durch die Vermittlung der Sculptur, Malerei und der dramatischen Kunst bei den Passionsstücken im eigentlichsten Sinne des Wortes angeschaut. Der Protestantismus behielt zwar dies plastische Element, verringerte aber seine Ausdehnung und verwandelte die dramatische Objectivität, da sie als wirklich theatrale mit der Heiligkeit des Gegenstandes sich nicht vertragen kann, so oft auch Dichter den Versuch dazu machen, in die musikalisch dramatische der Oratorien von Bach, Händel u. A. Die Vorstellung der Geschichte Christi wurde aber anfänglich, durch die Wichtigkeit der Unterscheidungslehren von der katholischen Kirche und den separatistischen Secten, zurückgedrängt. Die Dogmen als solche hatten den Vorrang und die Bibel war mehr das Mittel, den Beweis ihrer Wahrheit zu behaupten. Erst nach dem dreißigjährigen Kriege, erst nach dem Ausbau der protestantischen Dogmatik durch einen scharfsinnigen Verstand, ging man allmählig immer mehr auf die Bibel ohne apologetische und polemische Beziehung zurück. Man vertiefte sich in die Erscheinung Christi um ihrer

selbst willen, nicht um eine Kritik daran zu knüpfen. Ein mächtiger Zug des Herzens unterhielt eine innige Geselligkeit, einen wirklichen Umgang mit ihm. In der Herrnhutischen Gemeinde organisirte sich derselbe förmlich systematisch. Versetzt man sich lebhaft in diese Zeit zurück, so begreift man, welche hohe Bedeutung Klopstocks *Messias* (zuerst Halle 1760—73) für sie haben mußte. Aber dem aus der Phantasie geschaffenen gläubigen Bilde des Erlösers, welchem sich die Andacht mit sehnsüchtiger Inbrunst zuwandte, stellte sich auch der Verstand gegenüber und fing an, die Geschichte Christi nach ihrer Wahrscheinlichkeit zu untersuchen. Die *Wolfenbüttler Fragmente* erschienen zuerst, Braunschweig 1778.

Seit dieser Zeit folgten sich viele Schriften, welche sich zur Aufgabe machten, den Zweck oder Plan und Charakter Jesu zu entwickeln. Man kann die Literatur derselben in Hase's Leben Jesu nachlesen. Ich kann hier nur dasjenige erwähnen, was mir zur Erläuterung Hegels nothwendig scheint. Von den Bearbeitungen des Lebens Jesu, welche zu der Zeit, als Hegel in Tübingen und in der Schweiz Theologie studirte, vom größten Einfluß waren und zwischen dem Ultrarationalismus eines Bahrdt und dem wunderfüchtigen Supernaturalismus einiger Ungenannten eine schöne Mitte hielten, die ich am meisten mit der Stellung vergleichen möchte, welche für unsere jetzige Periode Neanders Leben Jesu einnimmt, ist hier die in mehreren Modificationen von dem Schweizer S. J. Heß seit 1768 veröffentlichte hervorzuheben. Da Hegel in der Schweiz lebte und Niemand einer Einwirkung seiner localen Sphäre sich ganz entziehen kann, so dürfte auch noch erinnert werden, daß Lavater von 1783—86 eine hexametrische Nachdichtung des Klopstockschen

Messias herausgab. Solche Schriften regten auch sehr lebhaftere Parallelen zwischen Christus und Sokrates auf und 1784 erschien z. B. ganz im Sinne der Wolfenbüttelschen Fragmente eine eigene Schrift: Vom Zwecke des Sokrates und seiner Schüler.

Erinnern wir uns nun auch, daß Hegel in seinem Gymnasialtagebuch uns erzählt, wie er in den Privatstunden bei seinem geliebten Präceptor Löffler Vida's, des Erzbischofs, Christias (Opera Vidæ, Lugduni 1592; die Christias wurde 1811 von Müller, Hamburg gr. 8. unter dem Titel: Jesus Christus, ein lateinisches Heldengedicht, in's Deutsche übersetzt) gelesen und Vieles davon auswendig gewußt habe, so sehen wir Elemente genug vor uns, welche seinen eigenen Schritt, ein Leben Jesu zu schreiben, motiviren können. Die Hauptsache bleibt natürlich die Gewalt, welche die Sache selbst über ihn übte. Wenn man den literarischen Nachlaß aus dieser Periode überblickt, so taucht Christus überall als ihr absoluter Mittelpunkt hervor. In Tübingen scheint Hegel nach einigen Aeußerungen kaum Anstand genommen zu haben, Sokrates und Christus nicht nur zu parallelisiren, zu coordiniren, sondern in manchem Betracht Sokrates sogar den Vorzug zu geben. So rühmt er an diesem, daß er zu keinen mystischen Ceremonien Veranlassung gegeben, daß er seine Schüler durch keine Verbindlichkeiten gegen seine Person bedingt, ihr Schicksal nicht an das seinige geknüpft habe u. s. f. In der Schweiz verlieren sich solche Vergleichen. Er macht Anstalten, sich das Leben Jesu Schritt vor Schritt zur genauesten Vorstellung zu bringen. Er fertigt Schemata zu einer Vereinigung der in verschiedenen Evangelien theils zerstreuten, theils abweichend erzählten Thatfachen. Er reflectirt über das Wunder, gesteht es

dem Glauben zu als eine Form des Erkennens, verwirft es aber von Seiten des Verstandes. Er beschäftigt sich eifrig mit dem Zustande des Jüdischen Volks und des Römischen Reichs zur Zeit des Lebens Christi und der Stiftung der Kirche. Endlich vom 9. Mai 1795 bis 24. Juli desselben Jahres, also gerade während der Zeit, in welcher Schellings Schrift vom Ich als dem Unbedingten in der Wissenschaft, gedruckt wurde, arbeitet er ein noch vollständig vorhandenes aus 19 geschriebenen Bogen bestehendes Leben Jesu aus und faßt darin die vereinzelt vorbereitungen organisch zusammen. — Der Standpunkt Hegels bei dieser merkwürdigen Arbeit war allerdings die Auffassung Christi als eines reinen, hohen, göttlichen Menschen, dessen Kampf dem Siege der Tugend über das Laster, dem Triumph der Wahrheit über die Lüge, der Freiheit und Liebe über die Knechtschaft und Feindschaft gilt. Alle Wunder hat Hegel ganz einfach weggelassen. Er beginnt, nachdem er von Johannes dem Täufer berichtet hat, die Geschichte Christi selbst ganz schlicht mit den Worten: „Der Ort, wo er geboren wurde, war ein Dorf Bethlehem in Judäa. Seine Eltern waren Joseph und Maria, die sonst in Nazareth in Galiläa ansässig waren, aber nach Bethlehem, dem Stammort der Familie Josephs, reisen mußten, um sich dort in die Liste u. s. w.“ Eben so schlicht endigt er mit der Schilderung des Begräbnisses Christi und mit der Selbstentleibung des Judas.

Das Eigenthümliche der Hegelschen Evangelienharmonie liegt nun aber darin, daß sie, obschon das Wunderbare darin fehlt, oder vielleicht auch, weil es, ohne kritisch hinausgezankt zu sein, eben gar nicht da ist und dem argwöhnischen Verstande gar keinen Anstoß erregt, einen sehr erhabenen Eindruck macht.

Hegel hat Christus sich in der vollen menschlichen Wirklichkeit vorstellen wollen. Er hat daher alle äußeren Umstände scharf beachtet; er hat in dem Verhältniß Jesu zu seinen Jüngern alle psychologischen Momente sorgsam berücksichtigt und in dem Ausdruck hat er sich bei den didaktischen Parteen, welche natürlich bei Verwerfung der thaumatischen überwiegen, ganz der Sprache seiner Zeit bedient, ohne doch in die Trivialität des Bahrdtschen Volkstons zu verfallen. Vielmehr athmet die Sprache eine naive Höhe, so trocken sie freilich zuerst bei den Wörtern: Tugend, Charakter, Liebe zur Pflicht u. s. w. klingt. In dem Streben, den Inhalt der Worte Christi ganz in die Form eines ihm adäquaten Selbstbewußtseins aufzulösen, hat Hegel mehrmals Kühne Paraphrasen gebraucht. Eine nähere Vorstellung seines Verfahrens vermag nur die Arbeit selbst zu schaffen.

Hegel hat also wirklich ein Leben Jesu, eine zusammenhängende, im Ton des Ausdrucks mit unserer Bildung harmonirende Geschichte Christi hervorgebracht. Allein er hat sich bei dieser historisch-pragmatischen Arbeit noch nicht beruhigt. Im Gegentheil scheint er, nach einzelnen Fragmenten zu urtheilen, eine noch ausführlichere Darstellung derselben beabsichtigt zu haben. Es finden sich über die Bergpredigt, über diese und jene Parabel Excurse, welche darauf hindeuten. Auch Einleitungen zum Leben Jesu scheint er mehrfach entworfen zu haben, z. B. „Jesus trat nicht lange vor der letzten Krise auf, welche die Gährung der mannigfachen Elemente des Jüdischen Schicksals herbeizog. In dieser Zeit der Entwicklung dieses Stoffes, bis er zu einem Ganzen gesammelt wird und bis reine Entgegensetzung, offener Krieg entsteht, gingen dem letzten Acte mehre

partielle Ausbrüche vorher. Menschen von gemeinerer Seele, aber starken Leidenschaften, faßten das Schicksal des Jüdischen Volkes nur unvollständig auf und waren also nicht ruhig genug, weder leidend sich von seinen Wellen ohne Bewußtsein forttragen zu lassen, noch eine weitere Entwicklung abzuwarten, um sich, wie nöthig gewesen wäre, eine größere Macht beizugesellen. Sie griffen dem Ganzen vor und fielen ohne Ehre und ohne Wirkung. — Jesus bekämpfte nicht nur einen Theil des Jüdischen Schicksals, weil er nicht von einem andern Theil desselben befangen war, sondern stellte sich dem Ganzen entgegen, war also selbst darüber erhaben und suchte sein Volk darüber zu erheben. Aber solche Feindschaften, als er aufzuheben suchte, können nur durch Tapferkeit überwältigt, nicht durch Liebe versöhnt werden. Auch sein erhabener Versuch, das Ganze des Schicksals zu überwinden, mußte darum in seinem Volke fehlschlagen und er selbst ein Opfer desselben werden. Weil Jesus sich auf keine Seite des Schicksals geschlagen hatte, so mußte zwar nicht unter seinem Volke, denn dies besaß noch zu viel, wohl aber in der übrigen Welt, seine Religion einen so großen Eingang bei Menschen finden, die keinen Antheil mehr an dem Schicksal, gar nichts mehr zu vertheidigen oder zu behaupten hatten.“

Dasjenige Element also, was in der Geschichte Christi das größte Kreuz ihrer Bearbeiter zu sein pflegt, das thaumatische, machte Hegel gar keine Verlegenheit. Die Gereiztheit, mit welcher die kränkliche Orthodorie unserer Tage denjenigen verfolgt, der dem Beispiel Christi in seiner fast an Nichtachtung streifenden Gleichgültigkeit gegen die Wunder, dem absoluten Wunder des Geistes, der Wiedergeburt des natürlichen Menschen

durch den Tod der Egoität gegenüber, sich anschließt, war der damaligen Zeit fremd. Man hatte nicht zu fürchten, für einen Unchristen gehalten zu werden, wenn man zwar an die Göttlichkeit Christi, an einen heiligen Sinn des von ihm erzählten Wunderbaren, aber nicht an die factische Wahrheit der Wunder selbst glaubte. Hegel hat es sich übrigens mit dem Fortlassen der Wunder aus dem Leben Jesu nicht bloß als mit einem genialen Griff bequem machen wollen, sondern er hat sich auch vielfach Rechenschaft über das Verhältniß der Speculation zu dem Wunderbegriff abgelegt und es sei erlaubt, eine Hauptstelle aus den damals von ihm niedergeschriebenen Aeußerungen hierüber beizubringen:

„Der Streit über die Möglichkeit und Wirklichkeit der Wunder wird vor verschiedenen Gerichtshöfen geführt und wird nicht so bald aus der Verwirrung gesetzt werden können, als bis man die streitenden Parteien hierüber verständigt hat. Ueber die Wahrheit für die Phantasie sind Alle einig und nur der Phantasie derjenigen sind die Wunder unzugänglich, bei denen sich der Verstand immer darein mischt. Wenigstens die Urtheilskraft findet sich immer darein gezogen, um die Zweckmäßigkeit zu dem vorgegebenen Zweck zu beurtheilen. Von Seiten der ästhetischen Urtheilskraft, der Freiheit der Einbildungskraft ist Herder der erste, vielleicht der einzige, der das alte Testament in diesem Sinne behandelt hat, eine Bearbeitung, deren das neue Testament nicht fähig ist. Die Bestreiter der Wunder ziehen die Sache gewöhnlich vor den Richterstuhl des Verstandes. Ihre Waffen sind die Erfahrung und die Gesetze der Natur. Die Vertheidiger der Wunder verfechten ihre Sache mit den Waffen einer Vernunft, nicht der selbststän-

digen, die unabhängig aus ihrem Wesen allein sich Zwecke setzt, sondern einer Vernunft, der von außen Zwecke gesetzt sind und die dann denselben gemäß reflectirt, bald untergeordnete Zwecke erfindet, bald höhere aus denselben erschließt. Der Widerspruch zwischen beiden Parteien: ob man bei Gründung der höchsten Wissenschaft für den Menschen von einer Historie ausgehen müsse? — reducirt sich auf die Frage: Kann der höchste Zweck der Vernunft ihr nur von ihr selbst gegeben werden, widerspricht es nicht dem Innersten ihres Wesens, wenn er ihr von Außen oder durch fremde Auctorität gesetzt wird — oder ist die Vernunft dessen unfähig? — Bei diesem Punkt allein sollten die Bestreiter der Wunder die Vertheidiger derselben festhalten. Sich auf historische und exegetische Erörterungen einzulassen, auf ihr Feld sich zu begeben, heißt sein Recht nicht kennen oder es nicht behaupten und die Vertheidiger derselben haben gewonnen Spiel. Denn wenn man auch von jedem einzelnen Wunder zeigen könnte, daß es sich natürlich erklären lasse (wobei jedoch alle bisherigen dergleichen Erklärungen bei den meisten im höchsten Grade gezwungen ausfallen und im Ganzen nie für Jedermann befriedigend ausfallen können, bis der Grundsatz allgemein geworden, durch keine Geschichte, keine Auctorität könne der Vernunft ihr höchster Zweck gesetzt werden), so hat man dem Vertheidiger schon zu viel eingeräumt. Wenn nur Ein Wunder sich nicht erklären ließe, so hätte die Vernunft ihr Recht verloren. Dies ist der höchste Standpunkt, auf den wir uns stellen müssen. Auf die Führung des Streits vor dem Richterstuhl des Verstandes sich einzulassen, beweist schon, daß wir dort nicht recht fest stehen, daß uns die Erzählung von Wunderbegebenheiten stuzig gemacht hat, daß wir es nicht von dort

aus allein wagen, sie von der Hand zu weisen, sondern daß die Thatfachen, die man uns als Wunder ausgibt, fähig sein könnten, jene Selbstständigkeit der Vernunft umzustossen. — Steigt man mit dem Wundervertheidiger auf das Feld des Verstandes herunter, so wird ein Langes und Breites über die Möglichkeit und Unmöglichkeit gestritten. Auch dieser Punkt wird gemeiniglich unentschieden gelassen und wenn es zum Einzelnen kommt, fordert der Wunderbestreiter entweder, daß die Wahrnehmungen zu Erfahrungen erhoben, d. h. aus Naturgesetzen erklärt werden, oder, wenn er hieran verzweifelt, so leugnet er die Wahrnehmung selbst — und beide Theile verstehen einander nicht mehr. Der Vertheidiger der Wunder kann nicht begreifen, welches Interesse der Bestreiter haben kann, die Wunder wegzuerklären oder zu leugnen, denn dadurch, daß sich der Bestreiter hierauf eingelassen, hat er seine Unentschiedenheit verrathen, ob seine Vernunft für sich stehen könne oder nicht. Die Ungeschicklichkeit, die er bei seiner Mengstlichkeit zeigt und zeigen muß, Alles erklären zu wollen, macht ihn theils verhaßt, weil man ihm dabei nur böse Absichten zutraut, theils verräth er, daß er sich auch noch vor dem geringsten Nest eines Wunders zu fürchten hätte, und sich oft mehr zu betäuben, als durch klare Einsicht ganz unbefangene Ruhe und Sicherheit zu erwerben suche. Stellt sich der Bestreiter aber aus polemischer Absicht, den Andern zu bekehren, auf einen niedrigeren Standpunkt, so unternimmt er, einen Mohren weiß zu waschen und stürzt ihn in Zweifel und in einen Zustand ohne Haltung.“

III.

Kritik des Begriffs der positiven Religion.

Beendet im April 1796.

Wenn wir an das Thema zurückdenken, welches Hegel auf dem Tübinger Seminar so lebhaft beschäftigte, so war dies der Gedanke, wie eine Volksreligion möglich, wie Phantasie und Verstand gleich sehr befriedigt, wie die Privatreligion mit der öffentlichen ausgeglichen, wie die Religion als Kirche mit dem Staat vereint werden könne. Dies Thema zieht sich noch durch die ganze Schweizer Periode hin. Auch hat es ihn sein Lebenslang zu beschäftigen nicht aufgehört, allein den eigentlichen Strauß mit ihm kämpfte er doch in dieser Zeit, in welcher er noch an der Universitäts-theologie so viel zu verdauen hatte. Wie schon oben gezeigt worden, gestaltete sich ihm das Problem zu einer Untersuchung über den Begriff der positiven Religion mit specieller Beziehung auf das Christenthum. Diese Arbeit schloß sich, nachdem auch ihr viele einzelne aphoristische Prolegomenen vorangegangen waren, zu einer eigenen Abhandlung ab, welche wahrscheinlich der Beendigung des Lebens Jesu unmittelbar folgte und zumeist im Winter 1795/96 geschrieben ward; denn gegen Ende des beinahe 30 Bogen starken Manuscriptes findet sich bei einem Absatz an den Rand geschrieben: den 29. April 1796, während etwa nach dem ersten Drittel auf gleiche Weise einmal der 20. November 1795 bemerkt ist. Je inniger und tiefer die Liebe Hegels zum geschichtlichen Christus war, um so tiefer war er gegen die Dogmatik seiner Zeit und gegen die vielen Widersprüche im Zustand der Kirche und der Geistlichen mit dem Dogma der Liebe

erbittert. In Beziehung auf Christus erinnert er einmal selbst an Platons Ausspruch, daß, wenn die Tugend einmal persönlich erschiene, Jedermann sie lieben müsse. Aber gegen das Gefangennehmen der Vernunft unter den Glauben, gegen die Prätension der Theologen, von ihren Lehrgebäuden mit der Prüfung des Gedankens sich zurückzuhalten, gegen hierarchische Anmaßung jeder Art, gegen die Habsucht und Ehrsucht, wodurch Geistliche so oft ihren Wandel beslecken, kehrt er sich mit erschütternder Heftigkeit. In Ansehung der popularen Kraft der Diction ist dies Werk das vollendetste, was Hegel geschrieben hat.

Um eine etwas nähere Vorstellung von seinem Inhalt zu geben, will ich die von Hegel selbst gemachten Ueberschriften der einzelnen Capitel mittheilen: Was heißt: positive Religion? — Die christliche Religion als positive. — Jesus spricht viel von seinem Individuum. — Jesus spricht von sich als dem Messias. — Wunder als Princip der Verbindlichkeit für das Moralgesetz. — Von den Jüngern Christi. — Ausschickung derselben in's Land. — Auferstehung Christi und Befehl nach derselben an seine Jünger. — Was anwendbar in einer kleinen Gesellschaft, ist ungerecht in einem Staat: Gemeinschaft der Güter; absolute Gleichheit der Einzelnen. — Abendmahl. — Ausbreitungssucht. — Das zum Staat werden einer moralischen und religiösen Gesellschaft. — Streit der Kirche mit dem Staat. — Vertrag der Kirche mit dem Staat (Repräsentation, Lehre). — Welche Form die Moral in einer Kirche gewinnen muß. — Nothwendigkeit der Entstehung von Secten. — Vergleich des Christenthums mit dem Heidenthum.

Von der Darstellungsweise selbst werde ich wenigstens

eine kleine Probe geben müssen, z. B.: „Die Maxime der Gütergemeinschaft würde, wenn mit aller Strenge darauf wäre gehalten worden, der Ausbreitung des Christenthums wenig Vorschub gethan haben, und sie wurde daher frühzeitig, weislich oder nothgedrungen, in so fern aufgegeben, als sie jetzt von dem, der in die Gesellschaft aufgenommen werden wollte, nicht mehr als eine Bedingung seiner Aufnahme gefordert wurde, aber desto mehr wurden freiwillige Beiträge zur Cassé der Gesellschaft, als ein Mittel, sich im Himmel einzukaufen, eingeschärft; wodurch die Geistlichkeit in der Folge noch gewann, indem sie den Laien diese Freigebigkeit gegen sich empfahl, aber sich wohl hütete, ihr eigenes erworbenes Eigenthum zu verschleudern, und so, um sich selbst, als die Armen und Hülfbedürftigen, zu bereichern, die andere Hälfte der Menschheit zu Bettlern machte. In der katholischen Kirche hat sich diese Bereicherung der Klöster, Geistlichen und Kirchen erhalten, wovon den Armen wenig und dies Wenige auf eine Art zu Theil wird, daß die Bettelei sich dadurch erhält und durch eine unnatürliche Verkehrung der Dinge der herumziehende Tagdieb, der auf der Straße übernachtet, besser daran ist, als der fleißige Arbeitsmann. In der protestantischen Kirche wird der etwaige Beitrag an Butter und Eiern dem Seelenhirten freiwillig als einem Freunde, wenn er sich die Zuneigung seiner Heerde erwirbt, nicht als ein Mittel, den Himmel zu erkaufen, gereicht; und in Ansehung der Almosen vor den Thüren des Mildthätigen wird auch ein armer Betteljude nicht weggejagt.“

„In Betreff der Gleichheit unter den ersten Christen, da der Slav der Bruder seines Herrn wurde, da Demuth, sich über Niemand zu erheben, die Menschen nicht nach Ehren und

Würden, nicht nach Talenten und andern glänzenden Eigenschaften, sondern nach der Stärke ihres Glaubens zu schätzen, das Gefühl seiner eigenen Unwürdigkeit, das erste Gesetz eines Christen wurde, diese Theorie ist allerdings in ihrem ganzen Umfang beibehalten worden, aber klügllich wird hinzugesügt, daß es so in den Augen des Himmels sei und es wird daher in diesem Erdenleben weiter keine Nothiz davon genommen. Der Einfältige, der diese Grundsätze der Demuth, der Verabscheuung alles Stolzes und aller Eitelkeit mit rührender Beredsamkeit von seinem Bischof oder Superintendenten vortragen hört und die Miene der Erbauung mit ansteht, womit die vornehmen Herren und Damen dies in der Gemeinde mit anhörten, der Einfältige, der jetzt nach der Predigt seinen Prälaten sammt den vornehmen Herren und Damen vertraulich anginge und in ihnen demüthige Brüder und Freunde zu finden hoffte, würde in ihrer lächelnden oder verächtlichen Miene bald lesen können, daß dies nicht so dem Wort nach zu nehmen, daß davon erst im Himmel die eigentliche Anwendung werde zu finden sein. Wenn vornehme christliche Prälaten noch heutiges Tags einer Anzahl Armen jährlich die Füße waschen, so ist das nicht viel mehr als eine Komödie, nach welcher Alles beim Alten belassen wird und die auch dadurch an Bedeutung verloren hat, daß das Fußwaschen nach unsern Sitten nicht mehr, wie den Juden, eine tägliche Handlung und Höflichkeit gegen Gäste war, die gewöhnlich nur die Sklaven oder Bedienten verrichteten. Dahingegen das jährliche Pflügen des chinesischen Kaisers, so sehr es zu einer Komödie herabgesunken ist, doch noch dadurch eine unmittelbare Bedeutung für jeden Zuschauer hat, daß, den Acker zu pflügen, immer noch eine Hauptbeschäftigung des größten Theils seiner Untertanen ist.“

„Die nothwendige Folge davon, Empfindungen gebieten zu wollen, war und mußte sein: Selbstbetrug, daß man die vorgeschriebene Empfindung zu haben, sein Gefühl mit dem, was man beschrieben fand, übereinzustimmen glaubte, wobei aber eine solche hervorgekünstelte Empfindung der wahren, natürlichen, weder an Kraft noch an Werth gleichkommen konnte. Dieser Selbstbetrug kann sein falsche Beruhigung, welche auf diese in dem geistlichen Treibhaus gewirkten Empfindungen einen hohen Werth setzt und sich viel damit meint und daher, wo jetzt Kraft nöthig wäre, schwach ist. Bemerkt ein solcher Mensch dies selbst, so kann er in Hülflosigkeit, Angst, Mißtrauen gegen sich verfallen, ein Seelenzustand, der oft bis zum Wahnsinn getrieben wird. Oft auch geräth derjenige in Verzweiflung, der mit allem guten Willen und aller möglichen Anstrengung doch seine Empfindungen noch nicht auf die Höhe getrieben zu haben glaubt, die von ihm erfordert wird. Da er sich im Felde der Empfindungen befindet und nie zu einem festen Maßstab seiner Vollkommenheit gelangen kann, außer etwa durch Täuschungen der Einbildungskraft, so wird er sich in einer Mangelhaftigkeit befinden, der Kraft und Entschlossenheit fehlt und welche nur im Vertrauen auf die unbegrenzte Gnade der Gottheit einige Beruhigung findet. Nur eine kleine Erhöhung der Spannung der Einbildungskraft und auch dieser Zustand verwandelt sich in Wahnsinn und Berrücktheit. — Die gewöhnlichste Wirkung ist eine Art des oben angeführten Selbstbetrugs, da man bei allem Reichthum geistlicher Empfindungen im Ganzen denselben Charakter behält und der gewöhnliche Mensch neben dem geistlichen haust, allenfalls von diesem durch Floskeln und äußere Gebärden aus-

starrt wird, im Handel und Wandel der gewöhnliche, Sonntags aber, oder unter seinen Brüdern, oder vor seinem Gebetbuch, ganz ein anderer ist. Es ist oft zu hart, einen solchen Charakter der eigentlichen Heuchelei zu beschuldigen u. s. w.“

Es möge an diesen Beispielen genug sein, um den Ton zu veranschaulichen, in welchem Hegel diese Abhandlung abfaßte. Wegen der Schwierigkeit, sich in dem Gegenstande seiner Kritik nicht zu irren, hat er selbst einleitend bemerkt: „Wenn man von der christlichen Religion schreibt, ist man jederzeit der Gefahr ausgesetzt, des Fehlers beschuldigt zu werden, daß man sich eine unrichtige Vorstellung von dem Zweck und Wesen derselben mache, und bei dem, was man an der Vorstellung, die man sich davon macht, auszufegen findet, ist man gleich mit der Gegenantwort bereit, dies treffe die christliche Religion nicht, sondern nur gewisse Vorstellungen von derselben. Bittet man sich aus, man möchte einem doch den Lehrbegriff zeigen, worin man zuverlässig das lautere System der christlichen Religion antreffe, so werden die Herren alle aus Einem Munde antworten:

Ist Ihnen denn mein Compendium nicht bekannt?

Aber, meine Herren, Ihre selbstgeschriebenen Compendien, oder die Sie als Ihr Glaubenssystem zu Grunde legen, sind selbst so verschieden, daß man Sie erfuchen muß, sich vorher zu vereinbaren, ehe Sie etwas als nicht zur christlichen Religion gehörig ausgeben.“

IV.

Begriff der ursprünglichen christlichen Gemeinde.

Die negative Schärfe, welche in der Kritik Hegels sich äußerte, hatte ihren Grund in der affirmirten Kraft, welche in ihm wohnte. Der durchdringende Blick, mit welchem sein Verstand Widersprüche aller Art auffand, hatte seine Bedingung an der Einheit, in deren Tiefe er jene Dissonanzen zur Harmonie aufzulösen suchte. Schon oben sind mehre Aufsätze: das Schicksal und seine Versöhnung, die Liebe und die Scham, der Gottessohn und der Menschensohn, mitgetheilt worden, in denen sich eine höchst intensive speculative Kraft kund gibt. Wird es uns überraschen, wenn dem kritischen Geist in Hegel ein im guten Sinne des Wortes mystischer gegenüber stand? Wollen wir uns nicht, nachdem wir ihn schon in der an Hölderlin gerichteten in den Sommer 1796 fallenden Dichtung: Eleusis, als eine des höchsten Platonisirenden Schwunges fähige Seele kennen gelernt haben, die damalige Dekonomie seiner Produktion so denken, daß ein gewisser Wechsel der mehr negativ kritischen und positiv schaffenden Stimmung in ihm waltete? In dieser mystischen ahnungsvollen Weise erhob er sich allmählig über den Standpunkt der bloßen Moralität in der Religion. Des Ausdrucks mystisch bediente er sich damals selbst. Er nennt die Einheit Gottes und der Welt mystisch. Es finden sich (wie Alles aus dieser Periode ohne ausdrücklichen Titel) ohne vorher festbestimmte Disposition dennoch zusammengehörige Bogen, etwa 12 an der Zahl, in denen die Stiftung der Gemeinde in der Art untersucht wird, daß die Taufformel nach ihrer Entstehung und Fortpflanzung Gegen-

stand einer genauen Analyse ist. Das Wort: Glauben will Hegel hier nur in dem Sinne gebrauchen, daß es Glauben an Göttliches bedeuten soll. Nur wer das Göttliche in sich habe, könne an Göttliches glauben. Nur der Geist könne den Geist erkennen. „In dem, woran er glaubt, findet er seine eigene Natur wieder, wenn er auch nicht das Bewußtsein hat, daß dies Gefundene seine eigene Natur wäre. In jedem Menschen selbst ist das Licht und Leben. Er wird von einem Licht nicht erleuchtet, wie ein dunkler Körper, der nur fremden Glanz trägt, sondern sein eigener Feuerstoff geräth in Brand und ist eine eigene Flamme.“ Hegel erläutert dies weiterhin durch Christi eigene Worte. „Als Jesus seine Jünger fragte: wer sagen die Menschen, daß der Menschen Sohn sei? erzählten seine Freunde die Meinungen der Juden, welche auch, indem sie ihn verklärten, doch nicht aus der Wirklichkeit herausgehen konnten, sondern in ihm das Individuum sahen. Als aber Petrus seinen Glauben an den Menschensohn, daß er in ihm den Gottessohn erkenne, ausgesprochen hatte, so preist ihn Jesus selig, denn der Vater im Himmel habe ihm dies geoffenbart. Einer Offenbarung bedurfte es nicht zu einer bloßen Erkenntniß von göttlicher Natur. Ein großer Theil der Christenheit lernt diese Erkenntniß. Den Kindern werden Schlüsse aus den Wundern u. s. f. gegeben, daß Jesus Gott sei. Man kann dies lernen, dies Empfangen des Glaubens keine göttliche Offenbarung nennen. Befehl und Prügeln thun's hier. „Mein Vater im Himmel hat es dir geoffenbart“, d. h. das Göttliche, das in dir ist, hat mich als Göttliches erkannt; du hast mein Wesen verstanden; es hat in dem deinigen widergetönt.“

Da es zu weit führen würde, den ganzen im Drange des Erkennens oft nur roh hingeworfenen Auffatz mitzutheilen, so soll wenigstens dasjenige hervorgehoben werden, was seinen Inhalt und zugleich seine Form bestimmter zu charakterisiren vermag. Da wir nun oben eine Schilderung des Abendmahls gehabt haben und an die Taufe für die Kirche die Grundformel ihres Bekenntnisses geknüpft ist, so mag zunächst eine Darstellung folgen, welche uns zeigt, wie Hegel sich in diesen Begriff auf eine ganz eigenthümliche Weise einbohrt: „Die Gewohnheit des Johannes (von Jesus ist keine solche Handlung bekannt), die zu seinem Geiſt Erzogenen im Wasser unterzutau- chen, ist eine bedeutende symbolische. Es gibt kein Gefühl, das dem Verlangen nach dem Unendlichen, dem Sehnen, in das Unendliche überzufließen, so homogen wäre, als das Verlangen, sich in einer Wasserfülle zu begraben. Der Hineinstürzende hat ein Fremdes vor sich, das ihn sogleich ganz umfließt, an jedem Punkte seines Körpers sich zu fühlen gibt. Er ist der Welt genommen, sie ihm. Er ist nur gefühltes Wasser, das ihn berührt, wo er ist, und er ist nur, wo er es fühlt. Es ist in der Wasserfülle keine Lücke, keine Beschränkung, keine Mannigfaltigkeit oder Bestimmung. Das Gefühl derselben ist das unzerstreuete, einfachste. Der Untergetauchte steigt wieder in die Luft empor, trennt sich vom Wasserkörper, ist von ihm schon geschieden, aber er trieft noch allenthalben von ihm. So wie es ihn verläßt, nimmt die Welt um ihn wieder Bestimmtheit an und er tritt gestärkt in die Mannigfaltigkeit des Bewußtseins zurück. Im Hinaussehen in die unschattirte Bläue und die einfache gestaltenlose Fläche eines morgenländischen Horizontes wird die umgebende Luft nicht gefühlt. Im Untergetauchten ist nur

Ein Gefühl: die Vergessenheit der Welt, eine Einsamkeit, die Alles von sich geworfen, Allem sich entwunden hat. Als ein solches Entnehmen alles Bisherigen, als eine begeisternde Weihe in eine neue Welt, in welcher vor dem neuen Geiste das, was wirklich ist, unentschieden zwischen Wirklichkeit und Traum schwebt, erscheint die Laufe Jesu bei Markus I, 9 ff.“ — Ähnliche Entwicklungen wendet Hegel auf die Auferstehung Christi an, indem er sich zugleich auf die Unsterblichkeit einläßt. Der Hauptpunkt hierbei ist ihm die Nothwendigkeit, daß das Element, in welchem die Einzelnen mit aller individuellen Ungleichheit sich begegnen, nicht ein Symbol, eine Allegorie, ein personificirtes Wesen sein könne, sondern, um geliebt zu werden, eine wirkliche Persönlichkeit sein müsse. Daher sei den ersten Christen die Auferstehung Jesu so wichtig gewesen. Es sei die Vereinigung der Christen nicht nur eine Versammlung von solchen, die ähnliche Vorstellungen hätten, von derselben Glaubenden, vielmehr sei sie *Gemeinde*, eine Vereinigung in Liebe und voll Leben. Allein die Gemeinschaft als nur auf die Liebe gerichtet, sei erst noch unvollkommen, weil sie eine Verarmung der Bildung, ein Ausschließen vieler schönen Verhältnisse politischer Sittlichkeit, eine Gleichgültigkeit gegen viele frohe Bande und hohe Interessen mit sich führe. So kam Hegel auch hier auf das Verhältniß der Kirche zum Staat, machte sich aber mehr nur erst den Dualismus zwischen beiden in seinen innersten Principien klar, als daß er ihn damals bereits überwunden hätte. Auch hat ihm, obwohl er später den Staat als diejenige Form des objectiven Geistes anerkannte, welcher die Kirche, in so fern sie ebenfalls durch ihre Praxis eine objective Gestalt annimmt, sich einordnen muß, eine Schwankung hierin

beständig angehaftet, welche an sich darin begründet liegt, daß die Religion allerdings über den Staat hinausgeht, was ja auch die Hierarchen sehr wohl wissen, indem sie die politische Gestalt der Religion als Kirche mit der Religion selbst zu identificiren streben. Eine Kritik Hegel's in dieser Beziehung hat Rothe in den: Anfängen der christlichen Kirche und ihrer Verfassung, 1837, Einleitung §. 17, S. 126 ff. gegeben. Damals faßte er die Stellung der Gemeinde zur Welt so: „Außer dem gemeinschaftlichen Genießen, Beten, Essen, Treuen, Glauben und Hoffen, außer der einzigen Thätigkeit für die Verbreitung des Glaubens, die Vergrößerung der Gemeinschaftlichkeit der Andacht, liegt noch ein ungeheures Feld von Objectivität, die ein Schicksal von dem vielseitigsten Umfange und gewaltiger Macht aufstellt und mannigfaltige Thätigkeit anspricht. In der Aufgabe der Liebe verschmäh't die Gemeinde jede Vereinigung, die nicht die innigste, jeden Geist, der nicht der höchste wäre. Der Unnatur und Schaalheit der prächtigen Idee einer allgemeinen Menschenliebe nicht zu gedenken, da sie nicht das Streben der Gemeinde ist, muß diese bei der Liebe selbst stehen bleiben. Außer der Beziehung des gemeinschaftlichen Glaubens und der Darstellung dieser Gemeinschaft in darauf sich beziehenden religiösen Handlungen, ist jede andere Verbindung zu einem Objectiven, zum Zweck einer Entwicklung einer andern Seite des Lebens, zu einer gemeinsamen Thätigkeit, jeder zu etwas Anderm, als der Ausbreitung des Glaubens zusammenwirkende und sich in andern Modificationen und partiellen Gestalten des Lebens, in Spielen, sich darstellende und seiner sich freuende Geist der Gemeinde fremd. Sie würde sich in ihm nicht erkennen. Sie hätte von der Liebe, ihrem einzigen Geist, gelassen, wäre ihrem Gotte un-

treu geworden. Auch würde sie nicht nur die Liebe verlassen haben, sondern sie auch zerstören, denn die Mitglieder setzen sich in Gefahr, mit ihren Individualitäten gegen einander zu stoßen, indem sie sich durch Bildung in das Gebiet ihrer verschiedenen Charaktere, in die Macht ihrer verschiedenen Schicksale begäben, und über einem Interesse für etwas Geringes, über einer verschiedenen Bestimmtheit in etwas Kleinem, die Liebe sich in Haß verkehren und eine Abtrünnigkeit von Gott erfolgen würde. Diese Gefahr wird nur durch eine unthätige, unentwickelte Liebe abgewandt, daß sie, das höchste Leben, unlebendig bleibt. So verwickelt die widernatürliche Ausdehnung des Umfangs der Liebe in einen Widerspruch, in ein falsches Bestreben, das der Vater des fürchterlichsten Leidenden oder thätigen Fanatismus werden mußte. Diese Beschränkung der Liebe auf sich selbst, ihre Flucht vor allen Formen, wenn auch schon ihr Geist in ihnen wehte, diese Entfernung von allem Schicksal ist gerade ihr größtes Schicksal und hier ist der Punkt, wo Jesus mit dem Schicksal zusammenhängt, und zwar auf die erhabenste Art, aber von ihm litt.“

Das Ganze schließt Hegel mit der Resignation auf die Möglichkeit einer Aufhebung des Dualismus: „zwischen diesen (zuvor beschriebenen) Extremen der Freundschaft, des Hasses oder der Gleichgültigkeit gegen die Welt, zwischen diesen Extremen, die sich innerhalb der Entgegensetzung Gottes und der Welt, des Göttlichen und des Lebens, befinden, hat die christliche Kirche vor- und rückwärts den Kreis durchlaufen; aber es ist ihr Schicksal, daß Kirche und Staat, Gottesdienst und Leben, Frömmigkeit und Tugend, geistliches und weltliches Thun, nie in Eins zusammenschmelzen können.“

Historische Studien.

Wir haben bisher die theologischen Studien Hegel's während seines Schweizerischen Hofmeisterthums geschildert. Sie sind aber natürlich nicht die einzigen gewesen, die ihn beschäftigten und es ist erfreulich, wenigstens noch in eines derselben, in das historische, einen näheren Einblick thun zu können. Schon auf dem Gymnasium gab sich Hegel eifrig mit der Geschichte ab. Was pragmatische Geschichte eigentlich sei, suchte er sich zu beantworten; das Schröckh'sche Compendium gefiel ihm, weil es das Unwesentliche, Geistlose zu beseitigen bemüht war und auf Schlachten, Namenregister u. s. f. nicht den Hauptaccent legte; Philosophie der Geschichte noch nicht studirt zu haben, bemerkt er sich ausdrücklich; aus Meiners Culturgeschichte macht er sich einen Auszug; er versucht, die Leidenschaften zu analysiren, welche in der Weltgeschichte vorzüglich thätig gewesen sind u. dgl. m. In den späteren Arbeiten ward er wieder auf die Geschichte geführt. Er schrieb, mit genauer Berücksichtigung der Quellen, zu Tübingen in seiner Candidatendissertation die Reformationsgeschichte der Württembergischen Kirche. Die Reflexion über die Geschichte des Christenthums überhaupt leitete ihn stets zum Universalismus der Betrachtung hinüber. Wenn er sich auch in das Leben Abraham's, Moseh's, Jesu, bis in die geringsten Einzelheiten vergrub, so waren dies eben welthistorische Individuen. Die Entwicklung, wie die Schicksallosigkeit Christi zugleich sein einziges Schicksal herbeiführte, weihte ihn in das Mysterium aller Geschichte ein und die oben über diesen Punct gemachten Mittheilungen gehören zu dem Tiefsten, was darüber gesagt worden. Ich werde mich,

solche Anerkennung auszusprechen, nicht durch den Gedanken hindern lassen, daß eine übelwollende Kritik den Ausdruck meiner Begeisterung für Hegel seit einiger Zeit als Marktschreierei verächtlich zu machen bestrebt ist. Hegel ist in seinem geschichtlichen Studium unendlich bewunderungswürdig, und man wird noch lange von ihm auf diesem Gebiet zu lernen haben. Namentlich ist es ein anziehendes Schauspiel, seinen Kampf mit der Geschichte des Jüdischen Volks zu beobachten. Seine Ansicht derselben ist sehr ungleich gewesen; sie hat ihn im heftigsten Abstoßen dennoch stets an sich gefesselt und als ein finsternes Räthsel ihn Lebenslang gequält. Er hat sie daher auch überall ganz verschieden behandelt: bald, wie in der Phänomenologie, ignorirt er sie beinah; bald, wie in der Rechtsphilosophie, rückt er sie dicht an den Germanischen Geist heran; bald, wie in der Religionsphilosophie, coordinirt er sie als die unmittelbare Form der geistigen Individualität der Griechischen und Römischen; endlich aber, in der Philosophie der Geschichte, integrirt er sie dem Persischen Reiche. Nach jeder dieser Seiten hin hat Hegel in der Geschichte der Juden eine Berechtigung, allein erst die Zusammenfassung aller derselben zu einer Einheit würde ihn selbst befriedigt haben. Solche Harmonie selbst herzustellen hat der Tod ihm versagt.

Die historischen Studien, deren hier Erwähnung geschehen soll, haben einen doppelten Ausgangspunkt gehabt, einerseits die christliche Kirchengeschichte, andererseits die originalen Geschichtsschreiber der antiken Welt. In ersterer Hinsicht hat er Montesquieu und Gibbon viel studirt; in zweiter war sein Liebling Thukydides. Sonst finden wir noch Schiller's historische Werke und Hume's Geschichte von England genauer berücksichtigt, namentlich in Betreff der Kunst der Compo-

sition. Es ist möglich, daß Hegel für die Kirchengeschichte einen besondern Plan gehabt hat. Es sind noch große, sorgsam angelegte Tabellen erhalten, in denen chronologisch links die Geschichte des Kirchenstaats, rechts die des deutschen Reichs, und in der Mitte beider Extreme die Geschichte aller Italienischen Staaten von ihm dargestellt ist. Unwillkürlich fällt einem hierbei ein, daß Leo, so lange er noch dafür galt, aus der Hegel'schen Philosophie seine Weltansicht zu schöpfen, gerade der Geschichte der Italiener und Juden seine frische Kraft widmete. Bei der großen Bedeutung, welche Hegel's Philosophie der Geschichte erhalten hat, glaube ich der Erwartung meiner Leser am zweckmäßigsten zu entsprechen, wenn ich aus dem mir vorliegenden Material eine solche Auswahl treffe, daß darin, so viel möglich, die Hauptpunkte der Geschichte in Beleuchtung treten. Eine solche relative Ganzheit wird mehr nützen, als wenn ich nur ein paar Bemerkungen zur Probe aus Gerathwohl aus diesem Fragmentenchaos geben wollte.

„Geist der Orientalen: Achtung vor der Wirklichkeit in der Wirklichkeit und Ausschmückung derselben in der Phantasie. — Die Orientalen haben festbestimmte Charaktere. Wie sie einmal sind, ändern sie sich nicht mehr. Die Richtung des Weges, den sie eingeschlagen haben, verlassen sie nicht. Was außer ihrem Wege liegt, ist für sie nicht vorhanden. Aber was sie auf dem Wege stört, ist ihnen feindselig. Ihr einmal festbestimmter Charakter kann nicht von sich ablassen, nicht das, was ihm entgegen ist, in sich aufnehmen und sich damit versöhnen. Das eine wird herrschend, das andre ein beherrschtes.

Macht ist der Begriff, in dem die Wesen gleich sind. Gewalt ihre Beziehung auf einander, Gewalt der Stärke oder des Genies oder der Rede. Ein festbestimmter Charakter läßt nichts außer sich zu, als was er beherrscht, oder von welchem er, wie es von ihm, beherrscht wird; denn es sind Schranken, Wirklichkeiten in ihm, die nicht aufgehoben werden können, die neben andern widersprechenden Wirklichkeiten, neben Feindlichem zu bestehen, in keinem andern Verhältniß stehen können. Da die Schranken des Charakters Wirklichkeiten geben, die die Liebe nicht vereinigen kann, so müssen sie objectiv verbunden sein, d. h. unter einem Gesetz stehen. Das Gleiche der Wirklichkeit ist die Nothwendigkeit, also das Gesetz, das Alles beherrscht. Deswegen sind im Orientalischen Charakter die zwei anscheinend widersprechenden Bestimmungen: Herrschsucht über Alles und willige Ergebung in jede Slaverie, so innig verbunden. Ueber beides waltet das Gesetz der Nothwendigkeit. Herrschaft und Slaverie, beide Zustände sind hier gerecht, denn in ihnen beiden regiert das gleiche Gesetz der Gewalt. Derjenige ist im Orient der glückliche Mann, der Muth hat, dasjenige, was schwächer ist, als er, sich zu unterwerfen, und Klugheit besitzt, das nicht anzugreifen, und dem sich gleich zu unterwerfen, was stärker ist, als er. Derjenige ist hier ein weiser Mann, der von den Wirklichkeiten sich zurückzieht, in der Rede und in Sprüchen thätig ist. Edel ist der Gebildetere, der zu unterscheiden weiß und nur so weit unterjocht, als ihm widerstanden worden und dem Ueberwundenen dadurch sich gleich setzt, daß er über sich mit ihm das Gesetz der Nothwendigkeit erkennt; in sich, dem wirklichen Sieger, den möglichen Ueberwundenen, und in dem wirklich Unterjochten zugleich den mög-

lichen Herrscher ehrt. Diese Möglichkeit des Entgegengesetzten, diese Möglichkeit der unendlichen Mannigfaltigkeit der Wirklichen als möglich herrschender oder als möglich Unterjochter, diese Macht, die in den Uebergängen des Negativen zum Positiven, des Positiven zum Negativen erscheint, — ist die unendliche Gottheit der Orientalen. Auf dem Webstuhl ihres Willens und ihrer Regierung werden die Begebenheiten gewoben und aus dem Quell seines Befehls fließen in den Abgrund seiner Macht die Ströme der Zeiten und Jahrhunderte. — Bei der festen Bestimmtheit des Orientalischen Charakters sind der Beziehungen sehr wenig, in denen der Mensch steht, und Alles, was sich darbietet, erhält bald seine Stelle. Der Mensch von festbestimmtem Charakter läßt sich mit Nichts ein, was ihm nicht gleichartig ist. Das Meiste, was an ihn anstoßen kann, weis't er auf die Seite; das Andre bekämpft er und wird Herr darüber, oder unterwirft sich der Gewalt, aber seine Ansprüche bleiben die gleichen. Diese Unwandelbarkeit, diese Unfähigkeit, durch die Mannigfaltigkeit der Dinge vielseitig bewegt zu werden, enthält dem Orientalen seine Ruhe. Weil ihm die Welt eine Sammlung von Wirklichkeiten ist und diese nur in ihrer nackten Gestalt als bloße Entgegengesetzte erscheinen, ohne eigne Seele und Geist, so muß er, um ihrer Dürftigkeit aufzuhelfen, nothwendig durch fremden, erborgten Glanz zu ersetzen suchen, was ihnen an eignem Gehalt abgeht. Der Orientale schmückt die Wirklichkeit immer mit Einbildungskraft aus. Er hüllt jedes Ding in Bilder ein. Auch diese Bilder sind zwar Bilder von Wirklichkeiten, und eine Armuth scheint der andern keinen Glanz ertheilen zu können, aber sie werden durch ihre Verbindung poetisch. Die Vereinigung des Ungleichen erzeugt einen

Schein von Leben, das in der Gleichheit der Verbundenen liegt. Das, worin man diese sich ähnlich kennt, kommt, weil das Verschiedene so ungleichartig ist, zu einem dunkeln Bewußtsein, aber eine Gestalt des reinen Lebens können sie nicht wagen hervortreten zu lassen. Die erhabene Pracht ihrer Bilder setzt in Erstaunen, der Sonnenglanz ihrer Gemälde ist blendend. Aber eben, weil man die Gewaltigkeit in der Verbindung ungleichartiger fühlt, staunt man; weil man an die Pracht dieses Objectiven keinen Anspruch machen kann, wird man geblendet; weil die Liebe nicht verbunden hat, so geht die Empfindung leer dabei aus, und die Kostbarkeiten, die Perlen des Orientalischen Geistes, sind nur wildschöne Ungeheuer. Wo aber die Objectivität des Lebens, abgestreift vom Mannigfaltigen, als Einheit hervortritt, da kann diese nur ein Begriff, ein Allgemeines sein, womit ihre Gemälde angefüllt sind. — Die Bestimmtheit des Charakters läßt keine große Mannigfaltigkeit der Charaktere zu. Die Mannigfaltigkeit der Bestimmtheiten würde sich selbst zerschlagen. Was aber jenseits dieser Bestimmtheiten, zwar der Sache nach gleichartig mit ihr, allein von größerer und tieferer Kraft, das mußte als ein Unsichtbares, Höheres, wunderbar wirken. In der Art der Composition der Orientalischen dauern den oder ephemerischen Reiche, aus dem System des Gehorsams und der Subordination in solchen wilden Massen, zeigt sich deutlich die Macht, welche Orientalische, also gleichartige, aber mit Stärke, Tiefe und Hartnäckigkeit verbundene Charaktere auf andere Orientalen ausüben, die blinde, fast zur Vernichtung gehende Passivität der letzteren gegen jene. Auch entspringt daraus die Wichtigkeit und darum die Sparsamkeit und der Ernst der Rede, der Aeußerung eines unsichtbaren und

an sich unerkennbaren Lebens. — Wie die Orientalen die nackte Wirklichkeit der andern Dinge mit der Phantasie schmücken, so müssen sie, die ein so unvollständiges Bewußtsein ihrer selbst haben und in der Darstellung ihrer Natur keine befriedigende Einigkeit finden können, sich selbst mit fremden Zierrathen so sehr überladen. Ihr Schmuck kann keine Bekleidung sein, die ihre Form und Schönheit von der menschlichen Gestalt und ihrem eignen, freien Spiel erhielt, sondern völlig fremde Dinge; dabei keine Naturganze, die man mehr aus Liebe an sich steckt und dabei mehr mit seiner eigenen Empfindung sich schmückt, sondern von eignem Leben und einer vom Leben geformten Gestalt entblühte glänzende Dinge, Gold, etwa in geborgte Formen gekleidet, in Blumen vereinigte Zierrathen u. s. w. — Bei den Orientalen war aus dem Natürlichen gerade die Natur ausgetrieben und erschien für sich selbst nur als Gemeines und Unterjochtes. Das weibliche Gemüth und die Liebe zu den Weibern allein war keine solche Leidenschaft, deren Genuß die Herrschaft war. Bei vielen Morgenländischen Nationen ist es eine hohe Unehre, unter Vornehmen besonders, der Weiber, und was auf sie Bezug hat, zu erwähnen: entweder, weil hier auch die tapfersten sich nicht als Herrn fühlten und damit an ihre Schwäche erinnert wurden; oder vielmehr, da keiner dieser Schwäche sich vor sich selbst schämte und nur die Erwähnung, die Aussprache alles dessen, was auf diese Seite der menschlichen Natur sich bezog, für Unehre hielt, weil sie das Weibliche als etwas ihrem übrigen Geist Fremdes, ihnen Ueberlegenes ehrten und sich scheuten, durch die Erwähnung es in die Klasse der übrigen Menge der gemeinen Dinge zu versetzen. Weil sie fühlen, daß das Verhältniß der Weiber nie dasjenige werden kann, was das

Verhältniß aller andern Dinge ist, Herrschaft oder Knechtschaft, und sie ihnen etwas sind, das sich nicht, wie diese, behandeln läßt und dessen sie sich sicher werden können, so wissen sie keinen andern Rath, als sie einzusperrn! — Die Juden hatten jene Scheu nicht. Sie sprachen von den Geschlechtsverhältnissen frei und ohne Umstände, aber Alles, was sich darauf bezieht, ist ihnen, wie Alles, ein bloßes Wirkliche, vom Geist der Liebe undurchdrungen. Dieser regiert sie also auch nicht in Behandlung dieser Materie und sie, die Behandlung, ist darum in ihren Gesetzen selbst und den Büchern, welche die Summe ihrer Bildung enthalten, so empörend, niederträchtig und schändlich; denn je heilliger und reiner das beseelende Wesen ist, desto abscheulicher ist es, die Organe desselben und seine Aeußerungen, als bloße Sachen darzustellen und zu behandeln. — Bei den Orientalen ist der Bart sehr heilig. Bei den Juden durfte auf das Haupt eines Nassträgers oder Gottgeweihten kein Scheermesser kommen. Jedes siebente, vielleicht auch noch funfzigste Jahr, die Gott geweiht waren, durfte kein Feld gebaut, keine Weinrebe beschnitten, keine Weinlese gehalten werden. An den freiwilligen Erzeugnissen der Erde sollten Knechte, Vieh, Wild, frei Antheil nehmen können. Es ist sehr große Willkür, den Bart wachsen zu lassen. Er ist wohl, aber in einem sehr geringen Grade ein Organ des Körpers und in dieser Rücksicht ist Nägelabschneiden eben so sehr und die bei den Orientalen so gewöhnliche, bei den Juden verbotene Beschneidung wohl noch eine größere Verstümmelung. Die Beibehaltung des Bartes kann also nicht als eine Achtung vor der Vollständigkeit der menschlichen Gestalt angesehen werden, welche Achtung ohnehin der Versteckung der Gestalt durch geschmacklose Kleidung und Ueberladung derselben durch

glänzenden und vielfachen Schmuck schlechterdings widerspricht. Eine Willkür, die man sich als Gesetz auslegt, wird mit desto größerem Eigensinn behauptet, so wie die Aufopferung um so mehr Verdienst hat, je größer die Willkür ist, der man sich unterwirft. Aber warum legten sich die Orientalen gerade diese Willkür auf? Warum mit der Wichtigkeit, daß der Bart sogar etwas Heiliges ist? Da im Orientalischen Geist aller Werth und Bestand in dem unendlichen Object ist, da er auf ein für sich Bestehendes, eignes Leben in sich selbst Habendes nichts halten kann, so muß er von Außen her durch glänzende Dinge, in denen kein Leben ist, sich herausputzen, sich doch auch zu etwas machen, und so auch den Bart, der das Unwesentlichste an seiner organischen Ganzheit ist, sich am meisten zu erhalten suchen, das Gleichgültigste an ihm am meisten ehren.“

„Das Gedächtniß ist der Galgen, an dem die Griechischen Götter erwürgt hängen. Eine Galerie solcher Geheften aufweisen, mit dem Winde des Witzes sie im Kreise herumtreiben, sie einander necken machen und in allerlei Gruppen und Verzerrungen blasen, heißt oft Poesie. — Gedächtniß ist das Grab, der Aufbehälter des Todten. Das Todte ruht darin als Todtes. Es wird wie eine Sammlung Steine gewiesen. Das Ordnen, Durchgehen, Stäuben, alle diese Beschäftigungen haben zwar eine Beziehung auf das Todte, aber sind von ihm unabhängig. — Aber unverständliche Gebete plappern, Messen lesen, Rosenkränze sprechen, bedeutungsleere gottesdienstliche Ceremonieen üben, dies ist das Thun des Todten. Der Mensch versucht es,

völlig zum Object zu werden, sich durchaus von einem Fremden regieren zu lassen. Dieser Dienst heißt Andacht. Pharisäer!“

„Klageweiber bei der öffentlichen Todtenfeier der im ersten Jahr des Peloponnesischen Krieges Umgekommenen. Thukydides B. λδ': *καὶ γυναῖκες πάρεισιν αἱ προσίκουσαι ἐπὶ τὸν τάφον ὀλοφνρόμεναι*. Die größte Linderung des Schmerzens ist, ihn auszusprechen, ihn rein in seinem ganzen Umfang gesagt zu haben. Durch die Aeußerung wird der Schmerz objectiv gemacht und das Gleichgewicht zwischen dem Subjectiven, das allein vorhanden ist, und dem Objectiven, das im Schmerzen nichts ist, hergestellt. Durch die Aeußerung allein kommt er zum Bewußtsein und was zum Bewußtsein gekommen, ist dann vorbei. Es ist in die Form der Reflexion gebracht und wird durch folgende Bestimmungen weggedrängt. Aber wenn das Gemüth noch voll, der Schmerz noch ganz subjectiv ist, so hat nichts Anderes Platz darin. Auch die Thränen sind so eine Entladung, so eine Aeußerung, eine Objectivirung des Schmerzens. Der Schmerz hat sich dann, da er subjectiv ist und auch objectiv geworden ist, zum Bilde gemacht. Aber da der Schmerz seiner Natur nach subjectiv ist, so ist es ihm sehr zuwider, aus sich herauszugehen. Nur die höchste Noth kann ihn dazu treiben. Aber wenn die Noth vorbei, wenn Alles verloren und er Verzweiflung geworden ist, so verschließt er sich in sich, und hier ist es höchst wohlthätig, ihn herauszubringen. Durch nichts Heterogenes kann dies geschehen. Nur indem er sich selbst gegeben wird, hat er sich als sich selbst und als etwas zum Theil außer sich. Ein Gemälde thut diese Wirkung nicht. Er sieht

nur, aber bewegt sich nicht selbst. Die Rede ist die reinste Form von Objectivität für das Subjective. Sie ist noch nichts Objectives, aber doch die Bewegung nach Objectivität. Klage in Gesang hat zugleich noch mehr die Form von Schönerem, weil sie nach einer Regel sich bewegt. Klaggesänge bestellter Weiber sind daher das Menschlichste für den Schmerz, für das Bedürfniß, sich seiner zu entladen, indem man ihn am Tiefsten sich entwickelt und in seinem ganzen Umfang sich vorhält. Nur dies Vorhalten allein ist der Balsam."

„Thukydides B. 15': τὰ δὲ πλέω αὐτῆς (ὄσσην ἔχομεν ἀρχὴν) αὐτοὶ ἡμεῖς οἶδε, οἱ νῦν ἔτι ὄντες μάλιστα κ. τ. λ. So kann nur die Volksversammlung eines kleinen Freistaats sprechen. Vor ihr und von ihrem Munde haben solche „Wir“ völlige Wahrheit. In größeren Republiken sind sie immer sehr eingeschränkt. Das Wir ist denen, die es aussprechen, immer um so fremder, je größer die Menge ihrer Mitbürger ist. Der Antheil jedes Einzelnen an einer That ist so gering, daß er von ihr als seiner That fast gar nicht sprechen kann. Der Antheil am Ruhm seiner Nation ist größer, aber es heißt nur: ich gehöre zur Nation, nicht: ich bin. Dies Ganze übt eine Herrschaft über ihn aus, unter der er steht. Ein freies großes Volk ist daher insofern ein Widerspruch in sich selbst. Das Volk ist die Gesammtheit aller Einzelnen und alle Jede sind immer vom Ganzen beherrscht. Ihre That, das, was die That eines Jeden ist, ist ein unendlich kleines Fragment einer Nationalhandlung."

Wie grüblerisch Hegel's Analyse oft wurde, möge folgende, in der Manier an seine Auseinandersetzung von Kaufe und Abendmahl erinnernde Reflexion zeigen: „Achilles starb, durch einen Pfeil an der Ferse verwundet. Er hätte eben so gut an jedem übrigen Punct des Körpers verwundet werden können. Die Wunde an jenem Theil war also höchster Zufall. Durch die Richtung des Pfeiles war sie durchaus bestimmt. Aber der getroffene war in Rücksicht der übrigen Theile (auf die er, da er mit ihnen ein Ganzes ausmacht, nothwendig bezogen werden muß) als verwundeter getroffener Theil unterschieden. Diese Möglichkeit der übrigen, verwundet werden können, und die entgegengesetzte Wirklichkeit, nicht verwundet zu sein; so wie die Wirklichkeit des Verwundetseins der Ferse und seiner entgegengesetzten Möglichkeit, auch nicht verwundet zu werden, vereinigen die Griechen in der Einbildungskraft durch einen Mythos, das Eintauchen Achill's in den Lethe, nach welchem die nicht verwundeten Theile zugleich nicht verwundet werden konnten, und der verwundete Theil allein nur verwundet werden konnte.“

„The Lykurg, nach einer Abwesenheit von zehn Jahren, nach Sparta zurückkehrte, um den vollendeten Plan seiner Gesetzgebung jetzt auszuführen, fragte er wegen derselben das Orakel zu Delphi. Die Pythia nannte ihn im Namen Apoll's einen Freund und Liebling der Götter. Sie sagte ihm, er sei mehr ein Gott als ein Mensch. Sie erklärte ihm, Apollo billige den Plan, den er gemacht habe; könne er die Annahme seiner Gesetze zu Stande bringen, so würde es auf der Welt keine besser eingerichtete Republik geben, als die Lacedämonische. —

Nachdem er nun seine Gesetze allmählig eingeführt hatte, begab er sich wieder zum Orakel, das den Ausspruch that, daß er hinlänglich dafür gesorgt habe, die Lacedämonier eben so glücklich als tugendhaft zu machen, und daß, wenn sie beständig seine Gesetze halten würden, sie eines ewigen Ruhms und Glücks genießen würden. — Wären die Lacedämonier und die übrigen Griechen fähig gewesen, positiven göttlichen Gesetzen sich zu unterwerfen, ja, nur einen Begriff derselben zu haben, hätten die Lacedämonier nicht die andern Griechen verpflichtet, nicht ihnen predigen sollen, ihre Verfassung, die ein Ausspruch des allgemeinen Orakels für die vollkommenste erklärt hatte, gleichfalls anzunehmen? Hätten die übrigen, um consequent zu sein, nicht dieselbe annehmen müssen? — Aber die Griechen waren eine freie Nation, die selbst von keinem Gotte sich Gesetze geben ließen. Dieser Beweggrund, die Bestätigung durch die Gottheit, war ihnen fremd.“

Ich übergehe eine Menge ähnlicher Aphorismen, weil der Inhalt derselben in Hegel's späteren Vorlesungen, wiewgleich durch den Zusammenhang verändert, wieder aufgetaucht ist. Allein ich würde dem Leser zu viel zu entziehen glauben, wenn ich einige auf die Griechische und Römische Welt bezügliche Reflexionen nicht mittheilte, insofern die Kraft der ursprünglichen Frische der Erkenntniß ihrer Form einen ganz besondern Reiz gibt. Man stelle sich einmal vor, daß diese Reflexionen in Briefen enthalten wären und frage sich dann, ob man sie wohl aus einer Biographie fortlaffen würde. Stellen sie uns nicht den Proceß der Ideeneroberung dar? Daß Hegel selbst auf

diese Aphorismen Werth legte, geht nicht nur aus ihrer Aufbewahrung, sondern vorzüglich aus der Sorgfalt hervor, mit welcher er den Styl oft im Einzelnen nachgebessert hat. Wir bekommen durch diese Fragmente neben dem schon kanonisch gewordenen Hegel gleichsam einen apokryphischen zur Erläuterung. An der Kühnheit und Schroffheit solcher Effulgurationen sich nicht zu freuen, sondern Anstoß daran zu nehmen, würde nur die eigene Bornirtheit und Seelenarmuth verrathen.

„Nach dem Untergange Römischer und Griechischer Freiheit, als den Menschen die Herrschaft ihrer Ideen über die Objecte genommen war, trennte sich der Genius der Menschheit. Der Geist der verdorbenen Menge sagte zu den Objecten: ich bin euer, nehmt mich hin! warf sich in den Strom derselben, ließ von ihnen sich fortreißen und ging in ihrem Wechsel unter. — Der Geist der Stoiker that das Gegentheil. Er sprach: ihr seid meinem Wesen fremde, das nichts von euch weiß; ich beherrsche euch in meiner Idee; ihr mögt sein, wie ihr wollt, das ist mir gleichgültig, ihr seid mir zu verächtlich, als daß ich Hand an euch legen wollte. — Andere Geister fühlten, daß die Objecte anders sein sollten, aber sie hatten nicht den Muth, sie zu ergreifen und zu bilden. Die Uebermacht derselben lastete auf ihnen und ließ ihnen nur das Gefühl ihrer Ohnmacht. Ein Theil dieser Geister bildete sich den Sinnen unsichtbare Objecte, die es im Wahne des Volks vorfand, aber seine Ideen auf sie übertrug und zu ihnen flehete: nehmt mich auf in euer Wesen, erscheinet uns, offenbart euch uns, zieht uns zu euch, beherrscht ihr uns! Sie hießen Theurgen. — Ein anderer Theil der letzteren Geister hörte von einem ähnlichen neuen Object sprechen, entfloß den äußern Objecten, die ihm

versagt waren, warf sich dem Glauben in die Arme, daß jenes Unsichtbare sie selbst und die äußeren Objecte beherrschen würde — und hießen Christen. Die ausgebildete Kirche hat beides, den Wunsch der Stoiker und jener in sich gebrochenen Geister, vereinigt. Sie erlaubt dem Menschen, im Wirbel der Objecte zu leben und verheißt durch leichte Uebungen, Handgriffe, Lippenbebungen u. s. f. zugleich über sie sich zu erheben. Der Wunsch der Theurgen ist eigentlich nur hie und da in den Kopf sogenannter christlicher Schwärmer gekommen. Diese Vereinigung ist nie eigentlich zum Handwerk, wie das Uebrige, geworden.“

„In der Reihe der Offenbarungen Gottes oder in der aufeinanderfolgenden Abstammung und Erzeugung seiner Gestalten, gingen die Offenbarungen desselben als Sonne, Gestirne, Meer, Luft, Liebe, seiner Offenbarung als Mensch vorher. Die letztere Gestalt war in der Stufenfolge seiner Erzeugungen nothwendig. Die Natur wurde durch die Einrichtung des Römischen Staats, welche fast der ganzen bekannten Erde die Freiheit nahm, einem dem Menschen fremden Gesetz unterworfen und der Zusammenhang mit ihr zerrissen. Ihr Leben wurde zu Steinen und Hölzern; die Götter wurden zu erschaffenen und dienenden Wesen. Wo Gewalt sich regte, Wohlthat sich offenbarte, Größe herrschte, war des Menschen Herz und Charakter. Den Athenern wurde Theseus erst nach seinem Tode zum Heroß. Dem Demetrius und Antigonus opferten sie erst als vergangenen. Die Römischen Cäsaren wurden deificirt. Apollonius von Thyana that Wunder. Das Große war nicht mehr übernatürlich, son-

bern widernatürlich: denn die Natur war nicht mehr göttlich, also nicht mehr schön und nicht mehr frei. In dieser Trennung der Natur und des Göttlichen wurde ein Mensch der Verbinder beider, also der Versöhner und Erlöser. — Das Volk der Juden aber ist in der Berruchtheit des Hasses zur Hölle gefahren. Was späterhin von ihm noch auf der Erde fortgewankt hat, ist zum Zeichen geblieben. Wie die neueren Völker alle Formen von Menschheit, die edlen freilich nur in Leiden, unter sich haben müssen, so steht auch dies Volk noch unter ihnen als Ideal der verworfensten. In Homers Welt schließt sich die Mannigfaltigkeit nach Unten mit Thersites, der nur eine unnütze Zunge hat. Doch nachdem er geschlagen ist, fällt ihm eine Thräne vom Auge. Voll Furcht und schweigend setzt er sich und wischt die Zähre ab. Seine Furcht und sein Schweigen erkennt mächtigere Menschenwesen an. Diese Empfänglichkeit wenigstens für's Bessere mußte dem schlechtesten der Homerischen Menschen bleiben. Aber in einer neueren Menschenwelt steht man neben Amaliens himmlischer reiner Seele, Schusterle Kinder am Feuer braten, und als der Hauptmann, seines Schicksals sich jetzt bewußt werdend, den Räubern mit einer fürchterlichen Musterung droht, meinen sie, er sei heut übler Laune. In einem solchen Durcheinander verschiedener Geschlechter, die zusammen von dem Systematiker Mensch geheißt werden, hat der Jude seinen Platz. Ein Mann unter den Juden hat gutmüthig Gott sagen lassen: wer meine Gebote nicht achtet, den werde ich strafen bis in's dritte und vierte Glied. Aber die Furien ihrer Religion peitschen bereits ihr Hundertstes. Sie glauben sich aber vielleicht nicht gestraft, wenn sie der Christ die Treppe hinunterwirft, weil sie Juden sind, wenn

ſie um den Gewinn von ein paar Kreuzern ſich Stunden lang haben niederträchtig behandeln laſſen und auch die dritte Stunde beginnen zu ſchwagen — und wenn ſie deß anderen Tages wiederkommen.“

„Waß ein gebildeter Geſchmack und eine vorurtheilſfreie Vernunft, welche den Adel deß Griechiſchen Geiſtes in ſeinem ganzen Umfange, in allen ſeinen Modificationen zu ſchätzen wiſſen, noch außſetzen, iſt daß Uedle in der Leidenschaft der Liebe, die unter den Nationen Deutſcher Abſtammung, in der neueren Geſchichte, eine ganz andere, ſublimere Geſtalt gewonnen. Sollte dieſe Erſcheinung nicht auch mit dem Geiſt ihreß freien Lebens zuſammenhängen? Wenn ein Ritter auß den Zeiten der Chevalerie einem Ariſtides die Thaten vorerzählte, die er für ſeine Geliebte that, die Abenteuer, die er für ſie beſtand, die lange Reihe von Jahren, deren jeder Augenblick mit einer eiſernen Geduld allein einem Zweck gewidmet war, den ſeine Geliebte ihm aufgegeben, wenn ein ſolcher dabei den Ariſtides in Zweifel geſaß, wer der Gegenſtand dieſer Thätigkeit geſeſen ſei; — oder wenn ein edler junger Mann eben dieſem Ariſtides mit allem Feuer der Einbildungskraft auf eben die unbeſtimmte Art die Schönheit ſeineß geliebten Gegenſtandeß malte, ihm die tiefe Achtung beſchriebe, die er für ihn fühlte, die Heiligkeit und Reinheit ſeineß Empfindung, die Begeiſterung in der Nähe deßelben, wie eß daß einzige Intereſſe ſeineß Lebens ſei, für ihn zu arbeiten, zu athmen; — würde Ariſtides, der nicht wüßte, wem all dieſer Aufwand von Empfindungen, Thaten, Begeiſterung gewidmet ſei, würde er nicht etwa auf folgende

Art gegenreden: ich weihte mein Leben meinem Vaterlande; ich kannte nichts Höheres als seine Freiheit und sein Wohl; ich arbeitete für dasselbe ohne allen Anspruch auf Auszeichnung oder Macht oder Reichthum, aber ich bin mir bewußt, daß ich für dasselbe nicht so viel gethan, nicht so einzige und tiefe Achtung empfunden habe; ich kenne sonst wohl Griechen, die mehr thaten, höher begeistert waren, aber ich kenne keinen, der zu dieser Höhe der Empfindung der Selbstverleugnung gekommen wäre, auf der Ihr steht. Und welches war der Gegenstand dieses Eures hohen Lebens? Er muß unendlich größer, würdiger sein, als das Höchste, was ich denken konnte, größer als Vaterland und Freiheit?"

„Die ungezügelte Einbildungskraft der Weiber des Mittelalters hat in Gräßlichkeiten der Hexerei, in der Sucht, an Andern kleinen Neid und Rache auszuüben, herumgetobt und hat sie auf den Scheiterhaufen gebracht. Den Griechischen Weibern war in den Bakchischen Festen ein erlaubter Spielraum, sich auszuwüthen, gegeben. Auf die Erschöpfung des Körpers und der Einbildungskraft folgte ein ruhiges Zurücktretten in den Kreis gewöhnlicher Empfindung und hergebrachten Lebens. Die wilde Mänas war die übrige Zeit ein vernünftiges Weib. Dort Hexen, hier Mänaden; dort der Gegenstand der Phantasie teuflische Fragen, hier ein schöner, weinbelaubter Gott; dort damit vergesellschaftet Befriedigung von Neid, Rachgier, Haß, hier nichts als zweckloses, oft bis zur tobenen Raserei gehendes Vergnügen; dort Fortschritt von einzelnen Wahnsinnanfällen bis zu gänzlicher und bleibender Zerrüttung des Geistes, hier Rücktritt in's gewöhnliche Leben; dort

betrachtete das Zeitalter diese verstellte Naserei nicht als eine Krankheit, sondern als den gotteslästerlichsten Frevel, der nur mit Scheiterhaufen gebüßt werden konnte, hier war dies Bedürfniß mancher weiblichen Phantasien und Temperamente etwas Heiliges, dessen Ausbrüchen Feste gegeben, vom Staat sanctionirt und dadurch in die Möglichkeit gebracht wurden, unschädlich zu werden.“

„Verachtung der Menschen. Jeder ist gewohnt, Andere nach der Regel, die er sich für die Menschheit gemacht hat, zu beurtheilen und zu verlangen, daß er so sei. Nur lange Welterschahrung oder ein Uebermaß von Güte des Herzens bringt uns hiervon zurück. Diese Forderung ist vorzüglich den Europäern eigen. Es ist eine Art von Eigensinn. So ist es auch ein Zeichen unserer Zeit und weiter nichts — nicht hohe Cultur, nicht Annäherung zum Zweck der Menschheit, zur Vollkommenheit — die öffentliche Beurtheilung von Charakteren, z. B. eines Rousseau, nach den Regeln der Vernunft. Außerdem, daß Jeder zuerst in seinen Busen greifen sollte, ist es nur die Tugend allein, die sich selbst Regeln gibt, die beurtheilen und fordern kann, aber kein Mensch hat gegen den andern das Recht, sich an die Stelle der Tugend zu setzen, und, als ihre Person vorstellend, Forderungen an Andere zu machen. Jeder kann einem solchen antworten: die Tugend hat das Recht, dieß an mich zu fordern, aber nicht du.“

„In den Staaten der neueren Zeit ist Sicherheit des Eigenthums der Angel, um den sich die ganze Gesetzgebung dreht, worauf sich die meisten Rechte der Staatsbürger beziehen. In mancher freien Republik des Alterthums ist schon durch die Verfassung des Staats das strenge Eigenthumsrecht, die Sorge aller unserer Obrigkeiten, der Stolz unserer Staaten, beeinträchtigt worden. In der Lacedämonischen Verfassung war Sicherheit des Eigenthums und der Industrie ein Punct, der fast gar nicht in Betracht kam, der, man kann fast sagen, vergessen war. In Athen wurden die reichen Bürger gewöhnlich eines Theils ihres Vermögens beraubt. Doch gebrauchte man einen für die Person, die man berauben wollte, ehrenvollen Vorwand: man übertrug ihr nämlich ein Amt, das einen ungeheuren Aufwand forderte. Wer in den Tribus, worin die Bürger eingetheilt waren, zu einem kostspieligen Amt erwählt war, konnte unter den Bürgern seines Tribus sich umsehen, ob er nicht einen reichern fände. Glaubte er einen solchen gefunden zu haben und dieser behauptete, weniger reich zu sein, so konnte ihm jener einen Austausch ihres Vermögens vorschlagen, dessen sich dieser nicht weigern durfte. Wie sehr der unverhältnißmäßige Reichtum einiger Bürger auch der freiesten Form der Verfassung gefährlich und die Freiheit selbst zu zerstören im Stande sei, zeigt die Geschichte in dem Beispiel eines Perikles zu Athen, der Patricier in Rom, deren Untergang der drohende Einfluß der Gracchen und Anderer durch Vorschläge der agrarischen Gesetze vergeblich zu hemmen suchten, der Medicis zu Florenz — und es wäre eine wichtige Untersuchung, wie viel von dem strengen Eigenthumsrecht der dauerhaften Form einer Republik aufgeopfert werden müßte. Man hat dem System

des Sanscülottismus in Frankreich vielleicht Unrecht gethan, wenn man die Quelle der durch dasselbe beabsichtigten größeren Gleichheit des Eigenthums allein in der Raubgier suchte.“

„In Italien, wo die politische Freiheit in reinern Formen und schönern Zügen sich dargestellt hatte, aber etwas früher verloren ging, als in Deutschland, erhob sich in Bologna die Rechtsgelehrsamkeit früher, als die Poesie, und die Edelsten des Volks strömten von allen Seiten dahin und begnügten sich, in ihrem Vaterland gelehrte und genaue Richter zu werden, denn auf dem Richterstuhl allein waren sie noch Diener einer Idee, Diener der Geseze, da sie sonst nur Diener eines Mannes waren. — In der mittleren Geschichte von Mittel- und Ober-Italien treffen wir die Verbindung der Menschen zu Staaten äußerst unvollständig und die Bande äußerst locker an. Die Geschichte Italiens ist in diesem Zeitraum nicht eigentlich die Geschichte eines Volks oder mehrerer Völker, als vielmehr die einer Menge von Individuen, und weil in diesem Gemälde keine großen Massen oder nur in kurzen Zeiträumen auftreten und sogleich wieder zerstäuben, so ist es äußerst schwer, allgemeine Gesichtspuncte dafür aufzufinden. Desto interessanter ist die Geschichte einzelner Menschen, da ihre Individualität nicht in den allgemeinen Formen von Staat und Verfassung untergegangen ist. Es ist gewöhnlich nur ein Interesse des Augenblicks, das die Menschen vereinigt. Selten sehen wir eine Vereinigung, die ein bleibendes Interesse zum Grunde gehabt hätte. Alle Streitigkeiten betrafen die Rechte einzelner Familien und Menschen, die nie dazu gebracht werden konnten, zum Besten

gesellschaftlicher Vereinigung von ihren Rechten aufzugeben. Das Zusammenwohnen in Städten war mehr ein Beieinandersein im gleichen Raum, innerhalb der gleichen Mauern, als Unterwerfung unter gleiche Gesetze. Die Macht der Obrigkeit war schwach. Es herrschten schlechterdings noch keine Ideen. Das platte Land nicht nur war mit einer unzähligen Menge von Schloßern bedeckt, die jeder zu seiner Sicherheit erbaut hatte; auch jeder Palast der Familien in der Stadt war mit Thürmen und auf andere Art befestigt, wo sie einander belagerten. Ausübung der Gerechtigkeit war nur der Sieg einer Faction über die andre.“

„Öffentliche Todesstrafe. Montesquieu macht bei Gelegenheit der Japaneser die Bemerkung, daß die vielen öffentlichen und dabei grausamen Hinrichtungen den Charakter des Volkes wild und gegen diese Strafen selbst wie gegen die Verbrechen gleichgültig gemacht haben. Woher diese Erscheinung, die von dem Zweck, den bei öffentlichen Strafen Gesetzgeber und Richter vor Augen gehabt hatten, nämlich Schrecken und Furcht vor den Verbrechen, gerade das Gegentheil hervorbringt? Ist es bloß die Gewohnheit, die dem Tode durch den Henker, den fürchterlichen Anstalten dazu, der Todesangst und der allgemeinen Verachtung oder, was Manchem noch drückender ist, dem allgemeinen Mitleiden, sein Ekelhaftes, Grauliches und Schauerhaftes benimmt? Gewohnheit würde nur Gleichgültigkeit wirken, wie beim Krieger, zu dessen Rechten tausend und zu dessen Linken zehntausend fallen. Was ist es eigentlich, das bei einer

Hinrichtung zunächst in die Augen fällt, und welche Empfindung, die durch jene Erscheinung veranlaßt wird? — Ein wehrloser Mensch ist es, der uns in die Augen fällt, der gebunden, von einer zahlreichen Wache umgeben, von ehrlosen Henkersknechten gehalten, hinausgeführt und da ganz wehrlos, unter dem Zuruf und Gebet der Geistlichen, die der Missethäter nachschreiet, um das Bewußtsein des gegenwärtigen Augenblicks zu übertäuben. So stirbt er. Der Soldat, der neben dem andern zusammengehauen wird, oder, von einem unsichtbaren Blei getroffen, niederstürzt, erweckt nicht die Empfindung in uns, die die Hinrichtung des Missethätters wirkt. Ich denke, bei diesem letzten Anblick empfinden wir es, daß einem Menschen sein Recht, sich für sein Leben zu wehren, entzogen ist. Der Mensch, der im Kampf mit einem andern stirbt, kann von uns bedauert werden, aber es hat nicht das Kränkende für uns, das der Tod von jenem hat: denn jener hat noch sein natürliches Recht, sich für sein Leben zu wehren, ausgeübt. Auch fiel er nur, indem der andere das gleiche Recht behauptete. Die empörende Empfindung, einen Wehrlosen von einer, noch dazu überlegenen Anzahl Bewaffneter hinrichten zu sehen, wird bei den Zuschauern nur dadurch nicht in Wuth verwandelt, daß ihnen der Ausspruch des Gesetzes heilig ist. Aber diese Vorstellung vermag jene Empfindung, die durch den unmittelbaren Anblick erzeugt wird, nicht ganz zu verdrängen. Wenn die Henker schon Diener der Gerechtigkeit sind, so hat doch diese bloße Vorstellung die allgemeine Empfindung nicht zu unterdrücken vermocht, welche das Handwerk oder den Stand dieser Menschen, die hier im Angesicht des ganzen Volks mit kaltem Blut einen Wehrlosen tödten können, die hier ganz als blinde Werkzeuge, so wie die

wilden Thiere, denen man ehemals die Verbrecher vorwarf, ihren Dienst verrichten, mit dem Brandmal der Ehrlosigkeit stempelte. Der aufgeklärte Verstand mag diese Stimme des Volks und das dunkle Gefühl, worauf sie gegründet ist, noch so sehr als Vorurtheil verschreien, ihr noch so dringend wiederholen, daß er in der Analyse jenes Gefühls keinen vernünftigen Grund antrifft, und dagegen die Henker als Diener des Staats und der Gerechtigkeit, die ihre Pflicht thun, mit andern Staatsbeamten in Parallele setzen, er wird, wie es ihm mit noch so manchen andern Empfindungen geht, auch diese nicht verdrängen können. Der billig Denkende wird aber von dem Handwerk, das seine Empfindung empört, immer den Menschen selbst zu unterscheiden wissen und ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn er ihm auch ein ander Handwerk wünschte, so wie er auch sonst, von der Schändlichkeit der Sitte oder Gewohnheit eines Volks überzeugt, ein Individuum, mit dem er zu thun hätte, deswegen doch nicht für einen Schurken hielte. — Eine auffallende Bemerkung will man über die Menschen dieses Standes gemacht haben, daß sie im Ganzen stille, rechtschaffne und mehrertheils fromme Leute seien. Sollte ihre Beschäftigung, die ihnen die Strafe der Verbrechen am unmittelbarsten zeigt, diese Wirkung haben, oder nicht vielmehr ein Selbstgefühl, gegen die Verachtung, die man ihrem Stande zeigt, ihr Individuum zu retten, das Gefühl, daß Würdigkeit der Person von der Achtung oder Nichtachtung des Standes unabhängig ist? — Unter den Griechen weiß ich nicht, daß öffentliche Hinrichtungen gewesen wären. Sokrates wenigstens trank im Gefängniß den Giftbecher, und Drest bei Euripides wollte die selbstgewählte Todesart auch selbst an sich vollziehen. Würde heutiges Tags Jemand den

Vorschlag thun, das Oeffentliche der Todesstrafen abzuschaffen, so würde ihm mit tausend Zungen entgegengeschrien werden, daß ein Hauptendzweck der Strafen; das Beispiel für Andere, dabei verloren ginge. Es scheint, die Griechen haben sich nicht diesen Endzweck der Strafen vorgestellt und ihre Gesetzgeber es nicht für nöthig gehalten, durch ein grauenvolles Schauspiel die Empfindung und die Einbildungskraft zu erschüttern und dadurch das zu erzeugen, was innere Moralität und Achtung für die Gesetze nicht bewirken konnten. Die behauptete Nothwendigkeit grausamer öffentlicher Strafen beweist im Ganzen weiter nichts, als das wenige Zutrauen, das Gesetzgeber und Richter in das sittliche Gefühl ihres Volks setzen könnten. — Eben so laut würde man gegen einen solchen Vorschlag sagen, daß, wenn Todesurtheile nicht öffentlich vollzogen würden, für gewissenlose Richter ein Zaum des Unrechts weniger sein würde. Der Despotismus würde im Dunkeln ungescheuter morden, als er es öffentlich wagen darf. (Werden in Venedig die Hinrichtungen alle oder nur die der Staatsverbrecher privatim vollzogen?) Gegen Bürger eines Staates, die dieses zu befürchten hätten und diesen Einwurf vorbrächten, ist nichts zu antworten und überhaupt in einem jeden Staate, in welchem ein, nicht vom Volke aus seiner Mitte erwähltes Gericht — bei verschlossenen Thüren über das Leben eines Mitbürgers abspricht, ist den Unterthanen nichts so sehr zu wünschen, als daß dieser Schatten einer Wichtigkeit der Stimme des Publicums erhalten werde: denn vor der öffentlichen Hinrichtung rechtfertigt sich das Gericht gleichsam wegen seines gethanen Urtheilspruches, der mit Gründen abgelesen wird, in den Augen des Volks. Aber in Staaten, in welchen der Bürger das Recht hat, von seinen

Pairs gerichtet zu werden, wo jeder in den Gerichtssaal freien Zutritt hat, würde diese Unbequemlichkeit wegfallen.“

„Hume charakterisirt sich als ein Geschichtschreiber neuerer Zeiten sogleich durch den Charakter des Geschehenen selbst. Der Gegenstand seiner Geschichte ist ein Staat neuerer Zeit, dessen innere Verhältnisse nicht nur, wie auch bei den Alten, gesetzlich bestimmt sind, sondern auch mehr durch die Rechtsform, weniger durch das bewußtlose freie Leben in denselben, ihren Bestand haben. Das Rechtliche, das Bewußtsein der Allgemeinheit und zugleich der Entgegensetzung, der Besonderheit, weist den verschiedenen Ständen zwar ihren Platz an, aber die Menschen handeln nicht als ganze Menschen aus einer Idee, die Alle befeelt. Ihre Kraft und Macht ist unsichtbar zwar diese Idee, aber was zum Bewußtsein kommt, ist zunächst ihr äußeres Verhältniß zu den Mithandelnden als befehlenden oder gehorchenden in verschiedenen Abstufungen und Arten des Geschäfts. Die Menschen, die an der Spitze stehen und als deren Thaten die Geschichte uns die Begebenheiten gibt, haben immer den Staat mit aller Mannigfaltigkeit seiner Verhältnisse über sich und außer sich. Er ist als Gedanke in ihnen. Er bestimmt sie; nach ihm rechnen sie, lassen ihn im Bewußtsein vor sich vorübergehen und so ist es nicht sowohl der Charakter, den wir unmittelbar im Handeln sehen, sondern die Betrachtungen, nach denen er handelt. Seine Handlungen selbst sind, nach ihrem größten Theil, Befehl oder Gehorsam. Außerdem, daß schon der Staat als Gedanke das Bestimmende ist, hat keiner eine Handlung ganz gethan. — Weil das Ganze einer Hand-

lung, an der jedem Handelnden nur ein Fragment zugehört, in so viele Theile zersplittert ist, so ist auch das ganze Werk ein Resultat aus so vielen Einzelhandlungen. Das Werk ist nicht als That gethan, sondern als gedachtes Resultat. Das Bewußtsein der That als eines Ganzen ist in keinem der Handelnden. Der Geschichtschreiber erkennt es an den Resultaten und ist auf das, was diese herbeiführt, schon im Vorhergehenden aufmerksam gemacht. Als Handelnde können nur die Befehlenden oder welche auf die Befehlenden irgendwie Einfluß haben, angesehen werden; das Uebrige hilft in seiner Ordnung dazu. Weil Alles geordnet ist und die Gewalt dieser Ordnung herrscht, so treten die Meisten nur als Maschinenräder auf. Das Lebendige, die Umänderung in der Organisation derselben, ist klein, allmählig und unsichtbar. Weil hierin Alles bestimmt ist, so können keinem großen Manne Völker anhängen, wie die Sicilier dem Timoleon, so kann keiner so ganze, ihm individuelle Pläne machen, wie Alcibiades, Themiſtokles u. s. w., welche Pläne den großen Mann ausmachen; sondern seine Handlung ist mehr nur Betragen in einem bestimmten, gegebenen Kreise.“

Eine so tiefe und universelle Natur, wie die Hegel's, war auch mit jener in die feinsten Schattirungen hinabtaſtenden Zartheit begabt, welche nothwendig ist, um bis in die letzten Gründe vorzubringen. Die Weite der Abstraction hatte in ihm zum Gegenhalt die gründlichste Vertiefung in das Concreteſte. In ihrer Abgeriffenheit erscheinen Bemerkungen solcher Art na-

türlich oft greller, als wenn man sie zu Bausteinen in einem größeren Ganzen verwendet denkt. Von solchen Aphorismen diene z. B. als Probe: „Die Stimme der katholischen Geistlichen ist fast der Heiserkeit nahe. Der eigne Stand, die absondernde Ordenskleidung, das von allen Menschen und Verhältnissen Abgetrennte, jeden Augenblick ihre Muskeln zur innern Reaction und Anfsichhalten Spannende, läßt die Stimme nicht aus der, bei den Meisten auch eingesunkenen, Brust heraus, sondern sie kreischt fein aus der Kehle, aber nicht rein. Protestantische Prediger haben die feierlichere Stimme des gemeinen Lebens. Wenn die katholische Stimme sich zum Lautreden des Predigens anstrengt, so ist sie durchkreischend, wimmernd schreiend.“ Aus solcher penetrirenden Zartheit der Auffassung müssen wir uns auch erklären, wenn Hegel auf den Styl eine größere Aufmerksamkeit wendete, als solche ahnen, die in ihm selbst nur das Muster von Unbeholfenheit zu sehen gewohnt sind. Man versuche nur, Hegel umzuschreiben, so wird man bald anderer Meinung werden. Man kann bei ihm wohl kleine Nachlässigkeiten, Provincialismen, und namentlich im vorgerückteren Alter, wo er mit einer Superfötation von Vorstellungen und Gedanken zu kämpfen hatte, überfüllte Perioden finden, allein in der Wahl des Ausdrucks so wie in der Construction wird man sich ihm zuletzt ergeben müssen, oft gerade da, wo man vielleicht zuerst am meisten ihn zu verbessern geneigt war. Kant hat stylistisch am stärksten auf ihn eingewirkt. Wie er nun gegen sich streng war, so auch gegen Andere. Seine rhetorische Kritik betraf Griechen, Franzosen, Engländer, Uebersetzungen, Deutsche. Ein besonderes Geschäft der Art hat er mit Schiller's Geschichte des dreißigjährigen

Krieges vorgenommen, der, nachdem er zuerst fragmentarisch im Damenkalender erschienen war, 1793 als Ganzes gedruckt ward; Hegel hat ihn mit großem Fleiß und einer Genauigkeit, die bis ins Einzelne geht, glossirt.

Endlich scheint Hegel damals, wie auch aus seinem eigenen Geständniß an Schelling hervorgeht, sich viel mit praktischen Entwürfen getragen zu haben, wozu die Umwälzung aller Verhältnisse durch die Revolution, erst in Frankreich, dann in den Nachbarländern, vielfache Veranlassung gab. War doch so mancher seiner Commilitonen vom Lütlinger Stift, z. B. Reinhard, der nachmalige Pair, nach Paris gegangen, dort eine Rolle zu spielen! Wir werden uns daher nicht überrascht finden, zu erfahren, daß Hegel unter andern praktischen Arbeiten auch die Finanzverfassung Berns bis in das kleinste Detail, bis zum Chauffeegelde und andern Abgaben hin, durcharbeitete; zu erfahren, daß er, der in der Schweiz ohnehin oft zum Französisch Sprechen genöthigt war, sich im Französisch Schreiben übte und besonders politische Materien auf solche Weise behandelte. Von den damaligen französischen Schriftstellern las er, wie die Excerpte nachweisen, mit Vorliebe Benjamin Constant. Es dürfte interessant sein, schließlich von seinem eigenen französischen Styl eine kleine Probe zu geben. Ich wähle das Ende eines Aufsatzes über die Veränderung, welche im Kriegswesen dadurch entsteht, daß die Verfassung eines Staats von der monarchischen Form zur republicanischen übergeht.

„Dans la monarchie le peuple ne fut une puissance active, que pour le moment du combat. Comme une armée soldée il devoit garder les rangs non seulement dans le feu du combat même, mais aussitôt après la victoire rentrer dans une parfaite obéissance. Notre expérience est accoutumée de voir une masse d'hommes armés entrer, au mot d'ordre, dans une furie réglée du carnage et dans les loteries de mort et de vie, et sur un même mot rentrer dans le calme. On demanda la même chose d'un peuple, qui s'est armé lui même. Le mot d'ordre étoit la liberté, l'ennemi la tyrannie, le commandement en chef une constitution, la subordination l'obéissance envers ses représentans. Mais il ya bien de la différence entre la passivité de la subordination militaire et la fougue d'une insurrection; entre l'obéissance à l'ordre d'un général et la flamme de l'enthousiasme, que la liberté fond par toutes les veines d'un être vivant. C'est cette flamme sacrée, qui tendoit tout les nerfs, c'est pour elle, pour jouir d'elle, qu'ils s'étoient tendus. Ces efforts sont les jouissances de la liberté et vous voulez, qu'elle renonce à elles; ces occupations, cette activité pour la chose publique, cet intérêt est l'agent, et vous voulez, que le peuple s'élançe encore à l'inaction, à l'ennui?“

**Die vier ältesten spanischen
Dramatiker.**

Von

A. Wellmann.



Die beiden großen Entwicklungsstufen der Europäischen Menschheit, die Griechisch-Römische und die moderne Civilisation, müssen schon deshalb mannigfach verschiedene Ausgangspunkte nehmen, weil die zweite die erste zu ihrer Voraussetzung hat, und demgemäß haben die Anfänge der neueren Literaturen sich nothwendig vielfach anders gestaltet, als die der alten, die keine fertige Formation vorfand. Nur das moderne Drama zeigt in seinem Ursprunge eine überraschende Aehnlichkeit mit dem Altgriechischen, indem dieses, wie jenes, in seiner ersten historisch nachweisbaren Gestalt ausschließlich zur Verherrlichung religiöser Feste bestimmt war und erst allmählig über diesen beschränkten Kreis hinausging. So wie das Griechische Drama zuerst bei den Bacchusfesten erscheint, so sehen wir schon frühe im Mittelalter, sobald die christliche Kirche sich einer ungestörten Herrschaft erfreute, mit den Hauptfesten derselben heitere Chorgesänge, Tänze und Maskenzüge verbunden, die theils die Geschichten des alten und neuen Testaments, so wie die der Märtyrer und Heiligen darstellten, theils die christlichen Tugenden und die ihnen entgegengesetzten Laster allegorisirten. Solche Spiele wurden von den Geistlichen selbst erfunden und aufgeführt, und die Kirche mußte zur Bühne dienen. Da diese Darstellungen gleichsam zu dem Luxus der Kirche gehörten, so finden wir sie natürlich zuerst

in dem Lande, wo der Hauptsitz der Kirche war und wo sie sich mit der größten Pracht entfaltete, in Italien, von wo sie sich indessen bald in die übrigen Länder Europas verbreiteten. Aber wie diese geistlichen Spiele in Italien entstanden waren, so mußten die sich bald dabei einschleichenden Mißbräuche: Frivolität, Travestirung und Profanirung des Heiligen, auch hier am fühlbarsten werden, und bald erhob sich daher von Rom aus ein Kampf gegen diese kirchlichen Dramen, der sich durch den größten Theil des Mittelalters hindurchzieht, und der sich gleichfalls in den übrigen Ländern Europas wiederholte. Auch in Spanien zeigen sich Spuren desselben schon im dreizehnten Jahrhundert, indem Alfons X. (seit 1252) in der von ihm veranlaßten Gesetzsammlung, die unter dem Namen *Las partidas* bekannt ist, diejenigen Arten von Darstellungen bestimmte, in denen es den Geistlichen erlaubt sein sollte, aufzutreten. Es gehört dazu die Verkündigung der Geburt des Erlösers, die Adoration der heiligen drei Könige und die Auferstehung. Zugleich wurden Alle, die sich für Geld der öffentlichen Schaulust Preis gäben, für infam erklärt, und dadurch jede selbständige Entwicklung eines nationalen Theaters auf lange hin unmöglich gemacht.

Erst als durch die Vermählung Fernando's V. von Aragon mit Isabellen von Castilien im Jahre 1469 der Grund zur Vereinigung beider Kronen gelegt war, und dadurch nun auch für Spanien das Mittelalter zu Ende ging: wagte es das Drama allmählig, sich der Dienstbarkeit der Kirche zu entziehen, und sich, wenn auch Anfangs nur schüchtern und wie verstoßen, mit weltlichen Stoffen zu befassen. Dieses sein erstes Auftreten, bei welchem es noch eine halb kirchliche Kleidung trägt und doch

seine Weltlust nicht verbergen kann, wird durch zwei Dichter vermittelt, die unter den Augen erlauchter Protpektoren diese Emancipation des spanischen Dramas von der Kirche bewirken durften, während zwei andere ihnen folgende dem nun frei gewordenen die Richtung gaben, die es zum Theil bis auf die neuesten Zeiten verfolgt hat. Jene ersten beiden heißen Juan de la Encina und Gil Vicente, die beiden andern Torres Naharro und Lope de Rueda, und ihre Thätigkeit fällt in das Ende des funfzehnten, so wie in die erste Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Alle vier sind in Deutschland so gut wie gar nicht bekannt, wenn man es nicht in Anschlag bringen will, daß Bousterwek drei von ihnen oberflächlich erwähnt, und dennoch sind sie sowohl als die Vorläufer und ersten Verkündiger eines so merkwürdigen Literaturphänomens, wie das Spanische Drama ist, als auch ihres eigenen poetischen Werthes halber einer näheren Kenntnißnahme nicht unwürdig. Wenn ich sie die ältesten Spanischen Dramatiker nenne, so glaube ich dazu berechtigt zu sein, in so fern Alles, was vor oder neben ihnen von allegorischen Dialogen, kleinen Festspielen oder einzelnen Farzen existirt, theils ohne alle Bedeutung ist und keine nachhaltige Wirkung auf die Literatur ausübt, theils, wie der dialogisirte Roman Celestina des Fernando de Rojas, der ein und zwanzig Akte hat, gar nicht zur theatralischen Darstellung bestimmt war, während die Stücke der erwähnten vier Dichter unzweifelhaft aufgeführt worden sind.

Juan de la Encina war 1468 zu Salamanca oder in dessen Nähe geboren und vollendete auch dort seine Studien. Darauf begab er sich an den Hof und fand hier ein Unterkommen in dem Hause des D. Fadrique de Toledo, ersten Herzogs

von Alba, und seiner Gemahlin Donna Isabel Pimentel. Seine Werke gab er unter dem Titel: Cancionero in vier Abtheilungen heraus und widmete sie seinen hohen Gönnern: dem katholischen Königspaare, dem Prinzen Don Juan, dem Herzog und der Herzogin von Alba und dem ältesten Sohne derselben, Don Garcia de Toledo. In dem vierten Theile dieser Sammlung befinden sich seine dramatischen Werke, die er vor dem Herzog und der Herzogin von Alba, vor Don Fabrique Enriquez, Admiral von Castilien, vor Don Innigo Lopez de Mendoza, Herzog von Infantado, dem Prinzen Don Juan und einem ausgewählten Kreise vornehmer Herren und Damen des Hofes aufführen ließ und zum Theil selbst mit aufführte. Später begab er sich nach Rom, wo er eifrig forstudirte und sich besonders in der Musik vervollkommnete, in der er Ausgezeichnetes leistete. Nachdem er zum Priester geweiht war, machte er 1519 in Begleitung des Don Fabrique Enriquez de Ribera, Marquis von Tarifa, eine Reise nach Jerusalem, von wo er indessen noch in demselben Jahre nach Rom zurückkehrte. Diese Pilgerfahrt hat er in einem 1521 unter dem Titel Tribagia erschienenen Gedichte beschrieben. Papst Leo X. machte ihn zum Direktor der päpstlichen Kapelle und gab ihm später das Priorat von Leon. Er kehrte nun nach Spanien zurück und starb 1534 zu Salamanca im sechs und sechszigsten Jahre seines Alters. Ausgaben seines Cancionero sind zu Salamanca 1496 und 1509, zu Sevilla 1501, zu Burgoß 1505, und zu Saragoza 1512 und 1516 erschienen.

Juan de la Encina zeigt uns in seinen dramatischen Produktionen den Uebergang des kirchlichen Dramas in das weltliche; noch ist die Hälfte seiner kleinen Stücke auf Veranlassung kirchlicher Feste gedichtet; aber man merkt es ihnen wohl

an, daß den Dichter nicht der fromme Eifer, seine Mitschriften zu erbauen, sondern der Wunsch befeelt hat, sich hohen Gönnern zu empfehlen. Obgleich aber diese dramatischen Scenen (denn anders kann man sie kaum nennen) zunächst zur Aufführung vor jenen erlauchten Herrschaften bestimmt waren, so wußten sie sich doch bald (nach einer Notiz schon seit 1492) den Weg unter das Volk zu bahnen, wozu der geringe Apparat, den sie erforderten, sie besonders geschickt machte, und da sie die ersten öffentlichen Darstellungen sind, von denen wir Kunde haben, so darf Juan de la Encina wohl der Vater des spanischen Dramas genannt werden. Diese seine Festspiele sind nun freilich noch ziemlich roh, die Erfindung ist gering, die Verwicklung so einfach als möglich, der auftretenden Personen sind höchstens fünf; dagegen sind die Verse, in denen alle diese Stücke geschrieben sind, wohlklingend und oft künstlich gefügt, eine Folge der früh entwickelten Lyrik, der Bekanntschaft des Autors mit der italienischen Literatur und vielleicht seiner Beschäftigung mit der Musik. Er kennt nur Eine Art der dramatischen Einkleidung: alle seine Personen entnimmt er aus jener Welt idealisirter Schäfer und Schäferinnen, die damals für das eigentliche Heimathland aller Poesie galt. Denn dies erotische Schäferwesen war schon frühe, wahrscheinlich aus der provenzalischen Poesie, in die spanische übergegangen und hatte die ganze Literatur durchzogen. Wegen dieses vorherrschend bukolischen Charakters (denn nur selten treten neben den Hirten ein Paar Eremiten oder ein Ritter auf) nennt er die meisten seiner Stücke *églogas*, einige *representaciones*, eins, man weiß nicht warum, *auto*. Es sind uns von Juan de la Encina zwölf Dramen erhalten, ein dreizehntes: *Farsa de Plácida é*

Vitoriano, welches 1514 in Rom erschien, und welches der Verfasser des diálogo de las lenguas allen übrigen vorzieht, ist 1559 von der Inquisition unterdrückt worden und demgemäß spurlos verschwunden. Von jenen zwölf Stücken sind drei in der Weihnachtsnacht, eins am Passionsfeste, eins zur Feier der Auferstehung, zwei in der Fastnacht aufgeführt worden; vier behandeln Liebesthemata und sind zum Theil bei einer recuesta de amores, einem Disput über Liebesfälle, wie der Herzog und die Herzogin von Alba dergleichen wohl zur Unterhaltung ihrer Gäste veranstalten mochten, gespielt worden; das auto genannte Stückchen endlich ist ein lustiger Schwank, in welchem ein Paar Hirten von einigen Studenten genarrt werden und dafür einen von ihnen zur Thüre hinauswerfen. Der Verlauf in den Weihnachtspielen ist ziemlich immer derselbe; sie schlossen sich an die Privatandacht des herzoglichen Paares an, die dasselbe vor einem so genannten nucimiento, einer Darstellung der Geburt des Erlösers, verrichtete, worauf denn das kleine Schauspiel und ein musikalisches Divertissement folgten. Gewöhnlich treten ein Paar Hirten auf, die in ihre Unterhaltung einige Schmeicheleien für den Herzog und die Herzogin zu verweben wissen; die Geburt des Jesuskinde wird ihnen angekündigt, und sie eilen, ihm ihre Verehrung zu bezeigen, worauf ein villancico (ursprünglich ein Weihnachtsgesang, dann überhaupt ein Lied) folgt, das auch in den übrigen Stücken den Schluß bildet. In einem dieser Weihnachtsspiele finden sich vier Hirten in einer Höhle beim Feuer zusammen; sie erzählen sich von der großen Wasserfluth, die damals gerade (i. J. 1498) Alles zu ertränken drohte, und fangen am Ende an, um Kastanien zu spielen. Plötzlich erscheint ein Engel und verkündet ihnen die Geburt des Erlösers. Sie

beschließen, zu ihm zu eilen und ihm ländliche Geschenke zu bringen. Dies Stück, das ohne villancico schließt, ist eine artige kleine Idylle. In dem Passionsspiele theilen sich zwei Eremiten die Nachricht von dem Leiden Christi mit und wallfahrten zu seinem Grabe. Hier finden sie Veronica, die ihnen von dem Geschehenen erzählt und das Schweiß Tuch zeigt. Endlich kommt ein Engel und verkündet die nahe Auferstehung. Ein villancico drückt ihre Freude aus. Das eine der Fastnachtsspiele ist ohne alle Handlung: wir sehen schmausende und zechende Diener, die sich vor dem Beginn der Fasten gütlich thun; eine artige Beschreibung der cuaresma ist eingelegt. Das andre Fastnachtsspiel hat schon einen ganz weltlichen Charakter. Zwei Hirten, Beneito und Bras, klagen auf die loyalste Weise über die bevorstehende Abreise ihres Herrn, des Herzogs, in den Krieg nach Frankreich. Ein dritter, Pedruelo, kommt hinzu und bringt vom Markte die Nachricht, daß der Friede abgeschlossen sei. Alle drei vereinigen sich nun mit einem vierten, Cloriente, zur Abfingung eines villancico. — Von den Liebespielen sind zwei auszuzeichnen, die zusammengehören, indem das eine das andre fortsetzt; sie sind schon etwas mehr ausgeführt und haben eine Art dramatischer Verwicklung. In dem ersten bewirbt sich ein Hirt Mingo, den Juan de la Encina selbst darstellte, um die Liebe einer Hirtin Pascuala, obgleich er schon eine Frau hat. Ein Ritter kommt dazu, gleichfalls von Pascuala's Schönheit gefesselt. Hirt und Ritter streiten mit einander, endlich wird der Schönen die Entscheidung überlassen. Sie wählt den Ritter, unter der Bedingung, daß er Hirt werde. Dieser erklärt sich dazu bereit; ein villancico beschließt das Spiel. Das andre Stück setzt dieses erste fort und führt durch Umkehrung des

Inhalts die Idee weiter aus. Gil, der Ritter, will mit seiner Geliebten Pascuala nun wieder an den Hof, und sie ist bereit, ihm zu folgen. Da bekommt auch Mingo mit seiner Frau Menga Lust, vornehm zu werden. Gil gibt ihnen Anweisung, wie sie sich zu benehmen haben und sie sind gelehrige Schüler: denn (so heißt es in dem Schluß-villancico) die Liebe vermag Alles, aus Hofleuten weiß sie Hirten, aus Hirten Hofleute zu machen.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als durch Juan de la Encina das Drama in die spanische Literatur eingeführt wurde, zeigen sich auch in der westlichen Hälfte der pyrenäischen Halbinsel, in Portugal, die ersten Spuren dramatischer Poesie, die hier unter ähnlichen Verhältnissen von einem Dichter angebaut wurde, der zugleich in die spanische Literatur mit eingriff und das eben geborne Drama weiter ausbilden half und fecker auftreten ließ. Gil Vicente war um 1480 zu Barcellos von angesehenen Eltern geboren. Er hatte ursprünglich die Rechte studirt; da ihn aber seine Geburt an den Hof brachte, wurde er, ähnlich wie Juan de la Encina, veranlaßt, zur Unterhaltung der höchsten Herrschaften, bei geistlichen und weltlichen Feierlichkeiten aller Art, kleine Gelegenheitsstücke zu schreiben und aufführen zu lassen. Dies geschah zuerst vor dem König Don Manuel und später noch häufiger vor dessen Nachfolger, Johann dem dritten, der einen solchen Geschmack an dieser Unterhaltung fand, daß er bisweilen selbst eine Rolle in diesen Darstellungen übernahm. Gil Vicente verfaßte natürlich die meisten seiner Stücke in Portugiesischer Sprache, einige aber hat er Spanisch geschrieben, wahrscheinlich zu Gunsten der Königinnen, die größtentheils Spanische Prinzessinnen waren, wie denn Manuel allein drei

solche nach einander zu Gemahlinnen hatte. Er erwarb sich durch seine Schauspiele einen bedeutenden Ruf, der sogar über die Grenzen seines Vaterlandes hinausging, so daß man sich erzählt, Erasmus habe bloß deshalb Portugiesisch gelernt, um Gil Vicente's Komödien lesen zu können. Dafür widmete er sich auch ganz der dramatischen Dichtkunst und bildete auch seine Tochter Paula zu einer in ihrer Zeit berühmten Schauspielerin, Dichterin und Tonkünstlerin aus. Er starb 1557 zu Evora. Eine (jetzt sehr selten gewordene) Sammlung seiner Werke erschien 1562 in Lissabon; sie enthält vier und dreißig Portugiesische und acht Spanische Stücke. Diese seine Spanischen, sämmtlich in Versen abgefaßten Dramen stehen, wie die Juan de la Encina's, noch auf halb kirchlichem Boden. Es sind darunter noch fünf Autos oder Weihnachtsspiele, aber daneben hat Gil Vicente auch schon zwei ausgeführtere Komödien: die *comedia Rubena* (so benannt nach der Hauptperson) und die *comedia del viudo* (vom Wittwer), so wie eine *tragicomedia Triunfo del invierno* (Triumph des Winters) gedichtet. Selbst in den autos findet sich schon eine größere Mannigfaltigkeit und ein gewisses dramatisches Geschick. Wir haben es hier nicht mehr ausschließlich mit Hirten und Hirtinnen zu thun, sondern es treten schon Personen der verschiedensten Art, oft mit vielem individuellen Leben ausgestattet, bisweilen auch allegorische Figuren, namentlich die Jahreszeiten, auf. Die Weihnachtsverkündigung wird dabei freilich oft ziemlich willkürlich an die ganz für sich bestehende und das Interesse des Autors vorzugsweise in Anspruch nehmende Handlung angeklebt. Zeigt sich schon in diesen autos Gil Vicente's eine größere Freiheit und eine bedeutendere Erfindungsgabe, als in Juan de la Encina's gleichartigen Festspielen:

so tritt das überwiegende poetische Talent des Portugiesen noch weit mehr in den Komödien hervor, die, wenn auch nicht aus Einer Idee heraus gearbeitet, doch schon in einer Reihe von Scenen (von einer Eintheilung in Akte ist noch nicht die Rede) den wechselnden Verlauf einer Handlung verfolgen und einen dramatischen Knoten schürzen und lösen. Ueberhaupt kann man sagen, daß, wenn Juan de la Encina's Produktionen häufig an die Steifheit und Trockenheit von Knabenaufsätzen erinnern, Gil Vicente's Stücke dagegen gerade einen eigenthümlichen Reiz durch die Schalkhaftigkeit und Naivetät haben, mit der sie, gleich fröhlichen fichernden Mädchen, Charaktere und Zustände auffassen. Das älteste unter seinen autos ist aus einem Gratulationsgedicht hervorgegangen, mit dem er bei Gelegenheit der Geburt eines Thronerben, des nachherigen Königs Johann III., die königlichen Herrschaften beglückwünschte. Dies Gedicht wurde, wie uns die Ueberschrift belehrt, am 6. Juni 1502 vor dem König Don Manuel, seiner Mutter, der Königin Beatriz, und seiner Schwester, der Herzogin von Braganza, recitirt und ist der wahre Embryo eines Dramas. Ein Hirte drängt sich in den festlich geschmückten Saal und spricht der Großmutter und dem Vater seine Glückwünsche und Prophezeiungen bei der Geburt eines königlichen Erben aus. Zuletzt ruft er andre Hirten herbei, die dem Neugeborenen ländliche Geschenke darbringen, ohne übrigens dabei zu sprechen. Weil dies Spiel nun etwas ganz Neues in Portugal war (so fährt die Parenthese fort), so hatte die Königin (wahrscheinlich die Königin=Mutter) so großes Gefallen daran, daß sie den Verfasser veranlaßte, es zur Christnacht zu wiederholen und auf die Geburt des Erlösers anzuwenden. In dem so entstandenen ersten auto tritt ein Hirt Gil auf, der die

Einsamkeit liebt und sich für sich mit Gesang beschäftigt, ein Repräsentant des von der Welt abgekehrten, in sich vertieften Gemüths. Ein anderer Hirt, Bras, redet ihm zu, sich der Welt nicht zu entziehen. Ein dritter, Lucas, kommt, ein verirrtes Schaf suchend; Gil ermahnt ihn, sich und seine Heerde Gottes Obhut zu empfehlen. Dieser aber ist weltlich gesinnt, er ruft noch andre Hirten herbei, unter ihnen Silvestre, welcher erzählt er sei verlobt, und herrechnet, was seine Braut als Mitgift empfangen. Zuletzt beginnen die Hirten ein Spiel und legen sich endlich zum Schlafen nieder. Ein Engelgesang verkündet ihnen die Geburt des Erlösers. Gil ermuntert sie, zu ihm zu pilgern und ihm Geschenke zu bringen. Sie machen sich auf, gelangen ans Ziel und preisen nun den Erlöser und seine göttliche Mutter, wobei Gil in der Begeisterung sogar einige lateinische Sätze einmischt, während die übrigen Hirten, als Repräsentanten der weltlichen Bestrebungen, diesen ihren weltlichen Charakter in ihrer Verwunderung über dies neue Sprachtalent ihres Gefährten auch jetzt noch an den Tag legen. Dieser erste Versuch ist noch sehr einfach, aber doch nicht ohne eine tiefere Idee. Nicht minder einfach ist das *auto de los cuatro tiempos* (von den vier Jahreszeiten), aber merkwürdig durch die sehr naive Einmischung eines heidnischen Gottes. Es tritt hier der Winter auf in Gestalt eines Hirten und klagt über sein trauriges Leben. Der Frühling, in Gestalt eines Gärtners, singt von Rosen und Nachtigallen, der Sommer, eine schwache, vertrocknete Gestalt, von Fieber und Durst. Endlich kommt der Herbst, die Früchte zu pflücken, und der Frühling klagt nun den Sommer als Zerstörer seiner Geschöpfe an. Da erscheint Jupiter mit Geräusch und macht die Streitenden auf das neu geborne Heil

aufmerksam. Ein nacimiento wird sichtbar, alle vier Jahreszeiten adoriren, wie gewöhnlich. Das ausgeführteste aber und artigste unter den autos ist das auto de la Sibila Casandra. Casandra erklärt im Beginn des Stückes ihre Abneigung gegen die Ehe. Der Hirt Salamon kommt, sich um ihre Liebe zu bewerben, sie weist ihn gänzlich zurück und setzt ihm alle Leiden der Verheiratheten aus einander. Ein Liedchen gegen die Ehe beschließt diese Scene. Salamon hat indessen die drei Tanten Casandras herbeigeholt; auch diese erschöpfen ihre Ueberredungskunst vergeblich. Nun werden die drei Oheime gerufen, die mit dem Liede: „Loll ist das Mädchen“ auftreten. Der Eine hält ihr eine gelehrte Rede, beginnt von der Schöpfung der Welt und erzählt von der göttlichen Einsetzung der Ehe, aber Alles vergeblich. Endlich gesteht Casandra, sie wolle Jungfrau bleiben, weil sie gehört habe, Gott solle von einer Jungfrau geboren werden. Onkel und Tanten wissen auch schon davon, strafen sie aber wegen ihres Hochmuths. Da geht plötzlich ein Vorhang auf, man sieht ein nacimiento, und vier Engel singen ein Lied. Alle Personen adoriren das neu geborne Kind und die göttliche Mutter. Auch Casandra demüthigt sich, ein Gesang beschließt das Ganze. Es ist dies ein allerliebste kleines Stückchen voll Schalkhaftigkeit und heiterer Laune, dem die eingestreuten Lieder etwas Vaudevilleartiges geben. Die Weihnachtsadoration ist freilich ziemlich willkürlich angeknüpft. Unter den comedias ist die comedia Rubena wegen ihres seltsamen, aber wohl gelungenen Anfangs merkwürdig. Wir sehen hier nämlich die verführte Rubena, die ihre Schmach jedoch vor aller Welt verborgen hat, in Geburtswehen, indem sie ihre rührenden Klagen in den wohlklingendsten Versen ausströmt. Das Uebrige ist weniger bedeu-

tend. Ein vortreffliches kleines Drama aber, halb ernst, halb scherzhaft, ist die *comedia del viudo*. Ein Wittwer ergießt sich in die bittersten Klagen über den Verlust einer geliebten Gattin. Ein Geistlicher tröstet ihn durch Hinweisung auf die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Freuden des jenseitigen Lebens. Sein Gevatter aber erklärt dies Unglück für ein Glück, um das er ihn beneide, und schildert auf die ergößlichste Weise die Eigenschaften seines bösen Weibes, worüber ihm die beiden erwachsenen Töchter des Wittwers vergebliche Vorwürfe machen. Die beiden Mädchen bleiben allein und klagen über ihre Verlassenheit. Da tritt Kosbel, ein als Bauer verkleideter Prinz, zu ihnen und wird von dem zurückkehrenden Wittwer, nachdem er diesem eine erdichtete Lebensgeschichte erzählt hat, in Dienst genommen, den er sogleich antritt, indem er Holz trägt, für die Heerde sorgt u. s. w. Als er sich aber mit den Mädchen allein sieht, giebt er sich zu erkennen und gesteht, daß er in Beide zugleich verliebt sei. Das Erschrecken der Mädchen ist äußerst naiv und natürlich, wie sie aufschreien und sich vorwerfen, ihn Du genannt zu haben. Der Wittwer ist indessen ins Dorf gegangen, und als er zurückkehrt, ist er sehr vergnügt, denn er hat Männer für seine Töchter gefunden. Kosbel ist in Verzweiflung. Die Mädchen beschließen indessen, die aufgedrungenen Männer nicht zu nehmen, und Kosbel macht dafür Ernst mit seiner Werbung. Da er aber nur Eine heirathen kann, obgleich er beide liebt, so läßt er die Mädchen loosen. Zum Glück kommt gerade sein Bruder Gilberto, der ihn im Auftrage seiner Eltern sucht, und dieser heirathet die andre Schwester, damit keine leer ausgeht. Der dazukommende Wittwer ist mit Allem herzlich zufrieden. Ein Liedchen beschließt das artige kleine Schauspiel.

Durch die genannten beiden Dichter war das Spanische Drama von dem Verhältnisse der Dienstbarkeit, in welchem es zur Kirche stand, befreit worden. Es kommt nun zunächst darauf an, die Elemente aufzufinden, aus denen seine spätere Gestaltung hervorging, und die Erscheinungen nachzuweisen, die das Auftreten eines dramatischen Dichters, wie Lope de Vega, der dem Drama seines Vaterlandes eine typisch gewordene nationale Färbung verlieh, vorbereiteten und möglich machten. Die Versuche einiger Gelehrten, ihren Landsleuten die antike Komödie und Tragödie aufzudringen, mußten bei einem Volke ohne Erfolg sein, das, wie das Spanische, die Kraft und das Bedürfnis in sich fühlte, ein nationales Drama aus sich zu erzeugen: und daher blieben die Uebersetzung des plautinischen Amphitryo durch Francisco de Villalobos (1515) und später durch Fernan Perez de Oliva (1529), so wie die der Electra des Sophokles und der euripideischen Hecuba durch den Letzteren (1530), ohne sichtbare Wirkung. Ebenso lag es theils in dem Romanischen Charakter des Spanischen Volks, theils in der Natur des Katholicismus, daß das Spanische Drama nie, wie etwa das Englische, in die Tiefen der Menschenseele hinabzusteigen und hier die Keime der Thaten aufzusuchen vermocht hat. Dagegen zeigte es schon frühe ein scharfes Auge für die es zunächst umgebende Wirklichkeit und erfreute sich mit kindlichheiterem Sinne an dem bunten Scheine des äußern Lebens. Aber in der Darstellung desselben hat es von je her zwischen zwei verschiedenen Behandlungsarten geschwankt, zwischen der Annahme nämlich einer idealisirten, von conventionellen Gesetzen beherrschten Welt, in der alle Verhältnisse und Affekte: Loyalität und Ehre, Liebe und Eifersucht, selbst Scherz und Laune nach einer abstrakten,

außerhalb der handelnden Personen liegenden Norm gemodelt werden, und zwischen der baaren Naturnachahmung, und beiderlei Methoden wurden alsbald, nachdem dem Drama die Bahn einmal geöffnet war, durch die beiden demnächst zu charakterisirenden Dichter, Torres Naharro und Lope de Rueda, vertreten. Der Erste ist der Erfinder jenes seltsamen, durch die complicirteste Maschinerie in Bewegung gesetzten Kunstwerkes, der *comedia de capa y espada* (des Mantel- und Degenstückes), die den eigentlichen Kern der dramatischen Literatur der Spanier bildet; der Andre ist der Vater jener zahllosen *entremeses* und *saynetes* (Zwischenspiele) oder Scenen des gewöhnlichen Lebens, die noch jetzt mit ihrer Prosa zwischen die einzelnen *Jornadas* oder Akte der größeren poetischen Stücke eingeschoben werden, in denen der Fremde oft mit Erstaunen die Gestalten des täglichen Lebens von der Gasse auf die Bühne versetzt sieht. Aber darin sind beide Dichter wesentlich verschieden, daß Torres Naharro nur den Samen austreute, aus dem ein so stattliches und zierliches Gewächs, wie die Spanische Komödie, hervorging, Lope de Rueda dagegen das Naturwahre mit so glücklichem Takte zu behandeln wußte, daß er fast alle seine Nachfolger übertraf, die durch übergroße Natürlichkeit nur zu häufig in Platttheit verfallen, während er selbst nie zum geistlosen Abschreiber der Natur hinabsinkt, sondern sich überall als ein genialer Genremaler bewährt.

Bartolomé de Torres Naharro aus la Torre bei Badajoz lebte in Rom, nachdem er eine Zeit lang Gefangener in Algier gewesen war. Er war ein Geistlicher und gehörte zur Umgebung des mächtigen Fabricio Colonna, welcher ihm auch, als sich wegen einiger freien Aeußerungen in seinen Schriften in Rom eine Verfolgung gegen ihn erhob und er nach Neapel fliehen mußte,

dort wenigstens eine ungestörte Existenz sicherte. Das Jahr seines Todes ist unbekannt. Die erste Ausgabe seiner lyrischen und dramatischen Werke erschien unter dem Titel *Propaladia* im Jahre 1517 in Rom mit dem Privilegium Papst Leo's X., und ist dem Don Fernando Davalos, Marquis von Pescara, einem Schwiegersohne Colonna's, gewidmet. Sie enthält nur sieben Stücke (die *Calamita* erschien später) und wurde bald nach ihrem Erscheinen von der Censur verboten. Ferner gibt es drei in Sevilla erschienene Ausgaben aus den Jahren 1520, 1533 und 1545, und endlich eine von der Inquisition emendirte Madrider von 1573. Da Torres Naharro größtentheils in Italien lebte und seine Stücke dort zuerst aufgeführt wurden: so hat sich zwischen Italienern und Spaniern ein Streit darüber erhoben, ob er zu seinen Compositionen durch die Bekanntschaft mit der Italienischen Literatur veranlaßt wurde, oder ob umgekehrt die Italiener das Drama erst durch ihn kennen lernten. Das Letztere kann man bestimmt verneinen; vielmehr ist allerdings in seinen Dramen, namentlich in den komischen Partien und in der Form, der Boden, auf dem sie entstanden sind, nicht zu verkennen. Seine Komödien sind schon in fünf Akte abgetheilt und sämmtlich in Versen, zum Theil in den künstlichsten Mäßen der Italienischen Lyrik: in Canzonnenform, in zierlich verschlungenen Redondillas oder Quintillas und ähnlichen abgefaßt. Dagegen ist der Inhalt der meisten ächt spanisch, und seine Weise, über Liebe und Ehre zu reflectiren und diese Reflexionen zu bindenden Gesetzen für den Gang der Handlung in seinen Stücken zu erheben, wurde, weil diese Gesetze aus den Ansichten seines Zeitalters und seiner Nation abstrahirt waren, maßgebend für das spätere Spanische Drama. Wir haben von ihm acht

Komödien und einen unbedeutenden diálogo del nacimiento, ein Weihnachtsspiel. Einer jeden seiner Komödien geht ein intróito und ein argumento voran. Der intróito ist eine komisch gehaltene Aufforderung an die Zuhörer, der folgenden Darstellung ihre Aufmerksamkeit zu schenken, welcher allerlei, zum Theil ziemlich platte Scherze beigemischt sind. Das argumento erörtert die Fabel des Stücks. Die wahrscheinlich ältesten dieser Komödien sind äußerst kunstlos, fast ohne alle Handlung und dramatische Verwicklung, bloße Sittenschilderungen, wie denn der Dichter überhaupt Anfangs gleichfalls auf dem Standpunkt der reinen Naturnachahmung gestanden zu haben scheint, wodurch sich auch seine seltsame Gewohnheit erklärt, in einigen seiner Stücke die verschiedenen Personen in verschiedenen Dialecten, oder gar in verschiedenen Sprachen reden zu lassen. Zu diesen Sittengemälden gehört die Comedia Soldadesca, in welcher das Soldatenleben der damaligen Zeit: die Anwerbung der Rekruten, die Einquartierung, die Mißhandlung der Wirthe, die Dieberei und Liederlichkeit der Soldaten mit großer Anschaulichkeit geschildert werden, und ebenso die Comedia Tinelaria, die uns ein Bild von dem dissoluten Leben in dem Hause eines Römischen Cardinals gibt, und deren Inhalt fast nur darin besteht, daß die zuchtlosen Diener des Cardinals von dem, was sie ihrem Herrn gestohlen haben, das ganze Stück hindurch zechen und schmausen. Wahrscheinlich um anzudeuten, daß diese zahlreiche Dienerschaft (es treten im Ganzen zwei und zwanzig Personen auf) aus zusammengelaufenem Gesindel bestehe, läßt der Dichter den Einen Französisch, den Andern Italienisch, den Dritten Portugiesisch, einen Vierten Valencianisch, einen Fünften gar Lateinisch reden; die Uebrigen sprechen gewöhnliches Spanisch. Eine

weitere Stufe in der Entwicklung des Dichters zeigt uns die Comedia Trofea, ein Festspiel zu Ehren König Manuel's von Portugal, welches den Ruhm dieses Königs mit einem an das Lächerliche streifenden pomphaften Pathos verherrlicht. Diese indessen ohne Zweifel ernsthaft gemeinten Particen des Stückes werden schon nach Art des späteren Dramas von komischen, ja possenhaften, aber nicht übel behandelten Zwischenscenen unterbrochen. Die Fama tritt auf, verkündet König Manuel's Ruhm und versichert, daß er den Namen des Ptolemäus verdunkeln werde, da er mehr Länder gewonnen, als der Geograph beschrieben habe. Ptolemäus erscheint mit Pluto's Erlaubniß und beklagt sich über solche Behauptung der Fama. Diese zählt ihm alle Provinzen und Städte auf, die Manuel in Afrika und Asien erobert habe, und ladet ihn ein, es mit anzusehen, wie sich die besiegten Könige vor ihrem Ueberwinder demüthigen würden. Diesem prachtvollen Anfange folgt unmittelbar ein komisches Intermezzo: zwei Diener fegen den Saal aus, wo der Thron des Königs steht; der Eine setzt sich auf denselben und macht den Pfarrer seines Dorfs nach, dann unterhalten sie sich damit, sich Schimpfreden zuzuwerten und singen zuletzt ein Liedchen. Jetzt erscheinen zwanzig orientalische Könige, dem Don Manuel ihre Huldigung darzubringen, der sie, auf dem Throne sitzend, empfängt. Weder sie noch er reden indessen ein einziges Wort, dagegen hält ein Dolmetscher eine lange Rede, in der er die anwesenden Könige von Gelof, Gaul, Marsinga, Mandinga u. s. w. vorstellt und ihren Wunsch ausdrückt, die Taufe zu empfangen und Vasallen des Königs von Portugal zu werden. Darauf erhebt sich der König und geht schweigend ab. Er kommt aber wieder und empfängt nun die Huldigung seiner

getreuen Unterthanen, die ihm ländliche Geschenke: einen Fuchs, einen Hahn, ein Lamm und einen Adler verehren, deren Bedeutung sie näher erörtern. Der König geht wieder ab, ohne ein Wort zu sprechen. Darauf übergiebt Apollo der Fama ein Gedicht, das er zum Lobe des Königs verfertigt hat, und trägt ihr auf, es auf dem Erdbreise zu verbreiten. Die Fama wirft einige Exemplare unter die Zuschauer. Mingo Oveja, einer der Spaßmacher des Stücks, verlangt auch eins und zankt mit ihr, als sie es ihm verweigert. Dann er bietet er sich, den Ruhm des Königs in der Welt zu verbreiten, wenn ihm die Fama ihre Flügel leihen wolle. Sie gibt sie ihm, er macht einige vergebliche Versuche, zu fliegen, fällt am Ende auf die Nase und schildert die Fama dafür eine Hexe und liederliche Dirne. Um ihn zu veröhnen, gibt sie ihm schließlich ein villancico, welches Alle gemeinschaftlich abfingen. Den Uebergang zu den künstlichen Dramen, deren Inhalt ausschließlich die Liebesintrigue nebst dazu gehörigen komischen Intermezzos bildet, macht die Comedia Jacinta, die zwar noch viel dramatisches Ungeschick zeigt, aber schon einen vorherrschend reflectirenden Charakter trägt. Die Scene ist eine Landstraße bei Rom. Im ersten Akte tritt Jacinto auf, der aus der Welt flieht, weil er im Herrendienst nicht glücklich gewesen ist, und wird von Pagano, dem Diener der in der Nähe wohnenden Dame Divina, angehalten und zu ihr beschieden. Ebenso im zweiten Akt Precioso, der von seinen Freunden verrathen ist, und im dritten Genicio, der in der Welt keine Ruhe finden kann. Darauf geht Pagano ab, seine Herrin herbeizurufen. Im vierten Akte sind die drei galanes allein, sie berathen, was zu thun sei, und beschließen endlich, die Dame zu erwarten. Bei dieser Gelegenheit wird ein

artiges Lob der Frauen eingeflochten. Im fünften Akte erscheint Divina; sie ist neugierig und will sich Neuigkeiten von den Reisenden berichten lassen. Precioso beginnt eine satyrische Beschreibung Rom's, die von Pagano's Späßen unterbrochen wird. Endlich bietet Divina, ohne daß dies im geringsten motivirt wird, den drei Cavalieren an, bei ihr zu bleiben und reicht dem Jacinto ihre Hand. Ein villancico, des Inhalts: es gibt nur Ein Rom, Einen Gott und Eine Dame, beschließt das Stück. — Die unnatürlich geschraubten und verzwickten Verhältnisse in der Comedia Serafina bei viel größerer Reife der Composition scheinen zu beweisen, daß diese Komödie später, als die bisher genannten, geschrieben wurde und einer Zeit angehört, in welcher Torres Naharro den Standpunkt der reinen Naturnachahmung schon verlassen und sich eine eigene künstliche Welt aufzuerbauen angefangen hatte. Floristan hat lange mit Serafina in den vertrautesten Verhältnissen gelebt und ihr ein Eheversprechen gegeben, aber ihrer überdrüssig und dem Willen seiner Eltern nachgebend, verläßt er sie und heirathet die tugendhafte Orfea. Serafina erfährt es und wirft ihm seinen Verrath und seine Treulosigkeit vor; er erkennt sein Unrecht und beschließt, Orfea zu tödten, um wieder frei zu werden und Serafina seine Hand reichen zu können. Er fragt indessen noch vorher einen als Eremit lebenden Geistlichen Teodoro um Rath, der ihm aber antwortet, er solle thun, was ihm beliebt, er wasche seine Hände in Unschuld. Orfea, der Floristan ihr Schicksal selbst ankündigt, bereitet sich mit der christlichsten Ergebung auf den Tod vor. Der Geistliche, der dies Alles in der Ordnung findet, kümmert sich nur darum, daß sie gehörig beichte, und nimmt sie zu dem Ende mit in seine Wohnung. Jetzt indessen bespricht

er sich noch einmal mit Floristan und rath ihm endlich, Orfea mit seinem Bruder Policiano zu vermählen, der gerade nach einer langen Abwesenheit zurückerwartet wird, was Floristan um so thunlicher findet, da er, wie er versichert, die Ehe mit Orfea niemals vollzogen hat. Policiano kommt an, und da sich glücklicher Weise ergibt, daß er Orfea lange geliebt hat, so steht der Doppelheirath kein Hinderniß weiter im Wege. Auch in dieser Komödie finden wir noch die barbarische Sprachmengenerei, die Torres Naharro, wie wir gesehen haben, liebt. Serafina und ihre Dienerin Dorofia sprechen Valencianisch, der Geistliche und der ihn begleitende Laienbruder Lateinisch (zum Theil in Maccaronischen Versen), Orfea und ihre Dienerin Bruneta Italienisch, Floristan Spanisch. — Die wesentlichsten Züge der Comedia de capa y espada: die Liebesintrigue, die abgöttische Heilighaltung der conventionellen Ehre, die komischen Bedienten, der übereilte Schluß, finden sich schon in der Comedia Himenea, die als Original und Vorbild zahlloser Theaterstücke eine gewisse Bedeutung für die Literaturgeschichte in Anspruch nehmen darf. Ihr Inhalt ist folgender: Erster Akt. Himeneo erscheint Nachts mit seinen Dienern Boreas und Eliso vor dem Hause seiner Geliebten Febea. Die Diener bereden ihn, etwas zu ruhen, und versprechen, es nöthigen Falls mit dem eifersüchtigen Marquis, Febeas Bruder, aufzunehmen, wenn er kommen sollte, sie zu vertreiben. Himeneo entfernt sich, die Diener nehmen sich vor, wenn sich Jemand zeige, davon zu laufen. Bis dahin erzählt Boreas von seinen Liebesabenteuern. Sie entfliehen, als der Marquis mit seinem Diener Turpedio auftritt. Der Marquis spricht von seinen Besorgnissen für seine Schwester, er will sie sehen. Der Diener beredet ihn, bis zum Morgen

zu warten. Zweiter Akt. Himeneo mit seinen Dienern und Musikern tritt wieder auf, um seiner Geliebten ein Ständchen zu bringen. Febea erscheint am Fenster, er erklärt ihr seine Liebe, sie gesteht ihm einen Besuch auf die folgende Nacht zu. Himeneo will in seinem Entzücken die Diener beschenken, sie lehnen es aber ab. Der Marquis und Turpedio sehen noch, wie sie sich entfernen, und nehmen sich vor, ihnen künftige Nacht zwar allein, aber wohl bewaffnet aufzulauern. Dritter Akt. Boreas überzeugt seinen Kameraden Eliso, daß sie Unrecht gethan hätten, das Geschenk ihres Herrn nicht anzunehmen. Dann wendet sich Boreas an seine Geliebte Doresta, Febea's Dienerin, um seine Gewandtheit in Liebesgesprächen zu zeigen, und nach vielen spröden Worten gesteht sie ihm zu, sie künftige Nacht, wenn sein Herr komme, besuchen zu dürfen. Nachdem Boreas und Eliso sich entfernt haben, erscheint Turpedio und versucht sein Glück bei Doresta, wird aber schmäählich abgewiesen. Vierter Akt. Himeneo mit seinen Dienern tritt auf und geht in Febea's Haus. Boreas und Eliso, die vor der Thüre ihn erwarten sollen, zeigen große Furcht, und Boreas übergiebt seinem Gefährten seine Waffen, um leichter fliehen zu können, den Mantel aber wirft er auf die Erde. Sie fliehen wirklich, als der Marquis und Turpedio auftreten. Diese erkennen den Mantel von Himeneo's Diener, schließen daraus auf die Anwesenheit des Herrn und beeilen sich, bei Febea einzudringen. Fünfter Akt. Febea und Doresta stürzen aus dem Hause, der Marquis und Turpedio ihnen nach. Der Marquis will, um seine Ehre zu retten, seine Schwester ermorden. Diese gesteht ihre Liebe zu Himeneo ein und bedauert auf die naivste Weise, seinen Wünschen nicht früher nachgegeben zu haben: denn sterben müsse

sie nun doch. Der Marquis bereitet sie durch eine salbungsvolle
 Trostrede auf den Tod vor. Da erscheint zu rechter Zeit Himeneo
 mit seinen Dienern und erklärt, Febea heirathen zu wollen.
 Es erfolgt nun eine allgemeine Versöhnung, Doresta soll sich
 einen der drei Diener erwählen. Ein Liedchen beschließt das
 Stück. — Zu derselben Gattung, wie diese Comedia Himenea,
 gehört auch die Comedia Calamita, nur ist sie deshalb von gerin-
 gerem Werthe, weil die komischen Zwischenscenen in ihr ein die
 Haupthandlung zerstückendes und störendes Uebergewicht haben.
 Diese Haupthandlung ist einfach genug und besteht wesentlich
 darin, daß Floribundo sich um die Liebe der schönen Calamita,
 der Schwester des Bauern Torcazo, bewirbt und sich zuletzt mit
 ihr verlobt. Sein Vater Enticio ist aber mit dieser Mißheirath
 wenig zufrieden und will, aufgebracht über den Schritt seines
 Sohnes, diesen ermorden, als noch zu rechter Zeit Trapaneo,
 der angebliche Vater Calamita's, dazwischen tritt und erklärt,
 Calamita sei nicht seine Tochter, sondern stamme aus einer edeln
 Sicilianischen Familie. Enticio ist nun versöhnt und die Hei-
 rath geht vor sich. Der komische Theil des Stückes dreht sich
 um die Neckereien, die gegen den tölpelhaften Torcazo ausgeübt
 werden, der bald von seinem Weibe Libina, die es zugleich mit
 Floribundo's Diener Jasquino und einem als Frauenzimmer
 verkleideten Studenten hält, zum Hahnrei gemacht, bald wieder
 von dem schlauen Jasquino vermocht wird, sein Weib zu prü-
 geln. Diese Späße sind ziemlich roh, und überhaupt ist diese
 Komödie sehr ungeschickt angelegt; namentlich hat sich der Dich-
 ter mit der Stellung, die er der Calamita selbst gegeben, nicht
 recht zu behelfen gewußt, die wir für eine Bäuerin und die
 Schwester des ganz bäurischen Torcazo halten sollen, und die

dann doch wieder sehr vornehm auftritt und ihre Schwägerin Libina wie eine Dienerin behandelt. — Eine ganz eigenthümliche Erscheinung ist die Comedia Aquilana, in welcher der Dichter sichtbar die eben von ihm erfundene Liebeskomödie ironisirt und eine Travestie geliefert hat, die mit ihrem puppenspielartigen, durch seine Uebertreibung sich selbst aufhebenden Pathos eine ausgezeichnete komische Wirkung macht. Die Spanischen Kritiker, die keinen Spasß verstanden haben, sagen dieser Komödie mit Unrecht nach, sie sei trivial und verstoße gegen das Decorum. Ihrer Tendenz wegen würde ich sie unbedenklich für die späteste Arbeit des Dichters halten, wenn sie sich nicht schon in der ersten Ausgabe seiner Werke (Rom 1517) fände, wo die Calamita noch fehlt. *) Daß diese Tendenz aber wirklich vorhanden ist, läßt sich aus dem Inhalte leicht erweisen. Der Prinz Aquilano lebt incognito am Hofe des Königs Vermudo, weil er die Liebe der Infantin Felicina, der Tochter des Königs, seiner persönlichen Liebenswürdigkeit zu verdanken haben will. Das Stück beginnt damit, daß er seinem Diener Faceto einen Brief Felicina's mittheilt, durch welchen sie ihn zu einem Rendezvous einladet, den Faceto, da er ihn beim Mondlichte nicht recht lesen kann, auf die lächerlichste Weise carikirt. Darauf folgt die Unterredung mit Felicina, die aber ihren Verehrer sehr

*) Nach einer Notiz im Teatro español anterior a Lope de Vega, Hamburgo 1832 p. 100 soll die erste Ausgabe von 1517 in Neapel erschienen sein und nur sechs Komödien enthalten; Calamita aber und Aquilana sollen späteren Ursprungs sein. Dessen ungeachtet bin ich der obigen Angabe Moratin's im Catálogo de piezas dramáticas gefolgt, da er im discurso histórico erzählt, er habe die sehr seltene Ausgabe Rom 1517 fol. mit gothischen Lettern selbst besessen und dieses kostbare Besizthum nur später leider eingebüßt.

hochfahrend behandelt und ihn besonders verpflichtet, ihre Ehre zu respectiren und sich in Acht zu nehmen, daß die Gärtner seine Besuche nicht entdecken. Aquilano's Liebesseufzer und Liebesklagen in diesen ersten Scenen sind sichtbar burlesk. Er sagt, wenn seine Worte ertönten, schweige die ganze Natur, alle Menschen schliefen, die Vögel hörten auf zu fliegen, die Hunde zu bellen; — dem Liebesglück müsse freilich das Liebesleid vorangehen, denn wer Forellen fangen wolle, müsse sich allerdings die Hosen naß machen; — und als Felicina sagt, sie werde nicht so thöricht sein, ihm den Finger in den Mund zu stecken, schwört er, er werde sich eher die Zunge, als ihr den Finger abbeißen. Im zweiten Akt treten zuerst zwei Gärtner, die komischen Personen des Stückes, auf, die mit Erstaunen die frischen Fußtapfen im Garten entdecken. Dann macht Faceto der Dienerin Felicina's, Dileta, eine Liebeserklärung, die ihn aber zurückweist und seinen Herrn zu einer neuen Zusammenkunft mit ihrer Gebieterin bestellt. Diese erfolgt im dritten Akt, und da Aquilano wieder spröde behandelt wird, geräth er in Verzweiflung, wirft sich auf die Erde und ergießt sich in die carikirtesten Liebesklagen. Die beiden Gärtner glauben eine arme Seele im Fegesfeuer winseln zu hören und beschwören sie feierlichst. Endlich erkennen sie den Herrn Aquilano, dessen pathetische Reden sie aber nicht verstehen, weshalb sie den König Bernudo herbeizurufen beschließen. Dieser erscheint im vierten Akt, sehr besorgt um seinen geliebten Diener Aquilano, der aber alle Hülfe verschmäht. Es werden drei Aerzte geholt; Esculapio, einer von ihnen, ordnet an, daß alle jungen Damen des Hofes, Felicina an der Spitze, zur Erheiterung des Kranken erscheinen sollen. Als dies geschieht, erklärt er, Aquilano sei in sein (des Esculapio) eignes

Weib verlehrt, welches sich mit im Zuge befindet. Der König will ihm seine Ehre abkaufen. Esculapio weigert sich und fragt, was der König unter ähnlichen Umständen thun würde. Vermudo sagt, er würde auch Felicina für diesen Preis hingeben. Da entdeckt ihm Esculapio, sie werde von Aquilano geliebt. Nun wird der König wüthend und verurtheilt Aquilano zum Tode, der auch zu sterben bereit ist. Faceto aber zieht den König bei Seite und entdeckt ihm gegen eine Belohnung das Geheimniß, daß sein Herr der vom Könige früher selbst zum Schwiegersohn erlesene Prinz von Ungarn sei, worüber Vermudo sehr erfreut ist. Im fünften Akt will sich die verzweiflungsvolle Felicina aufhängen, aber ach! — sie kann keinen Knoten machen. Dileta kommt und berichtet ihr das Geschehene, und Alles nimmt ein glückliches Ende.

Nicht im Gegensatze zu den künstlichen Intriguenstücken Naharro's, sondern ganz unabhängig davon, entwickelte sich etwas später auf Spanischem Boden und aus dem Schooße des Volks heraus das naturwahre Spiegelbild der Wirklichkeit, das burleske Zwischenspiel. Diese andre Seite des Spanischen Theaters wurzelt in dem zweiten der oben genannten Dichter, in Lope de Rueda, dem Liebling seiner Zeitgenossen, dem humoristischen Charakteristiker und genialen Naturmaler, der nicht nur in seinen Lebensumständen, sondern auch in der Wahl seiner Stoffe und in der Behandlung des Komischen, oft bis ins Einzelne hinein, eine überraschende Aehnlichkeit mit Shakespeare zeigt. Wie dieser, war er dem Bürgerstande entsprossen, denn er war aus Sevilla gebürtig und ursprünglich seines Gewerbes ein Goldschläger; wie er, gab er seiner Neigung zum Theater nach und wurde Schauspieler und Schauspieldichter. In Sevilla, Cordoba,

Granada, Valencia, Toledo, Madrid, Segovia und Valladolid spielte er seine eignen Stücke mit unermesslichem Beifall. Die Zeit seiner Blüthe fällt in die Jahre 1544 bis 1560, in welchem letzteren Jahre er wahrscheinlich starb. Noch 1558 gab er Vorstellungen in Madrid und Segovia, und in dieser Zeit mochte ihn Cervantes in der Hauptstadt gesehen haben, der von seinem Talent und dem Beifall, den er fand, mit der größten Bewunderung spricht. Er starb zu Cordoba, wo er mit Erlaubniß des Domkapitels in dem Hauptschiff der Kathedrale zwischen den beiden Chören begraben wurde, eine Ehre, die in jener Zeit einem Histrionen wohl selten zu Theil werden mochte. Seine Werke gab sein Freund und Nachahmer, Juan de Timoneda, nach seinem Tode heraus (Valencia 1567 und 1570); eine andere Ausgabe erschien Sevilla 1576 und die Pasos allein unter dem Titel: „el Deleitoso“ Logroño 1588. Seine Coloquios en verso, die in jener Zeit für das Beste, was er geschrieben, angesehen wurden, sind verloren gegangen. Die uns erhaltenen Werke bestehen in vier Komödien, zehn Pasos (ein Name, der dasselbe bezeichnet, was später entremeses und saynetes oder Zwischenspiele genannt wurde), zwei größeren Coloquios in Prosa und einem kleineren in Versen geschriebenen Coloquio, genannt Prendas de amor (Liebespfänder). Diese sämtlichen größeren oder kleineren dramatischen Arbeiten sind ohne eine Abtheilung in Akte und mit Ausnahme des erwähnten Coloquio in Prosa abgefaßt. Den eigentlichen Kern von Lope de Rueda's Poesie bilden die Pasos, kleine Lebensbilder, scharf umrissene Charakteristiken, voll der heitersten Laune und einer kindlich-naiven Freude an einem guten Spas, die mit ihrer einfachen Handlung und den drei oder vier in ihnen agirenden Personen

vorzugsweise dazu geeignet waren, vor einem Publikum dargestellt zu werden, das sich auf irgend einem öffentlichen Platz, in einem Hofe oder einem Speicher zusammengefunden hatte, und welches stehend, auf einander gedrängt und unter immerwährenden Zerstreuungen, keine Geduld für längere Aufführungen gehabt hätte. Die Komödien sind gleichsam aus mehreren Pasos zusammengewachsen, wie denn einzelne Scenen aus denselben gewiß häufig gesondert aufgeführt wurden. Die Handlung in ihnen ist schon verwickelter, und die allgemeine Neigung des Spanischen Volks für Intriguenstücke ist auch bei ihnen nicht zu verkennen. Drei dieser größeren Dramen sind auf die Wiedererkennung geraubter oder verlornen Kinder basirt, wobei die frühe Bekanntschaft der Spanier mit der Plautinischen Komödie in Anschlag zu bringen ist. Die beiden prosaischen Coloquios, das Coloquio de Camila und Coloquio de Timbria, sind noch complicirter und die schwächsten Arbeiten des Dichters. Es möchte schwer, ja unmöglich sein, dem, der Lope de Rueda's Komödien und Pasos nicht selbst gelesen hat, eine genügende Vorstellung von dem leicht hinfließenden, lebenvollen und witzigen Dialog, von der unvergleichlichen *vis comica* der Situationen, von der, besonders in den Pasos, oft mit den geringsten Mitteln bewirkten meisterhaften Charakteristik zu geben. Eine trockne Inhaltsangabe ist eine in den meisten Fällen sehr undankbare Arbeit, die den Leser nur ermüdet, und dennoch wird es nöthig sein, theils weil Lope de Rueda in Deutschland noch eine terra incognita ist *),

*) Die Schuld, daß die Deutschen von diesem bedeutenden Dichter, der ihnen durch seinen Humor viel näher steht, als etwa Calderon, so wenig Notiz genommen haben, liegt vielleicht mit in der Seltenheit

theils weil einige seiner Stücke durch ihren ähnlichen Stoff eine interessante Parallele mit Shakespearischen darbieten, den Inhalt der Komödien und bedeutendsten Pasos im Auszuge mitzutheilen. Die viel und mit Recht gescholtene Uebersetzungswuth der Deutschen gibt sich als solche auch dadurch zu erkennen, daß sie sich nur zu oft auf das Werthlofeste wirft, während hier noch kostbare Schätze unangerührt liegen, zu deren Hebung freilich nicht allein Sprachkunde, sondern ein humoristisches Talent erforderlich sein möchte, das sich in den Spanier, ähnlich wie Schlegel in den Shakespear, einzuleben verstände.

Ich beginne mit den Komödien, und zwar mit der Comedia Eufemia. Leonardo, ein junger Edelmann, ertheilt seinem Diener Melchor, dem gracioso des Stückes, Aufträge für seine bevorstehende Abreise. Eufemia, Leonardo's Schwester, sucht diesen vergeblich von seinem Vorsatz, sein Glück in der Welt zu suchen, abzubringen. Während er in die Messe geht, will Eufemia daher durch Melchor die Vorbereitungen für die Reise besorgen lassen. Nachdem dieser einen langen Streit mit seiner Todfeindin, der alten Dienerin Jimena, geführt hat, in welchem sie sich durch phantastische Schimpfreden überbieten, kommt Cristina, eine andre Dienerin, dazu und klagt Melchor bei der Herrin an, daß er das Reitpferd seit drei Tagen nicht abgesetzt habe. Dieser entschuldigt sich à la Culenspiegel damit, daß er es nicht für geziemend gehalten habe, das Werk seines Herrn zu zerstören, und Eufemia befiehlt ihm, seinen Fehler wieder

der alten Ausgaben seiner Werke. Jetzt gibt es neuere Abdrücke der meisten seiner Stücke in dem *Tesoro del teatro español*. Tom. I. Paris, Baudry 1838 und in dem oben erwähnten *Teatro español anterior á Lope de Vega*. Hamburgo 1832.

gut zu machen, da ihr Bruder auf diesem Pferde seine Reise zu machen gedenke. Die Scene verwandelt sich in eine Straße zu Valencia. Der Lakai Vallejo tritt mit seinem Secundanten Polo auf, um sich mit einem andern Bedienten, Grimaldo, zu duelliren, der den Saum seines Mantels berührt hat. Vallejo ergeht sich in den vortrefflichsten Rodomontaden; Grimaldo aber bringt einfach darauf, den Kampf zu beginnen. Vallejo macht nun allerlei Ausflüchte, endlich fragt er seinen Gegner, wie sein Vater geheißen habe, gibt vor, in diesem einen alten Wohlthäter zu entdecken, gegen dessen Sohn er unmöglich fechten könne, und versöhnt sich mit seinem Feinde. Wir werden nun in eine andre Gegend der Stadt geführt. Leonardo und Melchor treten auf; Letzterer beschwert sich bitter, daß er seinen Herrn in der fremden Stadt aus den Augen verloren habe, und klagt über Hunger. Leonardo erzählt ihm, daß er sich dem Valiano, dem Herrn des Ortes, zu Diensten erboten, und schickt ihn in den Gasthof zurück. Als bald tritt Polo, der zu Valiano's Dienern gehört, an Leonardo heran und fordert ihn im Namen seines Herrn auf, sich zu ihm zu begeben und seinen Secretairdienst anzutreten. Leonardo entfernt sich; Polo aber wird noch von seinem Kameraden Paulo, der gleichfalls nach jenem ausgeschiedt ist, über den neu in Dienst tretenden Fremdling ausgefragt. In der folgenden Scene erscheint Valiano bei Nacht auf der Straße im Gespräch mit Leonardo, dem er, wie er sagt, etwas zu vertrauen habe. Der renommtische Bediente Vallejo, der sie begleitet, unterhält sie durch seine spaßhaften Rodomontaden. Endlich gelangt Valiano dazu, Leonardo nach seiner Schwester zu fragen, von der er ihm schon früher erzählt habe, und da dieser den früheren Bericht von ihrer Schönheit und Tugend

nur wiederholen kann, so deutet Valiano ihm an, daß er in eine nähere Verbindung mit ihm zu treten gedenke. Wir werden wieder in Eufemia's Haus versetzt, die ihrer Dienerin Cristina ihre Betrübniß darüber ausspricht, daß sie von ihrem Bruder so lange keine Nachricht erhalten. Die Zigeunerin Ana drängt sich bei ihnen ein und will ihnen mit der ihrem Stamme eigenthümlichen Lebendigkeit wahr sagen. Vergeblich wird sie abgewiesen, endlich aber zugelassen, nachdem sie sich durch die Aufdeckung einiger kleinen Geheimnisse Cristina's beglaubigt hat. Sie prophezeit nun Eufemien, daß eine ihr theure Person in Gefahr gerathen, aber mit Gottes Beistand gerettet werden würde; Cristinen verkündet sie neun Männer, die alle zugleich am Leben sein würden. Eufemia wird durch die Prophezeiung noch trüber gestimmt. Die Scene ist nun wieder Valiano's Palast. Paulo erzählt seinem Herrn, er sei bei Eufemia gewesen, und sie habe ihm auch die letzte Günst nicht versagt. Er gibt alle näheren Umstände an und bringt zur Beglaubigung des Geschehenen ein Haar von einem Muttermal, das Eufemia auf der Schulter habe, mit. Valiano's Zorn gegen den verrätherischen Leonardo ist nun leicht zu erregen. In der folgenden Scene sind wir wieder bei Eufemia, die von trüben Ahnungen gequält wird, und die Cristina vergeblich zu trösten versucht. Da erscheint plötzlich Melchor, und Eufemia fragt begierig nach Nachrichten von ihrem Bruder. Mit der komischen Ungeschicklichkeit eines dummen Teufels theilt er Stück für Stück seine Neuigkeiten mit, daß nämlich sein Herr im Gefängniß sitze und den Tod erwarte. Endlich zieht er auch einen Brief hervor, der Eufemien in den bittersten Worten ihr angebliches Vergehen vorwirft und sie über die Ursache des Unglücks aufklärt. Cristina gesteht

nun, einem Fremden auf sein bringendes Ansuchen ein Haar ihrer Herrin gegeben zu haben, und bittet um Vergebung. Eufemia beschließt, mit ihrer Dienerin zu ihrem Bruder zu reisen und ihn wo möglich zu retten. Der Dichter versetzt uns aufs neue nach Valencia. Paulo tritt auf und triumphirt über den Erfolg seiner List, wodurch er sich den lästigen Nebenbuhler vom Halse geschafft habe. Das Stillschweigen Vallejo's, der ihn auf seiner Reise begleitet hat, glaubt er erkaufte zu haben. Es folgt nun eine komische Zwischenscene, ein Gespräch Polo's, des andern Dieners Baliano's, mit seiner Geliebten Gulalia, einer Negerin, die gebrochenes Spanisch spricht; denn eine solche Gestalt vorzuführen, versäumt der Dichter fast in keinem seiner Stücke. Er sucht sie zu bereden, mit ihm davon zu gehen und erzählt ihr von den Vorbereitungen zu Leonardo's Hinrichtung. Jetzt treten Eufemia und Cristina auf; die Erstere betet inbrünstig zu Gott, daß er die Wahrheit an das Licht bringen möge. Baliano kommt, von seinen Dienern begleitet, um das Gericht zu vollziehen. Eufemia tritt an ihn heran und bittet um Gerechtigkeit, die er ihr auch zusagt. Sie beschuldigt den ihn begleitenden Paulo, nicht nur bei ihr geschlafen, sondern auch sie eines kostbaren Juwels beraubt zu haben. Dieser läugnet eine solche Schuld ab und schwört endlich auf das feierlichste, das Weib nie gesehen zu haben. Jetzt gibt Eufemia sich zu erkennen, und Cristina erzählt, wie Paulo seinen Verrath vollführt habe. Auch Vallejo gesteht, daß Alles sich so verhalte, und daß Paulo sein Stillschweigen erkaufte habe. Natürlich leidet der Verräther nun die Strafe, die Leonardo bestimmt war, dieser wird in Freiheit gesetzt, und Baliano belohnt Eufemia's Tugend und Treue durch das Anerbieten seiner Hand. — Wer

möchte in dieser Comedia Eufemia nicht den Shakespearischen Cymbeline wieder erkennen? Die Imogen ist gewiß eine der herrlichsten Frauengestalten des Brittischen Dichters, und dennoch hat auch die kindliche Einfalt Eufemia's etwas wahrhaft Rührendes. Um wie viel mehr möchte im Allgemeinen die ruhige, überaus kunst- und schmucklose Entwicklung der Handlung in der Spanischen Komödie eine Vergleichung mit der Ueberladenheit des Shakespearischen Stückes aushalten! Die eingelegten komischen Personen, besonders der Prahler Vallejo, sind ächt Shakespearische Figuren. Den Stoff entnahmen übrigens wohl beide Dichter aus gemeinschaftlicher Quelle, aus Boccaccio's Novellen (Giorn. 2, 9), wo die Geschichte wieder anders behandelt ist.

Die zweite Komödie führt den Titel: Comedia Armelina. Es ist Morgen. Pascual Crespo der Schmied tritt aus dem Hause und weckt sein Weib Ines, die Dienerin Mencieta und die Gesellen zur Arbeit. Auch seine Tochter Armelina kommt, klagt aber über Kopfschmerz, den die alte Ines sogleich durch einen Zauberspruch zu heilen versucht. Als Armelina und Mencieta allein sind, entdeckt diese ihrer Herrin, daß ihre Eltern ihr einen Mann ausgesucht hätten, einen Schuster, der vor kurzem Wittwer geworden, womit Armelina sich wenig zufrieden zeigt. Sie wird indessen durch Guadalupe, den Diener ihres Vaters und den Narren des Stückes, erheitert, welchen Mencieta auf etwas drastische Weise von der Schlassucht heilt, über welche er klagt. Als Alle ins Haus getreten sind, erscheint Diego de Córdoba, der verliebte Schuster, mit einem Ghefister Rodrigo, der den dummen Freier unterrichtet, wie er sich zu benehmen habe. Guadalupe und Mencieta treten heraus; Diego erkundigt

sich nach dem Befinden seiner Geliebten und wird darüber von Guadalupe geneckt, bis er böse wird. Als Diego und Rodrigo wieder ungestört sind, setzt Rodrigo seine Lectionen fort, und läßt, da er Armelina am Fenster zu sehen glaubt, seinen Freund zuerst zu ihm, wie zu seinem Diener, dann zu der Geliebten selbst sprechen. Aber der ungeschickte Schuster verräth sein Handwerk in jedem Wort, und Beide sind daher froh, als sie entdecken, daß sie ein zum Trocknen aufgehängtes Tuch für Armelina gehalten haben, und eilen davon. In der folgenden Scene sehen wir Justo, einen jungen Edelmann, mit seinem Pagen Beltranco vor dem Hause des Schmieds auf- und nieder spazieren, in dessen schöne Tochter er verliebt ist. Er erzählt seinem Diener, daß sein Pflegevater sich in dieser Stadt so lange aufhalte, weil ein Grieche ihm geweissagt habe, hier werde er seine ihm in früher Jugend geraubte Tochter Florentina finden. Beide ziehen sich zurück, als Biana, der Pflegevater, auftritt. Er klagt über sein Unglück und beschließt, einen in der Magie bewanderten Mohren über das Schicksal seiner Tochter zu befragen. Dieser, der, wie gewöhnlich, kauderwelsches Spanisch spricht, gibt seinem Wunsch nach und citirt die Medea aus der Unterwelt, welche verkündet, die Gesuchte sei hier am Ort und wegen großer Bedrängniß nahe daran, sich das Leben zu nehmen. Der Alte geht betrübt ab. Darauf tritt Armelina auf und erklärt, sie wolle in die Wildniß fliehen, um der verhassten Ehe zu entgehen, und sich lieber in's Wasser stürzen, als ihr Jawort geben. Auf diese Aeußerung kommt Neptun herbei, spricht mit komischem Pathos von seiner Macht und nimmt sie mit sich. In der folgenden Scene sehen wir Pascual den Schmied und Diego den Schuster schon unterrichtet von Armelina's Verschwinden.

Pascual schilt auf Mencieta's Nachlässigkeit und sagt bei dieser Gelegenheit, Armelina sei gar nicht einmal seine Tochter, aber er habe ihr dennoch sein Vermögen und eine vernünftige Ehe zugebracht gehabt. Während dessen flüstert Guadalupe Mencieta zu, draußen sei ein junger Mensch und wolle sie sprechen. Der alte Schmied hört es, Mencieta wird examinirt und muß, da Guadalupe sie verräth, eingestehen, daß sie ein Liebesverhältniß mit dem Diener eines vornehmen fremden Herrn unterhalte, der sich oft nach ihrer Herrin erkundigt habe. Pascual und Diego beschließen sogleich, diesen verdächtigen Menschen aufzusuchen. Wir werden darauf zu Armelina versetzt, der es bei Neptun gar nicht gefallen will, und die ihn daher bittet, sie nur sterben zu lassen. Er aber entdeckt ihr, daß sie Florentina heiße und die Tochter Viana's sei, und verspricht ihr noch viel Glück. In der letzten Scene sehen wir Pascual beschäftigt, mit Hülfe Guadalupe's und eines Gerichtsdieners den jungen Justo verhaften zu lassen, obgleich Mencieta standhaft läugnet, ihn zu kennen. Vergeblich legt der dazu kommende Viana eine Fürbitte für seinen Pflegesohn ein. Da erscheint Neptun mit Armelina und verkündet, der junge Justo sei eigentlich ein Sohn Pascuals von einer Jugendgeliebten, Armelina aber die verlorene Florentina. Justo heirathet nun Florentina, Mencieta bekommt den Bagen Beltránico, und Guadalupe beschließt das Stück mit dem Rathe, bei dem Hochzeitsfeste nicht Neptun, sondern Bacchus prästdiren zu lassen.

Da die Fabel der beiden andern Lope'schen Komödien wesentlich dieselbe ist, so wird es genügen, den Inhalt der einen anzugeben. Ich übergehe daher die Comedia Medora, die in ihrem ernsthaften Theil nichts Neues darbietet. Medoro ist in

frühester Jugend seinen Eltern von einer Zigeunerin geraubt worden, erscheint nun erwachsen in seiner Vaterstadt und veranlaßt, da er auf den Wunsch seiner alten Pflegemutter Frauenkleider trägt, mannigfache Verwechslungen mit seiner unterdessen gleichfalls herangewachsenen, ihm völlig ähnlichen Schwester Angelica. Die vortrefflichen komischen Parteen des Stücks, in denen die originellsten Charaktere: der Prahler Gargullo, der auffallend bald an Pistol, bald an Falstaff erinnert, der verliebte Alte Acario mit seinem schwülstigen Liebespathos, der schalkhafte Dummkopf Ortega mit unvergleichlicher Laune gezeichnet werden, entziehen sich doch jedem Versuche, sie durch eine bloße Beschreibung zu reproduciren.

Denselben Stoff behandelt noch geschickter die *Comedia de los enganos* (Komödie der Irrungen), die uns wieder ein Shakespearisches Stück ins Gedächtniß ruft. — Verginio und Gerardo, zwei alte Herren, machen es unter sich aus, daß der Erstere seine Tochter Lelia an den Letzteren verheirathen solle. Verginio hat bei der Plünderung Roms (1527) nicht nur sein Vermögen, sondern auch einen Sohn verloren und hat sich jetzt nach Modena übergesiedelt, wo er seine Tochter Lelia schon früher in einem Kloster unterbrachte, während er selbst beschäftigt war, in Rom zu retten, was noch zu retten war. Gerardo theilt ihm mit, er habe gehört, daß Lelia sich aus dem Kloster entfernt habe. Verginio will daher seinen Haushofmeister Marcelo und seinen Diener Bajares, die komische Person des Stücks, in's Kloster schicken, um seine Tochter holen zu lassen. Bajares sträubt sich mitzugehen; er hat Lelia's Kleider, die er tragen sollte, angezogen, weil sein Rock gewaschen wird, da er damit vor kurzem in den Schmutz gefallen ist, und scheut sich nun,

in diesem Aufzuge auf der Straße zu erscheinen. Marcelo macht seinem Herrn, als Gerardo sich entfernt hat, vergebliche Vorstellungen über die von ihm beabsichtigte ungleiche Verbindung. In der folgenden Scene stößt Marcelo unterwegs auf Lelia, die er mit Erstaunen in Mannskleidern sieht. Sie vertraut ihm, daß sie ein Liebesverständniß mit dem jungen Cavalier Lauro gehabt, daß dieser sie aber verlassen habe, um sich um Clavela, Gerardo's Tochter, zu bewerben. Nun habe sie es zu bewerkstelligen gewußt, daß Lauro sie als Page in seine Dienste genommen habe, und da sie in dieser Verkleidung Clavela's Zuneigung gewonnen, so hoffe sie, die ihr verhasste Ehe zu hintertreiben. Sie bittet Marcelo, nur noch einige Tage zu schweigen und ihren Vater hinzuhalten. Beide entfernen sich. Wir sind vor Gerardo's Hause. Gerardo trägt seiner Tochter auf, wenn Verginio nach ihm frage, ihm denselben nachzuschicken und geht aus. Clavela setzt sich vor die Thüre und läßt sich von ihren Dienerinnen, der Negerin Guiomar, die wieder gebrochen Spanisch spricht, und der Kammerjungfer Julieta unterhalten, welche das gewöhnliche Wig- und Wortgefecht mit einander führen. Clavela geht wieder in's Haus, als sie Lauro in der Gasse bemerkt. Dieser kommt, begleitet von Lelia, die er für seinen Page Fabio hält. Er unterhält sie von seiner Liebe zu Clavela; sie stellt ihm vor, wie kalt sich diese gegen ihn benehme, und fragt ihn nach früheren Liebesabenteuern. Er erwähnt seiner ersten Geliebten Lelia, aber mit Geringschätzung, und trägt seinem vermeintlichen Page auf, es bei Clavela ja geltend zu machen, daß er diese alte Liebe ganz aufgegeben habe. Die verkleidete Lelia klagt bei dieser Wendung des Gesprächs über Unwohlsein, und er schickt sie nach Hause, will aber selbst

noch in der Gasse auf- und nieder spazieren. Die Scene verwandelt sich in die Straße vor Verginio's Hause. Verginio will eben seinen Diener Bajares abschicken, Marcelo und Lelia, die ihm zu lange bleiben, aufzusuchen. Bajares sträubt sich, zur Essenszeit auszugehen, und bringt seinen Herrn durch seine Späße dahin, daß dieser geht, um einen Stock zu holen. Indessen kommt Marcelo, beschwichtigt den wieder aus dem Hause tretenden zornigen Herrn und verspricht, ihm drinnen Auskunft darüber zu geben, warum er allein komme. In der folgenden Scene tritt Fabricio auf, der verlorne Sohn Verginio's, der mit seinem Hofmeister Quintana eben aus Rom angekommen ist. Er trägt dem Gastwirth Frula, bei dem sie eingekehrt sind, auf, dem alten Herrn, mit dem er gekommen, sobald er von seinem Schlafe erwache, zu bestellen, daß er ausgegangen sei, eine Messe zu hören und sich die Stadt zu besehen. Der Gastwirth gibt ihm die Warnung mit auf den Weg, sich vor Gaunern in Acht zu nehmen. Julieta, die ihn wegen der Aehnlichkeit mit seiner Schwester für den Bagen Fabio hält, tritt an ihn heran und ladet ihn zu ihrer Herrin Clavela ein. Er wundert sich, sich Fabio nennen zu hören, und denkt an die Warnung des Wirthes, beschließt indessen, das Abenteuer zu bestehen. Julieta heißt ihn vor dem Hause Gerardo's warten und geht selbst hinein. Verginio tritt im Gespräche mit Gerardo auf, dem er die Entweichung seiner Tochter Lelia aus dem Kloster mittheilt, und daß sie Männerkleider angelegt habe. Julieta, die jetzt wieder aus dem Hause tritt, erschrickt, ihren Herrn vorzufinden, und gibt vor, ein Geschäft für ihre Herrin zu haben. Da bemerkt Verginio plötzlich den versteckten Fabricio; er und Gerardo glauben in ihm die verlorne Lelia gefunden zu haben

und überhäufen ihn mit Vorwürfen. Fabricio ist ganz verwirrt, sich bald Fabio, bald Lelia angeredet zu sehen. Aber seine Protestationen sind vergeblich. Verginio und Gerardo schleppen ihn halb mit Gewalt in das Haus des Letzteren, damit dessen Tochter Clavela die vermeinte Lelia ermahne und zum Geständniß bringe. In der folgenden Scene kommt Gerardo voller Wuth gegen Verginio aus dem Hause; denn er hat entdeckt, daß die vorgebliche Lelia ein Mann ist, den er in den Armen seiner Tochter gefunden hat. Verginio fordert dagegen seine Tochter zurück und ist bereit, ihm Genugthuung zu geben. Vergeblich suchen Julieta und Crivelo, ein Bedienter Lauro's, die Streitenden aus einander zu bringen. Verginio geht nach Hause, sich zu bewaffnen; Gerardo wird mit Mühe vermocht, in's Haus zu treten, um öffentlichen Scandal zu vermeiden. Die Scene ist abermals vor dem Hause des Gastwirths Trula, der Fabricio's und Quintana's Diener Salamanca mittheilt, daß seine Herren, einer nach dem andern, ausgegangen seien. Salamanca ist wieder eine komische Person, die Alles auf das Essen bezieht und auch jetzt besonders klagt, ohne Frühstück sich in der fremden Stadt umhertreiben zu müssen. Lauro kommt mit seinem Diener Crivelo, der ihm von dem Streite der Alten erzählt, und wie Fabio dazu Veranlassung gegeben, weil er Clavela geküßt habe. Lauro beschließt, sich an Fabio zu rächen. Jetzt sehen wir in einer andern Straße Lelia auftreten, die schon von Lauro's Zorn weiß und vor ihm flieht. Sie wird von Quintana und Salamanca, die sich indessen zusammengefunden haben, als Fabricio angeredet und kann sich mit ihnen nicht verständigen. Lauro und Crivelo kommen dazu und wollen sie angreifen, sie flieht in Verginio's Haus. Aus diesem tritt nun

Marcelo, der Haushofmeister, hält die Verfolger auf, erzählt Lauro die Geschichte Lelia's, als wäre sie die einer Fremden, und fragt ihn, was er thun würde, wenn sich ihm ein Weib so treu erwiese. Lauro erklärt, er würde sie heirathen, und Marcelo gesteht ihm nun die Wahrheit. Quintana erfährt darauf von Marcelo, daß Verginio einen Sohn gehabt habe, den er in Rom verloren; er erkennt den Zusammenhang, erräth, daß der in Gerardo's Hause festgehaltene Fabio, Fabricio sein müsse, und macht sich dahin auf. Die letzte Scene spielt vor Gerardo's Hause. Verginio kommt bewaffnet mit Pajares, um seine Tochter mit Gewalt aus ihrer Gefangenschaft zu befreien. Quintana und Crivelo hindern ihn indessen an seinem Vorhaben, und der Erstere erzählt ihm, daß seine Tochter Lelia mit Lauro verlobt, und daß Fabricio sein Sohn sei, den ein Spanischer Hauptmann bei der Plünderung Roms gerettet und erzogen habe. Gerardo kommt dazu, ist nun versöhnt und verlobt seine Tochter Clavela mit Fabricio. Crivelo ladet schließlich die Zuschauer zum Hochzeitschmause ein. Man sieht leicht, daß Lope de Rueda in dieser Komödie der Irrungen denselben Stoff verarbeitet hat, der Shakespeare's „heiligem Dreikönigsabend“ oder „Was ihr wollt“ zu Grunde liegt. Die Engländer haben noch in neuester Zeit über die Quelle des letztern Stückes gestritten. J. Payne-Collier in seinen Farther particulars regarding Shakespeare and his works findet sie in dem Italienischen Lustspiele *gl'inganni*, Hunter dagegen in den *ingannati* der *Academici intronati* von Siena. Darauf hat Collier im *Athenaeum* die Ansicht aufgestellt, Shakespeare möge keinem von beiden, sondern einem ältern Stücke gefolgt sein. Die Auszüge, die er bei dieser Gelegenheit aus den *ingannati* nach seinem Exemplar der

Commedie degl'academici intronati di Siena. 2 Bde. 1611, mittheilt (s. Blätter für literarische Unterhaltung, 1842 Nr. 33), zeigen deutlich, daß diese *ingannati* Nichts als eine wenig veränderte Bearbeitung der Lope'schen *Comedia de los enganos* sind, welche auch die meisten Personen des Stückes mit denselben Namen bezeichnet, die sie in dem Spanischen Original tragen. Somit könnte man wohl auf den Gedanken kommen, das ältere, dem Shakespearischen zu Grunde liegende Stück sei eben diese Lope'sche Komödie der Irrungen, die bei der großen Verbreitung, die damals die Italienische nicht nur, sondern auch die Spanische Literatur in England fand, auf irgend eine Weise zu Shakespear's Kenntniß gelangt sein konnte. Indessen ist es wahrscheinlicher, daß wiederum beide Dichter aus derselben Quelle schöpften, da die von ihnen bearbeitete Geschichte, nur mit andern Namen, sich schon in *Bandello's* *Novellen* findet, die Lope bald nach ihrem Erscheinen (Lucca 1554) kennen gelernt haben mußte, und die später auch in England viel gelesen wurden.

Verschwindet die Naivetät und naturwahre Einfalt, die die Seele der Lope'schen Komödien ist, dem Zergliederer derselben unter den Händen: so ist dies noch in höherem Grade bei den *Basos* der Fall, deren übrigens einfacher Inhalt, wenn er fixirt wird, fast läppisch erscheint, weil der Duft verflogen ist, weil es nicht die unbedeutende Handlung ist, die uns interessirt, sondern die kindlich-schalkhafte Heiterkeit, die sich an solcher Handlung so herzlich zu erfreuen vermag, daß es uns ist, als sähen wir in ein fröhlich lachendes Menschenantlitz, das uns auch zum Mitlachen reizt, selbst wenn wir nicht wissen, worüber gelacht wird. Diese *Basos* sind theils kleine Charaktergemälde, theils bloße Schwänke und lustige Streiche, die aber, mit energischer

Kürze ausgeführt, eine vortreffliche komische Wirkung machen. Unter den Charakterbildern findet sich wieder der auch in den Komödien mehrmals vorkommende feige Prahler. Der Sakai Siguenza läßt sich von seiner Freundin Sebastiana berichten, wie sie beim Wasserholen mit der Freundin Estepa's, eines andern Sakaien, in Streit gerathen sei, wie diese nicht nur sie, sondern auch ihn, ihren Freund, beschimpft, und namentlich behauptet habe, ihm seien wegen Dieberei die Ohren abgeschnitten. Siguenza ist außer sich vor Wuth und führt die tapfersten Reden: allerdings habe er sich selbst die Ohren abgerissen, als er, in einem Kampf mit sieben Feinden begriffen, gefürchtet habe, sie möchten ihn daran festhalten; aber er habe dem einen damit elf Zähne eingeschlagen, dem er sie ins Gesicht geworfen, ja dieser habe sich von der Erschütterung den Hals gebrochen; — auch auf den Galeeren sei er gewesen, aber nur, weil er als ein sparsamer Mann den mühelosen Gewinn, den die Aneignung fremden Eigenthums gewähre, geliebt habe. Als er aber hört, daß Estepa kommt, übergibt er seiner Freundin seinen Degen, um als ein Wehrloser des Kampfes überhoben zu sein. Estepa zwingt ihn nun zum Widerruf früherer Beleidigungen, läßt ihn knien und seine eigne Freundin ihm Nasenstübe geben. Dann geht er ab und nimmt Sebastiana mit sich. Siguenza bleibt ganz verdutzt zurück und reflectirt über seine Feigheit. — In einem andern Stückchen dieser Art wird das unglückliche Stichblatt aller komischen Dichter, der mit seinem Loose zufriedene Hahnrei, gezeichnet. Der Doctor Lucio tritt auf und erzählt, das Weib des Martin de Villalba stelle sich immer krank, um sich ungestört mit einem Studenten die Zeit vertreiben zu können; — ihm sei das recht, so lange die Hühner vorhielten,

die er als Honorar erhalte. Martin bringt ihm wieder einige Hühner und berichtet über den Gesundheitszustand seiner Frau: sie befinde sich besser, so lange ihr Vetter, der Student, im Hause schlafe; — die Purganz, die ihr verschrieben sei, habe er selbst genommen, denn der Student habe ihm bewiesen, er sei mit seinem Weibe Ein Fleisch; — auch habe sie sich besser darnach befunden. Der Doctor ist damit zufrieden und entfernt sich. Der Student kommt mit Martin's Weibe, Barbara, die er Anfangs für eine Wäscherin ausgibt. Als sie Martin aber erkennt, erklärt sie ihm, sie müsse eine neuntägige Andacht bei einer frommen Dame halten, und empfiehlt ihm, unterdessen zu fasten. Martin ist mit Allem zufrieden und trägt dem Studenten auf, für die Gesundheit seiner Frau zu sorgen; er wolle auch wohl zehn Tage fasten, wenn es nöthig sei. — Bisweilen veranschaulicht ein solcher Paso nicht einen bestimmten ausgeprägten Charakter, sondern eine allgemeine Schwäche der menschlichen Natur, und erhält dadurch eine gewisse Ähnlichkeit mit der Fabel. Toruvio, der Bauer, kommt mit einer Last Holz, vom Regen durchnäßt, vom Felde. Sein Weib Agueda und seine Tochter Menciguela empfangen ihn, und die Letztere geht, ihm das Essen zu bereiten. Sein Weib fragt ihn, ob er auch die Oliven gepflanzt habe. Er bejaht es, und sie rechnet ihm vor, wie viel Oliven sie in sechs bis sieben Jahren gewinnen, und wie sie in zwanzig bis dreißig Jahren wohl einen ganzen Olivenwald haben könnten. Sie kommen überein, Menciguela solle die Oliven verkaufen, aber über den Preis veruneinigen sie sich. Agueda fordert einen sehr hohen, ihr Mann ist bescheidener. Menciguela, die indessen mit der Bereitung des Essens fertig geworden ist, wird von Vater und Mutter auf-

gefordert, nicht anders zu verkaufen, als es ihr geheißten sei. Sie pflichtet bald dem Einen, bald der Andern bei und bekommt am Ende von der Mutter Schläge. Der Nachbar Moja wird durch ihr Geschrei herbeigezogen; er begreift mit Mühe die Ursache des Streits und kann sich nicht genug wundern, daß man über Dinge, die noch gar nicht existiren, sich entzweien könne. — Bei den Schwänken muß man es nicht vergessen, daß es ein eigenthümlicher Zug in dem Charakter der Romantischen Völker ist, daß ihnen die List, mit der der schlaue Betrüger den Dummkopf prellt, eine rechte Lust ist, und daß die Freude an dem Siege des praktischen Verstandes das Mitleid mit dem Beraubten vollkommen aufhebt, wodurch sich die zahlreichen Schelmenromane der Spanier erklären. So enthalten denn auch nicht wenige dieser Basos Ueberlistungsgeschichten. Brezano, ein Edelmann, gibt seinem Diener Gevadon den Auftrag, dem Besitzer des von ihm bewohnten Hauses den Miethzins zu bringen. Gevadon versichert zu wissen, wohin er zu gehen habe, und beschreibt den Weg fast mit denselben Worten, mit denen Lancelot Gobbo, ein Kaufmann von Venedig, seinen blinden Vater zurechtweist. Indessen gibt ihm der Herr noch eine genaue Personalbeschreibung: das fragliche Subject trage ein Pflaster auf dem Auge und schleppe den Fuß nach, und befiehlt ihm endlich, eine Quittung zurück zu bringen. Samadel, ein Dieb, lauert dem einfältigen Diener auf und macht ihm weiß, daß er der gesuchte Hausbesitzer sei. Die geforderten Wahrzeichen improvisirt er und gibt ihm auch ein Blatt Papier. Gevadon kommt etwas unsicher zu seinem Herrn zurück, und es findet sich denn, daß die vorgebliche Quittung ein nichts sagendes Brieffragment ist. Herr und Diener suchen den Dieb auf; sie

finden ihn bald, und Gevabon erkennt ihn. Der Betrüger verstellt sich aber und spricht eine fremde unverständliche Sprache. Als indessen Gevabon seine Worte so dolmetscht, als wolle er das Gestohlene wieder herausgeben, vergift er sich und antwortet. Herr und Diener fallen über ihn her, er entflieht. — Die heitersten unter diesen Basos aber sind diejenigen, die einen reinen Studentenstreich, einen Muthwillen ohne Veranlassung, zum Inhalt haben. Auch von dieser Gattung ein Beispiel. Ein wegmüder Reisender tritt auf, dem es noch dazu, wie er klagt, an Geld fehlt. Er will einen Licentiaten, Jaquima, aufsuchen, der sein Jugendfreund ist, und an den er einen Brief abzugeben hat. Er klopft; der Baccalaureus Brazuelos öffnet ihm und hält ihn Anfangs mit komischen Antworten hin. Endlich ruft er den Licentiaten, der erst mühsam seine Kleidungsstücke zusammensucht, um sich präsentiren zu können. Das Wiedererkennen der Schulkameraden geht etwas schwierig vor sich. Der Licentiat ist verdrießlich, als er hört, daß der Reisende nur einen Brief, aber kein Geld an ihn abzugeben habe. Dennoch ladet er schließlich seinen Landsmann zum Essen ein. Dieser geht in seinen Gasthof zurück, verspricht aber zum Essen zu kommen. Wir finden nun den Licentiaten und Baccalaureus in ihrem Zimmer. Der Erstere will sich vom Letzteren Geld leihen, um seinen Gast bewirthen zu können, dieser aber hat Nichts. Endlich gibt der Baccalaureus den Rath, der Licentiat solle sich unter einer Decke verstecken, er wolle dann dem Eingeladenen weiß machen, der Erzbischof habe ihn rufen lassen. Der Reisende kommt und fragt sehr höflich und bescheiden nach dem Herrn Licentiaten. Der Baccalaureus sagt lachend, er stecke dort unter der Decke. Der Reisende will es nicht glauben, aber

die Decke wird fortgezogen, und der knieende Licentiat wird sichtbar. Dieser zankt mit dem verrätherischen Baccalaureus, der Reisende entfernt sich fluchend.

Von den Coloquios erwähne ich nur das Coloquio en verso, genannt Prendas de amor (Liebespfänder). Es ist ein artiges kleines Schäferspiel, ein schalkhafter Beweis, wie leicht ein verliebtes Herz sich dem süßen Glauben, wieder geliebt zu werden, hingibt. Menandro und Simon, zwei Hirten, streiten, wen die schöne Schäferin Cilena mehr begünstige. Simon hat einen Ohrring, Menandro einen Fingerring von ihr erhalten. Der Disput scheint sich fast zu Gunsten des Letzteren entscheiden zu wollen. Da kommt Cilena selbst, und beide Hirten bitten sie um Entscheidung. Sie schenkt nun dem Einen ihr Bild, dem Andern ein Herz, beides mit einer Inschrift versehen, die Jedem Liebe zu versprechen scheint. Beide sind überglücklich, und Jeder ist von seinem Siege überzeugt.

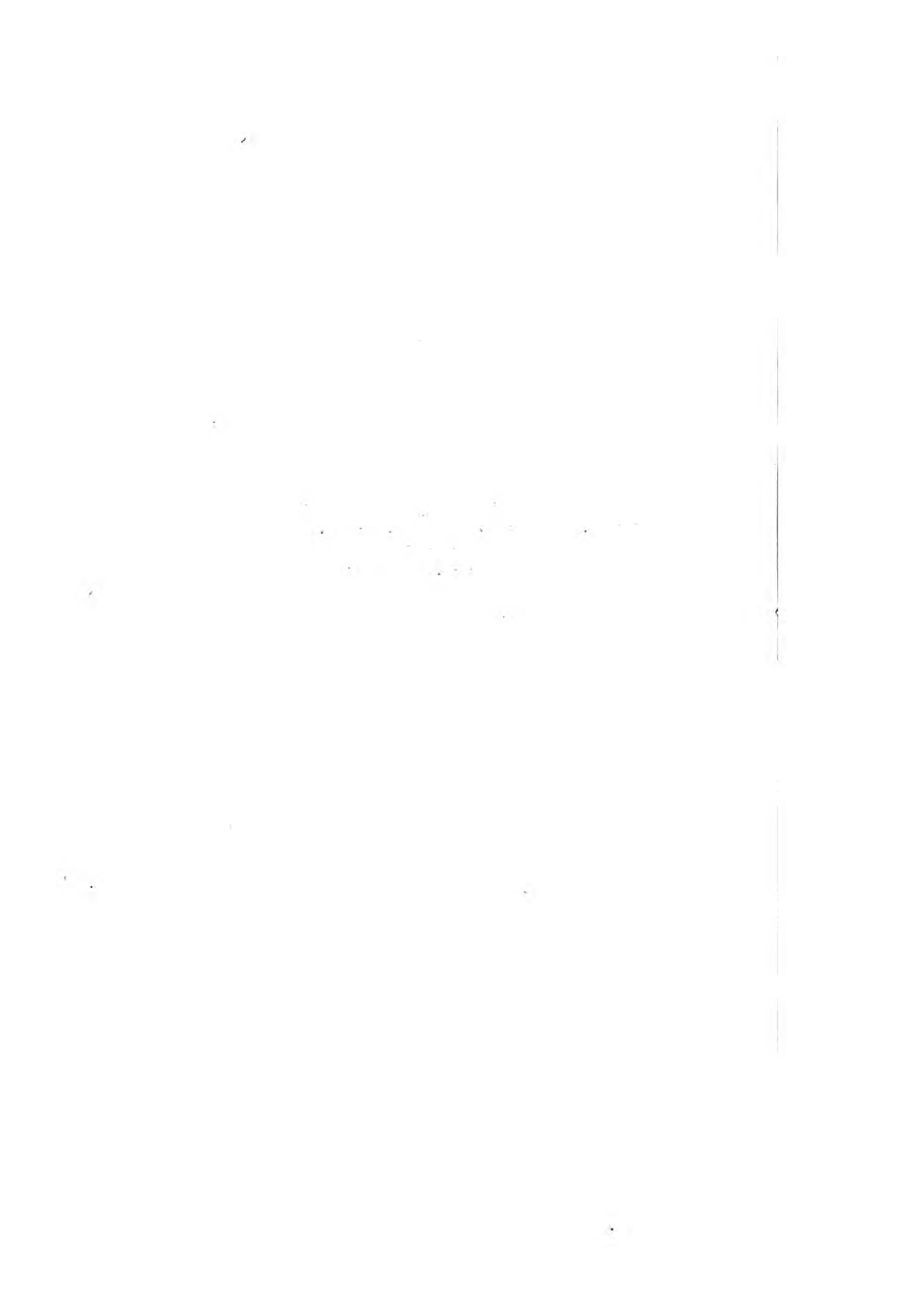
So entwickelte sich und solche doppelte Richtung nahm das Spanische Drama gleich in seinem Beginne. Es bleibt noch übrig, mit einigen Worten zu erörtern, wie es kam, daß das versificirte Kunst drama der prosaischen Naturkomödie durch eine Reihe dramatischer Dichter in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts immer mehr Boden abgewann, und daß endlich das erstere durch Lope de Vega (seit 1587) den vollständigsten Sieg über die letztere davon trug, die fortan nur in den gering gehaltenen und kaum zur Literatur gehörigen Zwischenspielen fortlebte. Den Hauptgrund für diese Bevorzugung des Kunst dramas haben wir in der Geschmacksrichtung des Spanischen

Volkes zu suchen, dessen Neigung für das Romantisch-Abenteuerliche und Wunderbare gerade im sechszehnten Jahrhundert von zwei Seiten her reichliche Nahrung empfing. Eines Theils waren es die Ritterromane, die, früher eine Lectüre Weniger, jetzt seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts durch den Druck verbreitet, den Amadis de Gaula an der Spitze, ganz Spanien überschwemmt und mit ihren überschwenglichen Wundern die Phantastie des Volks erhitzen. Anderen Theils waren die geistlichen Spiele, nachdem sich das weltliche Drama aus ihnen abgelöst hatte, selbst weltlich geworden und auf die Bühnen übergegangen, von wo sie nun als Heiligenlegenden und autos sacramentales mit ihren Wundern und Mysterien dem phantastischen Kitzel noch häufiger und besser zu fröhnen verstanden, als sie früher, an die kirchlichen Feste gebunden, vermocht hatten. Durch solche Einwirkungen gelangte das Volk bald dahin, die künstlich construirte, wunderbare und halb ritterliche Welt in den Mantel- und Degenstücken poetischer und mehr nach seinem Geschmacke zu finden, als die derbe Naturwahrheit seiner Prosa-Komödien. Außerdem ist in Anschlag zu bringen, daß die vor dem Drama entwickelte Lyrik diesem nicht nur ihre künstlichen Maße aufdrang, sondern auch einen lyrischen Ton und eine bald stereotyp werdende lyrische Ausdrucksweise in dasselbe hineinbrachte, an die sich der Sinn und das Ohr des Volkes nun einmal gewöhnt hatten. Endlich stand der weitem Entwicklung der Prosa-Komödie, die bei ihrem Bestreben, die ganze Welt des Bestehenden auf humoristische Weise zu copiren, nothwendig zur politischen Komödie hätte werden müssen, ein großes und unübersteigliches Hinderniß im Wege: die rigoristische und seit der Reformation noch schärfer gewordene Censur.

Gleichzeitig mit dem Siege des Kunstdramas gab die Bühne ihr Nomadenleben auf und suchte sich feste Wohnstätten zu bereiten. Bis gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts gab es keine stehenden Theater in Spanien, und die wandernden Truppen zogen mit ihrem geringen Vorrath an Stücken und mit den kläglichsten äußeren Mitteln von Ort zu Ort. Cervantes beschreibt den dürftigen Zustand des alten Spanischen Theaters in der Vorrede zu seinen Komödien mit folgenden Worten: „Der ganze Apparat eines Schauspielers hatte in einem Sack Platz und beschränkte sich auf einige weiße, mit Goldborten besetzte Pelze, auf einige Bärte und Perücken und einige Schäferstäbe. Das Theater bildeten vier im Viereck aufgestellte Bänke mit vier oder sechs Brettern darauf, wodurch es sich einige Hand breit vom Fußboden erhob. Die Ausschmückung des Theaters bestand in einer alten Decke, die an zwei Schnüren von einer Seite zur andern gezogen wurde, die das Ankleidezimmer ersetzte, und hinter welcher die Musiker ohne Begleitung einer Guitarre eine alte Romanze absangen.“ Erst 1579 wurde in Madrid das teatro de la Cruz (das Kreuztheater) und 1582 das del Principe (Prinzentheater) erbaut, beide so benannt nach den Straßen, in denen sie sich befanden. Auf diesen ersten festen Theatern erschienen seit 1587 die Stücke Lope de Vega's, der bald alle seine Vorgänger vergessen machte, und durch sein glänzendes Talent und seine an das Wunderbare streifende Fruchtbarkeit die Bühne seines Vaterlandes eine lange Reihe von Jahren hindurch beherrschte.

**Die politische Poesie der
Deutschen.**

Vom Herausgeber.



Es ist eine bekannte Thatsache, daß bei uns Deutschen Poesie und Politik als entschiedene und durchaus unversöhnbare Gegensätze betrachtet werden, und daß demgemäß politische Poesie bei uns meist für ein Ding gilt, welches entweder, als unmöglich, nicht existirt, oder, als unberechtigt, doch nicht existiren sollte. In diesem Resultat vereinigen sich bei uns zwei Parteien, die übrigens wenig oder nichts mit einander gemein haben; auch zu dieser gemeinsamen Ansicht über die politische Poesie der Deutschen sind sie auf ganz verschiedenen Wegen, von den verschiedensten Standpunkten aus, gelangt.

Die Einen (denn auch das Geschlecht dieser Leute ist unter uns noch nicht ausgestorben) sind diejenigen, nach deren Meinung das Volk im Allgemeinen und als solches überhaupt politisch unmündig, unbetheilt und unberechtigt ist, und die daher alles politische Interesse, alle persönliche Theilnahme an der Entwicklung des Staates und der gegenwärtigen Geschichte ausschließlich auf den Kreis derjenigen beschränken wollen, die auf irgend eine Weise, als Aufseher oder Handlanger, Nagel oder Schraube, unmittelbaren Antheil an jener großen geheimnißvollen Staatsmaschine haben, von der wir Andern nur das Knarren und Säusen hören. Es sind dies diejenigen, die aus der Thatsache des Besitzes ihr Recht, sogar ihr ausschließliches und göttliches

Recht ableiten; die kein anderes, zum Wenigsten kein besseres Werkzeug der Regierung kennen, als das Gängelband, den Fallhut und die Ruthe, ja die den gesammten Staat, die gesammte politische Entwicklung unserer Zeit als einen Geheimdienst behandeln, in welchem sie allein die Wissenden, die geweihten Priester, die Vermittler sind zwischen dem verhüllten, jenseitigen Staat und uns, den Laien der Geschichte. Wenn diese auch der Poesie nicht gestatten wollen, den politischen Inhalt unseres Lebens zu ergreifen und mit tönender Stimme auszusprechen vor unserm Volk, so versteht sich das bei dieser Partei ganz von selbst, und ist nur eine nothwendige und richtige Consequenz ihrer ganzen Stellung.

Neben ihr her läuft eine zweite Richtung, die zwar auch von politischer Poesie nichts wissen will: aber nicht, wie jene, aus politischen, sondern lediglich aus poetischen Gründen, aus gewissen ästhetischen Principien, die man sich einmal gebildet, oder richtiger, die man von der Vergangenheit auf Treu und Glauben als gültig übernommen hat, und die man nun nicht aufgeben zu dürfen meint, ohne zugleich die Grundfesten der Kunst selbst zu erschüttern. Denn nach der Meinung dieser Partei ist die Dichtung göttlicher Natur, ihr Reich ist nicht von dieser Welt, sie ist der Friede, die Harmonie, der selig unbefangene Genuß des Schönen; was hätte sie also zu theilen mit den irdisch vergänglichem, den feindseligen und häßlichen Erscheinungen der Tagsgeschichte? Die Heimath der Poesie, sagen sie, ist ausschließlich das Ideal, mit dessen goldenem Abganz sie unsre geplagten, von der Welt ermüdeten und zerstückelten Herzen erleichtert und erquickt; ihr schlimmster und unversöhnlichster Feind ist die Wirklichkeit: aber sie überwindet ihn, indem

ſie ihn ignorirt. Auch die Wirklichkeit des Staates hat daher, ſchließen ſie weiter, in der Poeſie keinen Raum, ja gerade ſie am Wenigſten. Denn der Staat, ſagen ſie, iſt lediglich ein Product und eine Angelegenheit des Verſtandes, während die Poeſie allein aus dem Bronnen des Gemüthes quillt und den Verſtand, den kalt berechnenden, verachtet; im Staat kämpfen Vorurtheile und Systeme, Leidenschaften und Parteien, die das Herz verbittern und die ſchöne Unbefangenheit der künſtleriſchen Anſchauung zerſtören. Das aber iſt es ja eben, fahren ſie fort, was der Poet, der Künſtler und überhaupt Jeder, der auch nur für den Genuß der Kunſt empfänglich iſt, vor allen übrigen Menſchen voraus hat, daß er, kraft dieſer geiſtigen Vornehmheit, erhaben iſt über die Conſtecte der Wirklichkeit, und daß die unſaubre Woge der Parteiung nicht herauſſchwilt bis zu ihm. Denn der Poet ſteht über den Parteien, ja es kann ihm ganz gleichgiltig ſein, wie die Welt dort außen läuft, und ob er unter einem Trajan lebt oder einem Nero: das, was ſein wirkliches Eigenthum iſt, das ewig blühende Paradies der Kunſt, die goldene Welt der Phantaſie, den Zauberſtab des Talentes, kann ihm ja doch Niemand rauben, noch verkümmern. Ein Poet daher, der ſich abhängig bekennt von den öffentlichen Zuſtänden ſeiner Zeit, und der die Politik der Gegenwart in ſeine Gedichte hineinziehen will, iſt eben darum kein wirklicher Poet. Denn indem er ſich nicht mit der reinen poetiſchen Wirkung an ſich begnügt, ſondern auch die politiſchen Leidenschaften ſeiner Umgebung, die einſeitige Neigung und Abneigung ſeiner Zeit in's Spiel zu ziehen ſucht, zeigt er deutlich, daß er weder in ſein Talent, noch in die absolute Wirkung der Kunſt überhaupt Vertrauen ſetzt; er iſt alſo, ſei es nun um des Effectes oder

um der persönlichen politischen Ansicht willen, ein Hochverräther an der reinen und keuschen Sache der Poesie. Oder was braucht er auf das Aechzen und Schrillaen der politischen Wetterfahne zu horchen, so lange noch Wälder rauschen und Bächlein murmeln? was braucht er sich auf die Warte der Zeit zu stellen und auszuschauen nach den Constellationen des politischen Horizontes, so lange ihm noch die Wiederkehr des Frühlings mit seinen Rosen und Nachtigallen sicher ist und so lange ihn noch der Abendstern in die Arme seines Mädchen winkt? —

So etwa würde diese Partei sich äußern. Sie würde, nämlich falls man sie fragen wollte, höchst vermuthlich gegen die politische Betheiligung des Volks und das, was man liberale Gesinnung nennt, an sich nichts einzuwenden haben, sie würde sogar den liberalen Bestrebungen der Zeit wahrscheinlich in Einer Rücksicht alles Gedeihen wünschen: darum nämlich, weil Freiheit allerdings viel ästhetischer klingt als Slaverei, und weil das Auftreten eines freien und selbständigen Volkes immer von einem gewissen poetischen Duft begleitet ist. Im Uebrigen aber werden sie die politische Krisis unsrer Gegenwart nur mit Kopfschütteln betrachten und sie, wenn auch nicht als eine unflitliche verdammen, so doch als eine unselige bedauern. Denn bei diesem Umsichgreifen des politischen Interesses, bei dieser Parteienruth, in welcher die Gemüther entbrennen, was, fragen sie, soll da aus der Dichtung werden? müssen in der heißen Asche dieses Vulkans ihre zarten Wurzeln nicht vertrocknen? wo man das politische Evangelium von den Dächern predigt, wird da nicht der Dichter überschrieen werden? und wird das Volk am Ende nicht lieber zu Zeitungen und Kammerdebatten greifen, wo es von seinen Steuern und Abgaben, seinen Amtleuten und Schulzen lieft, als zu den Werken

unsrer Dichter, in denen doch so viel Erbauliches und Erfreuliches zu finden ist? — Und wenn man dieser Partei nun das Wort: politische Poesie selbst ausspricht, so werden sie das, auf so viel Gründe und Erwägungen gestützt, geradezu für hölzernes Eisen erklären und alle weiteren Debatten mit dem beliebten Refrain abschneiden:

„Pfui, ein politisch Lied! ein garstig Lied!“ —

Und da sind sie denn nun auf demselben Punkte, auf dem jene Andern, deren wir zuerst erwähnten, sich gleichfalls befinden. Allein es ist einleuchtend, daß, trotz des factisch zusammenstimmenden Resultates, doch im Grunde nichts abweichender und entgegengesetzter sein kann, als diese beiden Richtungen. Die Einen stehen festen Fußes in der Politik, die Andern schweben in der Aesthetik; die Einen läugnen die politische, die Andern die poetische Berechtigung der politischen Poesie. Für die Einen ist die Politik, das Interesse und die Theilnahme an den öffentlichen Zuständen der Gegenwart (und da sie das Ding ja in Händen haben, so müssen sie sich wohl auf seinen Werth verstehen) ein zu wichtiger und werthvoller Gegenstand, als daß an ihn, den überhaupt unnahbaren, die Poesie sich wagen dürfte: und umgekehrt ist es in den Augen der Andern eine Entweihung der Dichtkunst, sich mit einem so prosaischen, so zweideutigen und unfruchtbaren Gegenstande zu befassen, wie, nach ihrer Meinung, die Politik und die Angelegenheiten unsers Vaterlandes sind. Sie fürchten also von der politischen Poesie, die Einen für die Politik, die Andern für die Poesie; den Einen ist gewissermaßen die Poesie zu schlecht, und den Andern die Politik nicht gut genug.

Ebenso verschieden, wie in der Grundlage ihrer Ansicht,

sind nun diese beiden Parteien auch in ihrer Zahl und in der Art ihrer Wirksamkeit; diejenigen, die das politische Gedicht verwerfen, wie sie alle politische Theilnahme und Stimmung der Nation verwerfen, und die wir im Gegensatz zu den Aesthetikern hier einmal kurzweg die Politiker nennen wollen, sind an Zahl bei Weitem die Geringsten. Das liegt in der Natur unsrer öffentlichen Verhältnisse; es kann nicht anders, ja sogar nach dem Willen dieser Partei selbst, soll es nicht anders sein. Politischer Freund oder Gegner irgend eines Dinges kann nur derjenige sein, der überhaupt von der Politik, vom Staat, von den öffentlichen Zuständen seines Landes wirklich etwas weiß und hat, der, mit Einem Worte, sich politisch fühlt und politisch mächtig und berechtigt ist. Deren Zahl ist bekanntlich in Deutschland außerordentlich gering. Wäre sie das nicht, so ständen die Dinge eben anders, als sie stehen; und damit sie niemals anders zu stehen kommen, so darf die Masse auch gar nicht einmal merken, wie gering an Zahl diejenigen sind, die ihr das Gebiß in den Mund gelegt haben und sie von dem Mitgenuß der politischen Rechte ausgeschlossen halten. In dieser Rücksicht sind unsre Politiker also in einer gewissen genirten Stellung, die ihnen nicht erlaubt, offen aufzutreten; auch die wahren Gründe der Abneigung, mit welcher sie das politische Gedicht verfolgen, dürfen sie der Klugheit wegen nicht überall aufdecken. Noch schwieriger wird diese Stellung dadurch, daß die einzigen Waffen, welche dieser Partei zu Gebote stehen, etwas bedenklich und jedenfalls von der Art sind, daß, sollen sie nicht völlig wirkungslos werden, sie dieselben nicht zu oft anwenden dürfen. Sie haben nämlich keine andere Waffe, als Polizeimaßregeln, Censurverbote, Confiscationen und Absetzungen, mit denen sie die

wenigen vereinzelt Zugvögel politischer Dichtung, die, gegen den Willen der Macht, und zum großen Theil gegen den Geschmack des Volkes, sich unter unsern ungasflichen Himmelsstrich verirren, umgarnen und verfolgen. Es ist wahr, diese polizeiliche Wirksamkeit hat in ihrer ersten gewaltsamen Erscheinung etwas Ansehnliches und Energisches, sie blendet und tritt geräuschvoll auf; beinahe könnte man sich vor ihr fürchten. Aber näher betrachtet, ist sie doch nur ein kalter Schlag, der niemals trifft, geschweige denn daß er zündete. Ja diese polizeilichen Maßregeln würden ihr Ziel sogar völlig und stets verfehlen, alle Beschränkungen, alle Verbote und Unterdrückungen würden wirkungslos, noch wirkungsloser sein als sie sind, sie würden noch weniger, als sie thun, die volle und glückliche Blüthe unsrer politischen Poesie verzögern (nämlich wenn der Stamm der deutschen Bildung überhaupt so gesund und von solchem Samen ist, daß wir auch diese Blüthe von ihm erwarten dürfen, was hier für's Erste dahingestellt bleiben mag): wenn nicht den Politikern die Partei der Aesthetiker, der ekle Geschmack, die vornehme Abstraction unsrer Gebildeten entgegenkäme.

Diese Partei bildet, jenen Andern gegenüber, eine ungeheure Mehrzahl. Sie besteht nicht bloß aus denjenigen, die sich wirklich und mit Bewußtsein in den Genuß der Kunst vertiefen und bei denen man, ihrer Bildung nach, ein lebendiges Interesse und eine gemüthliche Befriedigung an der Poesie voraussetzen möchte; sondern auch das Gros der Nation, die unermessliche Menge derer, die sich um diese Dinge eigentlich gar nicht kümmern, die gewohnt sind, Andere für sich urtheilen und wählen zu lassen und die die abgetragenen Fesseln der Aristokratie begierig als neueste Mode aufzraffen, hat sich ihr angeschlossen:

so daß man wohl von dem ganzen deutschen Volke sagen darf, daß die Sphäre der Literatur die einzige ist, in der es zu einem gemeinsamen Bewußtsein und zu einem gewissen Anflug von jenen Tugenden gediehen ist, die andere Nationen auf der Bühne der Geschichte durch Thaten zu beweisen pflegen: zu Einigkeit, Ehrgefühl und geschlossener Kraft.

Auch dies liegt in der Natur unsrer Verhältnisse. Denn in den Himmel rettet sich, wenn die Erde verschlossen ist: und so haben auch wir, aus der Unfreiheit unsers wirklichen, bürgerlichen Daseins, uns in den Aether der Speculation, in die Aesthetik, die Literatur, die Kunst hinübergeflüchtet. Und nicht bloß Einzelne, wie es z. B. in Griechenland und Rom geschah, als die Freiheit der alten Welt und die Blüthe ihres politischen Daseins welkte, haben diesen Weg eingeschlagen: sondern, bei der allgemeinen Verbreitung der Bildungsmittel und bei den literarischen Bestandtheilen, mit denen die Atmosphäre der modernen Welt gleichsam, wie mit einem Ansteckungsstoff, geschwängert ist und die Einem anfliegen beinahe wider Willen, hat auch die Nation selbst sich auf ihn führen lassen. Und auch nicht bloß geflüchtet haben wir uns in jene Aetherräume, sondern fest und behaglich darin angestedt; wir haben sogar vergessen, daß es ursprünglich eine Flucht gewesen ist, wir betrachten den halben Zustand als den ganzen und eigentlichen, ja wir haben gelernt, die Politik und die Oeffentlichkeit unsers historischen Daseins nicht bloß ohne Herzweh zu entbehren, sondern sie sogar als einen unbequemen Feind und Ruheflörer, als einen fremden Tropfen im Blute unsers Volkes, zu verabscheun und zu fliehen. Unsrer Weisen und Schriftgelehrten aber, die so sehr geschickt sind im Beweisen, haben uns als=

bald bewiesen und dargethan, daß dies Verhältniß das richtige und dasjenige sei, in welchem die deutsche Nation, von wegen göttlicher Bestimmung, sich wohl zu fühlen habe, und daß nur Thoren, die, so zu sagen, nichts von der Naturgeschichte des deutschen Volkes verstehen, dies anders haben wollen. Eines, sagt man, schießt sich nicht für Alle; wie einige Menschen durch Talent und Schicksal zu Diesem, Andere zu Jenem bestimmt sind, so auch die Nationen. Das deutsche Volk ist kein Volk der That; diesen Ruhm müssen wir Andern überlassen, Engländern und Franzosen und vor allen den Russen. Wir sind die weise Frau der Weltgeschichte, die großen Ideologen, die den Nationen Unterricht geben in der Philosophie und der Poesie und der Kunst und kurzum, in allen Dingen, zu deren Ausführung man nicht vom Stuhl aufzustehen braucht; wir erobern auch die Welt, aber nicht mit Schwertern, sondern mit Lehrsätzen und Gedichten. — So hat man uns mit unserem literarischen Ruhm über die politische Atimie und Impotenz getröstet, in der wir uns befinden. Wie gut oder schlecht dieser Trost begründet ist, wollen wir hier nicht untersuchen; die Nation selbst muß ihn gut und wahr gefunden haben, denn sie hat ihn gelten lassen.

Dadurch ist es geschehen, daß unsere Geschichte nun schon seit geraumer Zeit der baare Gegensatz aller Geschichte ist, nämlich der Stillstand an der Stelle der Entwicklung, sogar der Rückschritt an der Stelle des Fortschrittes. Es ist dadurch geschehen, daß alle unsre Gelehrsamkeit und Weisheit, all unsre Kunst und Poesie und die vielgerühmte Bildung unsers Volkes uns doch um kein Haar breit weiter gebracht haben in der Politik, sondern daß umgekehrt politische Ereignisse, die unsre

Nachbarn groß, stark und frei gemacht haben, bei uns nur wie literarische Phänomene discutirt worden und für uns am Bedeutendsten in dem geblieben sind, was sie auf unsre Literatur gewirkt haben. Der Sturm, der anderwärts die Geburt einer neuen Zeit, eines neuen Staates und einer neuen Grundlage der Gesellschaft verkündete, ist bei uns nur wie ein Säufeln im Noth, leis athmend durch die Schreibfedern einiger übermüthiger Schriftsteller gegangen — und alle Befreiung des Geistes, die wir uns auf dem Felde der Theorie errungen haben, hat uns bis jetzt noch zu keiner praktischen Befreiung, ja nicht einmal zu einer lebendigen Ahnung und einem tief und allgemein empfundenen Bedürfniß der Freiheit verhelfen wollen. Hieraus ferner erklärt sich, warum die deutsche Poesie selbst, obschon alle Kraft der Nation beinahe ausschließlich ihr zufließt und wiewohl sie der rechte Ehrenpreis unsers Volkes ist, dennoch zu welken droht, nachdem sie, in einem kurzen und glücklichen Frühling, kaum erst zur Knospe angefetzt hat. Auch alle Verirrungen und Excesse unsrer Literatur, die ganze Sippe der Romantik, die Ironischen, die Mittelalterlichen, die Karfunkelpoeten, die Wald- und Wiesendichter, die Verfertiger allerliebster rührender Familiengemälde, bis hinunter zu den Frivolten und Blasirten, finden hierin ihre Erklärung und ihre historische Berechtigung. Es erklärt sich endlich hieraus, warum es jetzt dahin mit uns gekommen ist, daß wir stolz darauf sind, Poeten zu haben, die nach allen Anzeichen selbst nicht mehr wissen, ob sie Chinesen und Brahmanen oder Deutsche sind, und daß wir mit abstracter Beseitigung des Inhaltes, die verzwickteste Form für die ächteste Kunst, die massenhafteste und abenteuerlichste Fruchtbarkeit für das glücklichste Genie ausrufen; ja daß in unserer Literatur



Alles zu finden und Alles zu sehen ist, von den Palmen am Ganges bis zur Laus im Felle des Löwen: nur deutsche Zustände und deutsches Leben suchst du in ihr umsonst.

Diese Resultate nun, die unsern Politikern ganz außerordentlich angenehm sein müssen, weil sie ihnen den gegenwärtigen Bestigstand noch auf eine lange Reihe von Jahren und, wenn man dem Anschein trauen dürfte, sogar auch ewig sichern, verdanken sie hauptsächlich den Aesthetikern. Von diesen ist das Dogma von der politischen Unbeflecktheit, der olympischen Selbstgenügsamkeit der Dichtung unter das Volk verbreitet worden; bei ihnen haben wir den Ursprung des schönen Quietismus zu suchen, in dem der größte Theil unsrer Nation sich so behaglich fühlt. Auch daß das politische Gedicht bei uns, so oft es auch versucht ward und so manche verwegene Hand in die verpönten Saiten zu greifen wagte, doch immer ohne rechten Erfolg blieb: auch dies haben die Politiker viel weniger sich selbst und ihren eigenen Maßregeln, als den Aesthetikern zu verdanken. Die Politiker, mit ihren Polizeigesetzen und Verboten, können bloß gewittern: und ein Gewitter hält die junge Pflanze schon aus. Aber die Gleichgiltigkeit der Aesthetiker und der von ihm abhängigen Nation, der ästhetische Troß, der den Geier nach der Freiheit fragt, wenn er nur Poesie hat, die vornehme Geringschätzung des politischen Gedichts als eines Wechselbalgs, eines unehrlich gebornen Kindes, bei dessen Anblick züchtigen Leuten unwohl wird — das war der heimtückische Nachtfrost, der die jungen Keime unsrerer politischen Poesie erstickte oder doch verdarb. Sehen wir einen Augenblick das Gegentheil, nehmen wir an, die Nation hätte sich dieser Dichtung ebenso begeistert zugewandt, wie sie sich gleichgiltig von ihr abgewandt: wie weit

dann würden die Maßregeln der Politiker gereicht haben? Schon jetzt sind sie nicht im Stande, auch nur die Hand der Neugier von dem verbotenen Buche abzuhalten: wie dann, wenn die Begeisterung, der Glaube, das flammende Herz darnach gegriffen hätten? Wahrlich, die Aesthetiker haben den Politikern, ja sie haben uns Allen einen großen Dienst geleistet und offenbar die Ruhe des Vaterlandes gerettet: denn schon jetzt, wo dergleichen anbrüchige Bücher kaum von Einem unter Tausend gelesen werden, und wo ein Lied immer nur ein Lied bleibt, wenn die Politiker sich schon nicht anders helfen können, als mit Processen und mit Absetzungen — hätten sie im andern Fall die Dichter nicht nothwendig hängen und köpfen müssen?

Und so sei es denn wiederholt ausgesprochen, daß die politischen Gegner unsrer politischen Poesie, oder, um es allgemeiner, aber nicht ungenauer zu bezeichnen: die principiellen Gegner der politischen Bildung und Bethheiligung des Volkes überhaupt, ihre wahre Macht erst durch die ästhetischen Verächter derselben erlangen. Die Aesthetiker, aus jener poetischen Scheu vor dem Namen der Unfreiheit, deren wir bereits gedachten, werden vor diesem Ausspruch vielleicht erschrecken und seine Wahrheit bestreiten. Und allerdings, wie wir schon oben zugegeben haben, liegt dies Resultat, als ein gewolltes und bewußtes nicht in der Grundansicht der Aesthetiker; nicht gemeinsame Principien, sondern nur der Lauf der Dinge hat die beiden Parteien zusammengeführt. Allein wie dies auch sei, die Thatsache steht fest und liegt Jedermann, der Lust zu sehen hat, vor Augen: die Einen wollten keine politische Poesie, die Andern keine politische Poesie; das griff denn vortrefflich in

einander — und dem politischen Gedicht ist das Leben, jetzt und zukünftig, abgesprochen.

Hierbei nun zeigt sich eine wunderliche Episode. Die Aesthetiker, wiewohl sie nichts unter sich haben, als die Wolken ihres Systems, sind doch consequenter und stehen fester, als die Politiker, die den sichern Boden der Wirklichkeit beherrschen; das ästhetische Gewissen ist zarter, als das politische. Nämlich die Politiker, als Leute von Welt, die sehr wohl wissen, daß man ohne Bedenken Alles, woher es auch komme, annehmen und nützen soll, was Einem nützlich ist, und daß man auch seinen bittersten Feind wenigstens so lange und so weit soll gelten lassen, als man Nutzen von ihm ziehen kann, haben auch die politische Poesie nicht für zu schlecht erachtet, sie da, wo sie ihren Zwecken günstig war, existiren und laut werden zu lassen. Ja sie haben sie sogar veranlaßt, aufgemuntert und belohnt, und ihr einen Platz in dem officiellen Kanon der Loyalität und des Patriotismus eingeräumt. Denn wem könnte es entgehen, daß die sogenannten patriotischen Lieder, die Nationalhymnen und Volksgesänge, mit denen wir bei festlichen Veranlassungen unsre gute Gesinnung an den Tag zu legen pflegen, eigentlich und in Wahrheit dem arg verfehlten Gebiet der politischen Dichtung angehören? Damit soll der loyale Inhalt dieser Lieder auf keine Weise verdächtigt werden. Im Gegentheil, die Ausdauer, mit welcher dieser officielle und erlaubte Patriotismus in seinen poetischen Offenbarungen immer nur eine, und zwar eine bestimmte und höchst beschränkte Seite der politischen Existenz hervorkehrt, die Virtuosität, mit der er den Dingen, das heißt dem Staat, ausschließlich die Personen unterschiebt, die denselben bei uns bilden und vertreten, sowie die Unschädlichkeit, zu welcher er die

energischen Potenzen des politischen Gedichtes, die großen Ideen der Freiheit, des Vaterlandes und der Aufopferung für dasselbe, in abstracter Allgemeinheit homöopathisch verdünnt, erscheint auch uns bewundernswürth und, mit Rücksicht auf die praktische Nützbarkeit dieser Lieder, sogar achtbar. Aber dafür gestehe man uns auch zu, daß diese Poesieen wirklich politisch sind und daß diejenigen, die übrigens keine Theilnahme des Volks am Staat und daher auch keine Lieder wollen, in denen eine solche vorausgesetzt oder angeregt wird, consequenter Weise auch Lieder, wie: „Heil dir im Siegerkranz“, und Aehnliches, nicht zulassen müßten.

Von dieser Inconsequenz haben die Aesthetiker sich frei erhalten; sie haben auch in jenen erlaubten und begünstigten Liedern das politische Moment sehr wohl erkannt und deshalb, ihrem Princip gemäß, gegen die officiële Belobung, Auszeichnung und Verbreitung dieser Lieder ihre ästhetische Geringschätzung in die Schale geworfen. Mit welchem Erfolg sie dies gethan, das ist uns Allen noch in lebhaftestem Andenken aus dem tragikomischen Schicksal jenes Liedes, das vor etwa anderthalb Jahren plötzlich, wie ein Pilz über Nacht, zur deutschen Nationalhymne, zur Marseillaise der Deutschen und Gott weiß, zu was noch, emporgeschossen sein sollte. Wir meinen jenes Lied, das ein an sich wahres und ehrenwerthes Pathos ganz so einseitig und in ganz so beschränkter negativer Haltung aussprach, wie es thun mußte, um loyal zu bleiben und officiell (oder auch officinell) zu werden. Unsern Politikern kam dies Lied ungemein gelegen; sie thaten das Ihre, es unter das Volk zu bringen und durch eine Freigebigkeit und Gnade gegen den Verfasser, wie wir sie in Deutschland völlig ungewohnt sind

und wie die ausgezeichnetsten und ursprünglichsten Genien unsrer Literatur sie niemals, auch nicht zum hundertsten Theil, erfahren haben, den Unterschied zwischen politischer und unpolitischer Poesie sowohl dem Volk, als den Poeten selbst fühlbar zu machen. Und einige Zeit gelang dies; aber nur so lange, bis man sich von seinem Erstaunen erholt hatte, worauf denn das ästhetische Bewußtsein sogleich und mit solcher Energie in seine Rechte wieder eingetreten ist, daß man von diesem Liede schon heut, nach kaum achtzehn Monaten, am Liebsten gar nicht mehr spricht — ein Verlaufs, bei dem offenbar Niemand mehr zu beklagen ist, als der wackre und wohlmeinende Verfasser, den, nach der Ansicht einiger, weder die erhaltenen Ehrenbecher und Diplome, noch Amt und Geld und Fürstengunst, für die verscherzte poetische Zukunft entschädigen können. Der Becker'sche „Rhein“ hat das Schicksal des Rheines selbst getheilt: er hat sich sacht verlaufen und die ganze Geschichte, wenn man das dünne Ende mit dem gewaltigen Anfang vergleicht, sieht einer Ironie nicht unähnlich.

Aber siehe da, die Geschichte dieses Liedes ist noch nicht zu Ende. Es wird eine Parodie, scheint es, jener kadmeischen Saat, aus welcher bewaffnete Männer und Schlacht und Untergang erwuchs. Hier hat man nicht Drachenzähne, ein Wiesenblümchen hat man gesät: und nun wachsen Dornen daraus empor.

Das Unerwartete, das so oft Unmöglich Erklärte trat ein. Wie mitunter in den Gletschergegenden der friedliche Ton der Schalmel ein Körnchen Schnee bewegt, das niederstürzend, zur Lawine geballt, ein ganzes Thal begräbt, so gab das loyale Becker'sche Rheinlied das Signal zu einer politisch-poetischen Literatur, die nicht mehr, wie bisher, in einzel-

nen verlorenen Vorposten, sondern in geschlossener Reihe, mit dem Bewußtsein und dem Anspruch einer selbständigen Literatur, auftritt; die nicht mehr wie sonst, sich bei unserm Volk ein halbes Gehör mühsam erbettelt, sondern die die Herzen mit zwingender Gewalt erobert und festhält; die nicht mehr sich geehrt und zufrieden fühlt, wenn man sie nur verstohlener Weise duldet, sondern die stichtlich in Zweifel ist, ob sie selbst noch etwas Anderes neben sich dulden soll. Damit ist, wenn nicht alle Anzeichen trügen, eine Krisis sowohl unserer Literatur, als (was dormalen bei uns dasselbe ist) unsers nationalen Bewußtseins eingetreten. Das Nächste, was durch diese Krisis wird erschüttert werden, ist jenes Bündniß zwischen den Politikern und den Aesthetikern. Es muß sich jetzt zeigen, wie fest es ist und ob und welchen lebendigen Inhalt es hat. Aber was der Lauf der Dinge zusammengeführt hat, kann der Lauf der Dinge auch wieder aus einander führen; in den Zeiten der Krisis stehen nur gemeinsame Principien beisammen.

Betrachten wir den Eindruck, den das Auftreten dieser neuen politischen Poesie auf die beiden Parteien gemacht hat und die Stellung, die sie ihr gegenüber eingenommen haben. Die Politiker freilich konnten über das, was dabei für sie zu thun war, nicht wohl in Zweifel sein. Die jugendliche Poesie geht weit über die Grenzen eines bloß negativen, eines loyalen und erlaubten Patriotismus, wie er sich in dem Becker'schen Klede aussprach, hinaus. Sie ist positiv, ganz außerordentlich positiv; sie sagt nicht: dies oder das sollen sie nicht haben; sondern sie sagt: das wollen wir haben, ja noch mehr, sie sagt sogar: das haben wir! wir haben das Recht der Theilnahme an den öffentlichen Zuständen unsers Vaterlandes, wir haben

das Bewußtsein, frei, ein großes, einiges, starkes, selbstbestimmtes Volk zu werden, und haben in der Zukunft, in dem endlichen nothwendigen Siege der Freiheit und der Wahrheit, die unveräußerliche Gewißheit, zu diesem Ziele zu gelangen. In so positiv ist diese neue Literatur, daß mit großer Bestimmtheit, statt wie ehemals die Lyrik der Befreiungskriege und wie noch jetzt die loyale politische Poesie thut, sich in das Allgemeine und Abstracte zu verlieren, sie vielmehr ganz positiven Zuständen, bestimmten einzelnen Begebenheiten und Personen sich anheftet. Unter diesen Umständen haben die Politiker gethan, was von ihnen zu erwarten stand: sie haben verboten und verfolgt. Wie weit sie damit kommen werden, das ist eine andere Frage. Sie selbst können wohl nicht glauben, ein Buch dadurch, daß sie es aus dem Meßkatalog streichen, auch aus der Literatur zu bringen und eine Richtung der Zeit dadurch zu vernichten, daß sie ihre Neußerung hemmen und erschweren. Denn weder nach Censuredicten wird die Literaturgeschichte geschrieben, noch entsteht und vergeht eine Idee wie ein bedrucktes Stück Papier. Aber solche Erwägungen dürfen sie einstweilen nicht kümmern: sie thun, was sie thun müssen und was sowohl in ihrem Amte als, wie die Dinge nun einmal sind, sogar in ihrem Rechte liegt. Dies Recht abzuläugnen, fällt uns nicht ein; es ist das Recht der Thatsache und des Besitzes, in dem natürlich Jeder sich so lange halten will, wie er kann. Das versteht sich von selbst.

Bei Weitem nicht so klar und sicher sind sich die Aesthetiker. Die Gewandtheit der Form, das wirkliche und lebendige Pathos, die unläugbare poetische Wirkung, welche die besten dieser neuen politischen Gedichte (nämlich die von Georg Herwegh, die wir hier überall im Sinne haben) auszeichnet,

imponirt ihnen. Sie können auf die Dauer gegen diese Vorzüge nicht blind sein. Denn wenn ihr Geschmack auch einseitig ist, so sind sie doch nicht geschmacklos, sie sehen das Gute wohl, nur daß sie es nicht immer sehen mögen. So befinden sie sich hier in einer eigenthümlichen Verlegenheit: sie können diese Gedichte an sich nicht mißbilligen, sie sind schwungvoll, wohl-tönend, nach allen Regeln der Kunst gefertigt; es steht nichts im Wege, daß sie sie nicht vortrefflich finden und aus voller Seele anerkennen möchten — wenn es nur nicht politische Lieder wären!

Und nicht bloß die Aesthetiker, nicht bloß diejenigen, die sich auf den selbstzufriednen Genuß des Kunstschönen beschränken, auch ein guter Theil unsrer Dichter selbst befindet sich in einer ähnlichen Verlegenheit. Denn daß wir uns darüber nur nicht täuschen: mit Bewußtsein, aus freiem Willen und wirklicher Einsicht in die Nothwendigkeit dieser Entwicklung, haben bis jetzt nur außerordentlich Wenige die politische Richtung der Literatur eingeschlagen. Einige sind mitgegangen aus allgemeiner jugendlicher Regsamkeit, Andere vermöge der ursprünglichen Gesundheit ihrer Natur, die an einzelnen Verkehrtheiten unsers politischen Daseins sich ärgert, ohne daß sie darum irgend einige Einsicht in die Entwicklung der Dinge und ein großartigeres politisches Interesse hätten, vielleicht sogar Einige bloß des Spectakels wegen. Die Mehrzahl unsrer Dichter dagegen, namentlich die jüngeren, der neueste Anwuchs, der noch keinen Namen und keinen Charakter hat, und aus dem eben deshalb noch Alles werden kann, steht noch unentschieden und weiß selbst nicht recht, was er ergreifen und wohin er sich wenden soll.

Und wirklich, es steht heuer schlimmer mit diesen jungen

Dichtern, die keine selbständige Einsicht in den Gang der Zeit haben und die doch auch, des Beifalls wegen und weil es so schön ist, ein deutscher Dichter zu sein, durch ihre poetische Thätigkeit gern auf die Zeit einwirken möchten. Die junge politische Poesie tritt, wie wir schon bemerkten, nicht ohne allen Anflug von Gewaltthätigkeit und Alleinherrschaft auf. Man braucht darum nicht schlecht von ihr zu denken, sie kann nicht anders: wer lange ausgeschlossen war, für den ist es, sobald er einmal zur Herrschaft kommt, ganz natürlich, daß er wiederum ausschließt und ächtet. Sklaverei erzieht Tyrannen. So auch die junge politische Poesie. Man hat ihr so lange das Recht und die Möglichkeit der Existenz abgeurtheilt, daß sie nun, da sie der Welt ihre Existenz durch die Thatfache dargethan hat, drauf und dran ist, sich und nur sich als die einzig berechtigte Existenz darzustellen, neben der alle andere Art von Poesie aufhören und verschwinden muß. Das sind Einseitigkeiten, die im Lauf der Natur liegen und die die Zeit schon berichtigen und ausgleichen wird. Das große Publikum aber, welches in der Regel und weil eigenes Denken seine Sache nicht ist, noch auch sein kann, demjenigen Recht gibt, der von sich selbst am Deftesten sagt, daß er Recht hat, und das überdies durch die überüberredende Macht der Leidenschaft, durch den Zauber der Jugend, endlich auch durch den Reiz des Verbotenen sich zu der neuen Poesie hingezogen fühlt, scheint nicht übel Lust zu haben, die Alleinherrschaft des politischen Liedes bis auf Weiteres auch seinerseits zu sanctioniren; es hat den Geschmack an Wald- und Liebes- und Sehnsuchtsliedern sichtlich verloren, und wie ein Löwe, der einmal Blut gekostet hat, verlangt es Politik und immer Politik. — Die meisten unsrer jungen Dichter nun sehen

diesem Vorgang zu, ohne ihn innerlich zu verstehen. Sie sehen nur, daß es jetzt eine Mode ist, politische Gedichte zu machen und zu lesen; sie werden vielleicht zugeben, daß dies eine sehr gute Mode ist: allein auch die beste Mode kann zwar lange währen, aber doch nicht ewig. Und wie lange wird diese währen? Ist es rathsam, sich ihr anzuvertrauen und mit diesem Strome zu schwimmen, der ohnedies schon in allerhand Untiefen, in Conflicten mit Nachbarn und Behörden u. s. w., sein Unbequemes hat? Wird er nicht vorüber und vorbei sein, ehe es ihnen nur gelungen ist, aufzutauchen? wird der politische Schnitt nicht veraltet und geschmacklos sein, ehe sie noch ihren Dichterrock darnach zugerichtet haben? Und sind sie daher nicht in der Gefahr, Talent und unbefcholte Stellung und bequemes Leben an ein Ding zu wenden, mit dem sie nicht einmal das erlangen können, was sie damit kaufen möchten — Dichterruhm? Und noch dazu, wenn das ein Irrthum ist, so ist es ein viel gefährlicherer, als alle anderen; denn man kann wohl sehr leicht und durch sehr wenig verdächtig werden, wie z. B. durch ein Lied — aber nachher wieder unverdächtig werden, das hält schwer.

Das also ist die Verlegenheit unsrer Aesthetiker und unsrer angehenden Dichter. Allerdings wäre sie ganz leicht und sehr gefahrlos zu entscheiden: die zaghaften Zweifler brauchten sich nur der Arbeit des Denkens zu unterziehen, sie brauchten nur dies anscheinende Labyrinth der Wirklichkeit am goldenen Faden der Theorie zu durchwandeln, sie brauchten nur die göttliche Mutter aller Dinge, die Philosophie, zu befragen. — Diese Arbeit wäre nicht so schwer.

Denn zuerst steht wohl fest (oder will es Jemand läugnen?), daß die Aufgabe der Kunst im Allgemeinen und also auch die

Aufgabe der Dichtkunst die Darstellung des Schönen ist, und zwar nicht bloß des Schönen überhaupt und abstracter Weise, sondern die concrete (plastische) Darstellung des Schönen - als wirklich und persönlich. Oder mit andern Worten: die Aufgabe der Kunst ist die schöne Individualität und ihre Darstellung. Das schöne Individuum ist also die Voraussetzung und erste Grundlage aller Kunst; es ist das Erste, wozu ein Volk und eine Literatur sich erheben muß, wenn sie in der Kunst etwas Eigenes und Wahrhaftiges leisten wollen. Ist dies schöne Individuum, das, als das schöne, auch das kunstberechtigte ist, einmal gewonnen, so ist auch sein ganzer Inhalt, als der Inhalt der schönen Individualität, schön und kunstberechtigt. Diesen Inhalt zur Darstellung, und wiederum zur Darstellung im Gebiet des Schönen zu bringen, ist die Natur und Thätigkeit des Individuums und der Proceß der Kunst. Es wird nun also nur auf den jedesmaligen Inhalt dieser schönen Individualität ankommen, was künstlerisch, oder, damit wir speciell von der Poesie sprechen, was poetisch berechtigt und darstellbar heißen soll. Es ist nun ferner die Natur des Individuums, als des persönlich gewordenen Geistes, sämtliche Formen des Geistes, das heißt seiner selbst in seiner Allgemeinheit, als ein Besonderes in sich zurück- und aufzunehmen. Auch diesen unermesslichen Inhalt also wird das schöne Individuum, sobald es ihn in sich aufgenommen, künstlerisch reproduciren. Die Stadien, in denen der einzelne Mensch und in denen ganze Nationen diesen Inhalt in sich aufnehmen und ihn bewußt und thätig wieder außer sich setzen, sind die Epochen in der Entwicklung (oder, wie man es früher nannte, der Erziehung) sowohl des Menschen, als des Menschengeschlechts. Daß nun auch der Staat eine Form und Offenbarung des Geistes ist,

und daß solchergestalt zwischen dem Staat, als einer Form des Geistes, und dem Individuum, als dem persönlich gewordenen Geiste, dessen Wesen es ist, überall den Geist im Allgemeinen, als sein eigenes Ich, in sich aufzunehmen, ein unzerstörbares Band der Verwandtschaft, ein unveränderliches Recht des Eigenthums besteht, und daß damit die Bethheiligung des Individuums am Staat nothwendig ausgesprochen ist, das Alles wird wohl Niemand in Zweifel ziehen; wenigstens können wir mit denen, die es thun, eben nicht weiter verhandeln: sie würden uns doch nicht verstehen. Sind nun ein Mensch oder eine Nation in ihrer Entwicklung so weit gediehen, daß sie auch den Staat zu ihrem individuellen und wirklichen Inhalt machen, so wird auch der Ausdruck dieses Inhaltes im Schönen, also die künstlerische Darstellung des Staates und seiner Beziehungen, das heißt die politische Poesie, nicht ausbleiben. Umgekehrt kann dieser Inhalt nirgend in der Kunst wirklich zur Darstellung kommen, wo er nicht als Inhalt vorhanden ist — und dies ist die einzige wohlbegründete Bedenklichkeit gegen unsre bisherige politische Poesie und die Klippe, an der die bisherigen Versuche meist gescheitert sind. — Im Ganzen also heißt dies nun nichts Anderes als: wo in einer Nation politisches Bewußtsein ist, da wird dieses Bewußtsein auch seinen poetischen Ausdruck finden, da wird es eine politische Poesie geben; und ferner: wo wirklich eine politische Poesie ist, da muß die Politik bereits der Inhalt des schönen Individuums geworden sein. Das Eine deutet auf das Andere: die Politik ist zur Poesie berechtigt und die Poesie zur Politik. Die politische Poesie ist also mehr als eine Mode, sie deutet eine Epoche der welthistorischen Entwicklung des Volkes an, sie ist als solche unvergänglich und keinem Wechsel unter-

worfen, eine ewig fruchtbare Gebärerin künftiger Entwicklungen. — Demnach aber mögen auch die jungen Dichter, die in diesem Augenblick noch schwanken, ob sie die „Mode“ des politischen Gedichts mitmachen sollen oder nicht, sich wohl vorsehn, was sie thun. Als Mode kann sie nicht mitgemacht werden, man kann sich dieser Richtung auch nicht bloß als Poet hingeben, es reicht hier nicht aus, in Versen liberal zu sein, wie man wohl in Versen sehnsüchtig und betrübt und verzweifelt, und übrigens ein kreuzlustiger Mensch von guter Gesundheit ist: sondern diese Poesie, als der Vorbote einer menschheitlichen Entwicklung selbst, verlangt ohne Vorbehalt den ganzen Menschen, den ganzen Mann. Sie darf nur die Möwe sein, die vor dem Sturm einherflattert, nur die Lerche, die den Lenz verkündet. Bleiben der Sturm und der Frühling aus, so sind diese Lieder großsprecherische Thorheiten und der Poet ein Tropf, ein träumerischer Narr gewesen. Und also soll sich auf diese Poesieen Niemand einlassen, der nicht in sich den Muth und die Kraft verspürt, nöthigenfalls den Poeten durch den Mann, das Talent durch den Charakter, das Lied durch die That zu vertreten und zu retten. — Merkt Euch das!

Allein das Alles, wird man uns entgegen, ist Theorie, es ist Speculation, eine bloße Sache des Verstandes. Aber daß der dürre Baum der Speculation Alles in der Welt bringt, nur keine poetischen Früchte, und daß Niemand weniger zum Poeten geschickt ist, als der Philosoph, das haben wir an unzähligen und zum Theil sehr berühmten Beispielen längst gesehen. Also mit dem, was der Verstand theoretisirt, ist hier in der Poesie nichts auszurichten: sie unterwirft sich den Berechnungen des Verstandes nicht, sie ist Gemüth, und nur das Gemüth

kann sie verstehen und begreifen. Wenn nun also unser Gemüth sich von der politischen Poesie abwendet und von ihr kalt gelassen wird, was hilft dann alles Beweisen und Erörtern?

Es sei; so würde vermuthlich auch von Seiten des Gemüths sich manches Empfehlende für die politische Poesie beibringen lassen. Wir würden sie fragen, diese weichen, milden, gerechten Männer des Gemüths, ob es der gerühmten Hoheit der Poesie und der Würde des Dichters entspricht, daß sie, die die Zungen der Gottheit selber sind und vor denen alle Geheimnisse aufgedeckt liegen, sich allein um die Politik nichts kümmern sollen, da sie, ihrer Natur nach, doch allmächtig und zu allem Höchsten berufen sind? Wir würden ihnen zu Gemüthe führen, ob es schön ist und edel läßt, daß der Dichter sich zwar zu kümmern hat um jedes Gräschen im Wald, daß er den Lämmern zusehen muß, wie sie springen auf der Weide, daß er herbei-laufen muß und ein Lied klimpern, wo zwei verliebte Menschen sich küssen und wo sie Hochzeit machen, und wo Einem der Wein zu Kopfe gestiegen ist, und immer und überall muß er das Gold seiner Stimme leihen: aber um den Staat, dieses Ding, das ihn überall umgibt, das er in seinem Brod isst und seinem Wein trinkt (oder wenn er keinen Wein trinkt, so merkt er es eben daran) — um diesen Staat allein soll er sich nicht kümmern? Nachtigall und Lerche und Maikäfer und Gelbveiglein soll er preisen, aber der Name der Freiheit und des Vaterlandes soll seinem Liede verwehrt sein? Wie? Wo ein Baum Knospen und ein Mädchen ein Kind kriegt, da soll er außer sich gerathen vor Bewunderung und singen, ein Langes und ein Breites: und wo der Baum unsrer Geschichte knospet und keimt, wo die Zeit im Geburts-

schmerz ringt, wo das erhabenste Schauspiel sich entfaltet, das Götter und Menschen sehen können: wo ein Volk um seine Freiheit ringt, da soll der Dichter stehn und schweigen? Wie? — Wir würden sie aufmerksam machen, ob nicht am Ende mit dem beliebten und belobten Spruch: der Dichter stehe über den Parteien, statt, daß man ihm damit eine Ehre und recht etwas Vornehmes zu erzielen meint, ihm vielmehr eine Schande und Schmach geschieht. Es ist dies in der That noch Etwas, was an die weggeworfene Stellung der Hofnarren, sowie an die Ehr- und Rechtlosigkeit der römischen scurrae und mimi erinnert. Freilich wohl, Hofnarren kann man auf diese Weise schon erziehen und zur Noth auch wohl Hofdichter; aber doch keinen Dichter. Und genau besehen, was heißt es denn: der Dichter steht über den Parteien? Heißt es etwas Anderes, als daß der große Kampf zwischen Freiheit und Unfreiheit, zwischen Leben und Tod für den Dichter kein Interesse hat? und wofür soll, ja wofür kann der Mensch sich interessieren, wenn für die Freiheit nicht? Man kann ja ohne dies Interesse nur ein Thier oder ein Schurke sein.

Allein wir fürchten sehr, daß auch diese Appellation an das Gemüth ohne Wirkung bleiben wird. Denn in den zartbesaiteten Herzen dieser Leute, in denen jeder Seufzer einer alten Frau und jedes Flügelsummen einer Mücke wiederklingt, pflegt der Name der Freiheit und des Vaterlandes keine Resonanz zu finden; ihr Herz ist blos auf Blumen und Bäume, auf Sterne und Küsse abgerichtet: es versteht unsre Sprache nicht. Wir könnten also endlich die Macht des Beispiels zu Hilfe rufen. Wir könnten sie erinnern an die glänzende Literatur der Griechen und der Römer, die wesentlich auf politischer Grundlage beruht, ja die im tiefsten Grunde gar keinen anderen Inhalt

hat und kennt, als das politische Interesse. Wir könnten ihnen die üppige Blüthe der attischen Komödie, die durch und durch politisch war, und die der Staat selbst, derselbe Staat, gegen den sie mit Lachen ihre Geißel schwang, gewissermaßen begründet und längere Zeit hindurch sogar auf öffentliche Kosten erhalten hat, und den unvergleichlichen Namen des Aristophanes in's Gedächtniß rufen. Wir könnten sie an Dante erinnern, der doch sonst bei unsern Romantikern eines so unbezweifelten und unbedingten Ansehns genießt und der, wie er persönlich und praktisch an den politischen Begebenheiten seiner Zeit den lebhaftesten Antheil nahm, so auch seine große göttliche Komödie mit den Fäden des politischen Interesses, das sich bei ihm sogar bis zur entschleidensten Parteinahme steigert, überall durchspinnen hat. Wir könnten ihnen Shakespeare nennen, der mit besonderer Vorliebe politische Stoffe behandelt und in dessen Stücken eine schärfer eindringende Kritik noch außerordentlich viel Anspielungen auf die Geschichte seiner Zeit und ihre politischen Verhältnisse aufdecken wird, ja dessen Erscheinung überhaupt ohne die gleichzeitige politische Blüthe Englands gar nicht möglich war. Wir könnten sie endlich auch auf das neueste Beispiel unsrer Nachbarn, der Engländer sowohl als der Franzosen, verweisen, in deren Literatur hauptsächlich nur dasjenige eine nachhaltige und eingreifende Wirkung, sowie die Liebe und den Beifall der Nation erlangt, was der lebendige Herzschlag des politischen Interesses durchzuckt.

Allein auch hier wird die Antwort bei der Hand sein. Man wird uns entgegen, daß die Alten eben die Alten gewesen und von ganz anderem Stoff als wir, daß sie aber, trotz ihrer gigantischen Natur, zuletzt doch auch zu Grunde gegangen sind und zwar eben vermöge ihrer politischen Einrichtungen. Man wird

sagen, daß Aristophanes ein frecher, unanständiger Mensch gewesen, und daß die antike Komödie die Schuld trägt am Untergange der athenischen Herrlichkeit. Man wird Dante's Geschichtsallegorien in religiös mystischem Sinne deuten und bei Shakespeare's politischen Stücken uns von der Einrichtung der altenglischen Bühne erzählen, und wie viel besser es mit unserem Theater stände, wenn wir keine Decorationen hätten. Endlich wird man sagen, daß die Engländer ebenso zur politischen Existenz und zur Weltherrschaft berufen seien, wie wir berufen sind zum speculativen Dasein. Und was zuletzt noch die Franzosen anbetrifft, so ist das, wird man sagen, ein ganz verruchtes Volk, mit dem kein ehrlicher Deutscher etwas gemein haben möge.

Denn es ist die Natur der meisten Menschen, daß sie die Theorie verachten, daß ihr Gefühl immer nur sich selbst, nie Andere versteht, und daß sie aus Beispielen nichts lernen. Erst wenn das zerschmetternde Gewicht der Thatsache auf ihr Haupt fällt, dann erst fangen sie an einzusehen und zu glauben. Aber in der Regel ist es dann zu spät.

Und so sei denn hier der Versuch gemacht, uns der Lösung dieser Frage über die Berechtigung des politischen Liedes und seine Bedeutung für unsre Zeit auf einem andern Wege zu nähern, der hoffentlich weniger Vorurtheile verletzen und dessen Ergebnis man williger anerkennen wird. Ob Politik und Poesie sich mit einander vertragen oder nicht und woran man besser thut, ob politische Gedichte zu machen oder zu verfolgen, dies und Aehnliches bleibe hier bei Seite gesetzt; die Thatsache allein ist es, die hier sprechen soll. Wir werden zu zeigen suchen, daß die deutsche Literatur bereits seit Jahrhunderten, sei es nun mit Recht oder Unrecht, erlaubter oder unerlaubter Weise, —

genug, daß sie seit Jahrhunderten thatsfächlich in der Entwicklung zur politischen Poesie begriffen ist, und daß unsere Nation zahlreiche Anfänge und Versuche einer politischen Poesie bereits thatsfächlich besitzt: das heißt, einer Poesie, die sich der gleichzeitigen Ereignisse des öffentlichen Lebens, die sich der politischen Zustände, Begebenheiten und Personen ihrer Zeit als ihres Inhalts zu bemeistern, ihnen zu dienen oder sie zu bekämpfen, und in Ernst oder Schimpf, in Lob oder Tadel, als eine öffentliche Macht auf die Geschichte einzuwirken strebt. Wir werden zu zeigen suchen, mit wieviel Glück oder Unglück unsere Poesie dies bisher gethan, welche Stadien sie auf diesem Wege durchlaufen, welche Hindernisse sie gefunden, in welche Verirrungen sie gerathen: und überhaupt welches Band und welches Verhältniß bisher zwischen der Poesie und der Politik bei uns bestanden hat. So, hoffen wir, wird aus diesem Spiegel der Vergangenheit die gegenwärtige Berechtigung des politischen Gedichtes und seine nothwendige Zukunft sich von selbst und mit einer, wie uns dünkt, unwiderlegbaren Sicherheit ergeben. Denn der historische Verlauf eines Dinges ist die Vernunft der Sache selbst; wer daher von den Aussprüchen der Geschichte appelliren will, der läuft Gefahr, sich von der Vernunft selbst zu entfernen.

Hier indessen diese Geschichte unsrer politischen Poesie und des Verhältnisses unsrer Poesie zur Politik vollständig und in ihrem ganzen Umfange zu geben, hindern uns die vorgeschriebenen Grenzen dieses Aufsatzes. Und in der That, wollten wir unsre Aufgabe gründlich lösen, so wäre uns nichts Geringeres zu thun, als hier eine vollständige Geschichte überhaupt unsrer literarischen Entwicklung zu versuchen. Es genüge also, wenn wir hier nur die allgemeinsten, die hauptsächlichsten Umriffe dieser

Entwicklung bieten und uns im Ganzen mehr andeutend, als ausführend verhalten. Ueber das Ziel und Ergebniß unserer Wanderung wird ja doch hoffentlich Niemand in Zweifel bleiben — sollte dasselbe auch für Manchen unerwartet und unerfreulich sein! —

Und unerwartet wird es gewiß Manchem sein, wenn er erfährt, daß unsre Poesie schon in ihren ersten Anfängen und da, wo wir am Frühesten von ihr hören, eine unleugbare politische Beziehung hat. Wir haben dabei die bekannte Stelle des Tacitus im Sinn, in der Germania C. 3, wo er von den Liedern spricht, mit denen unsre Altvordern in die Schlacht schritten, und von dem Barritus, dessen dröhnender Wiederhall ihnen als ein Orakel für den Ausgang des Gefechtes galt. (Vgl. C. Fr. Mühs, ausführliche Erläuterung der zehn ersten Capitel der Schrift des Tacitus über Deutschland. 1821. p. 112 fgg.) Ueber den Inhalt jener Lieder wissen wir freilich wenig; sie sollen historischen Inhaltes gewesen sein und einen Hero, welchen Tacitus den Herkules nennt, als den tapfersten aller Männer gepriesen haben. Noch weniger wissen wir über den Inhalt und die eigentliche Beschaffenheit des Barritus, in welchem Einige (aber gewiß mit Unrecht, wie sich schon aus Tac. Hist. IV, 18 schließen läßt) sogar ein bloßes inhaltloses Geheul, ein wildes, unarticulirtes Aufjauchzen roher Kriegslust vermuthet haben. Allein so dunkel und unvollständig die Nachrichten über diese ältesten Lieder unserer Vorfahren im Uebrigen auch sein mögen, so gewiß und zweifellos ist die kriegerische Anwendung, die sie selbst von ihnen gemacht haben; es waren Schlacht- und Kriegsgeänge. Politischer nun aber, als ein

Schlachtlied, kann, nach Absicht und Wirkung, nicht wohl etwas sein: ja das Schlachtlied ist die Spitze und höchste Blüthe der politischen Poesie. Denn in ihm tritt die Poesie aus der Sphäre der bloßen Empfindung, der bloßen innerlichen Anregung heraus, sie geht unmittelbar über in die That, der Klang des Liedes, das gesungene Wort erhebt mit sympathetischer Gewalt zugleich den bewehrten Arm, die Poesie wird ein Instrument des höchsten politischen Actes selbst, der Aufopferung des eigenen Lebens im Dienste seines Staats und seines Volkes.

Auch was übrigens von historischen Liedern der alten Deutschen uns theils ausdrücklich berichtet wird und was wir theils von ihnen vermuthen müssen, gehört hierher: also nicht nur die Gesänge, in denen, wie wir gleichfalls aus Tacitus wissen, das Andenken des Armin gefeiert ward, sondern auch die Spur von Liedern, die uns in den sagenhaften Erzählungen späterer Chronisten begegnet, namentlich des Jordanandes und des Paulus Diaconus, des Geschichtschreibers der Longobarden, worüber man das bekannte Werk von Gervinus, I., p. 24—32. (der ersten Ausgabe) vergleiche. Denn eine eigentliche Geschichtschreibung und Historiker, oder auch nur Chronisten in unserm Sinne, kannten die alten Deutschen begreiflicher Weise nicht, wie überhaupt kein Volk sie kennt, das ohne Reflexion, noch in der ersten vollen Unmittelbarkeit des Daseins lebt und dem die Vergangenheit nur im Spiegel der Dichtung gegenwärtig wird; auch die alten Deutschen kannten und besaßen nichts als das Lied. Wurde also, wie es geschehen ist und wie jene Chroniken es beweisen, das Andenken bedeutender Männer und großer, das gesammte Volk angehend der Ereignisse für die spätere Zeit erhalten, so muß dies, da

kein anderes Mittel der Aufbewahrung vorhanden war, lediglich durch Lieder geschehen sein, die gleichzeitig mit jenen Männern und Ereignissen entstanden waren und diese großen öffentlichen Begebenheiten zu ihrem Inhalt hatten. Historisch waren diese Lieder also gewiß und zwar auch in der Art, daß sie unmittelbar die gegenwärtige, gleichzeitige Geschichte aufgefaßt hatten. Dergleichen Liedern aber, als dem Element und Keim des politischen Gedichtes, sind wir hier ja eben auf der Spur: und wir haben daher ein Recht, die Existenz solcher ältesten Lieder gleichsam für die Urgeschichte unserer politischen Poesie in Anspruch zu nehmen.

Dem Umfange nach gewinnen wir dabei freilich nichts. Denn weder wissen wir irgend etwas Genaueres über diese Lieder, noch wird es jemals möglich sein, aus jenen bloß stofflichen Fragmenten, welche wir bei den Geschichtschreibern finden, uns ein nur einigermaßen deutliches Bild von ihrer poetischen Natur und Wirkung zu verschaffen; nur vermuthen läßt sich, daß sie, wie uns von den Liedern zu Ehren Armins ausdrücklich berichtet wird, zum größten Theil Loblieder und Siegesgesänge gewesen sind. Was wir aber wirklich dabei gewinnen, ist dies: daß bei uns Deutschen die Poesie bereits da, wo wir ihre erste leise Spur mehr ahnen als erblicken, den großen öffentlichen Zuständen, den Begebenheiten des nationalen Lebens zugewendet ist und daß eine Theilnahme des Volks an ihnen und der poetische Ausdruck dieser Theilnahme, das historisch-politische Gedicht, uns bei unsern Vorfahren bereits so früh begegnet, daß wir diesen Trieb wohl als einen ursprünglichen und angeborenen, als ein nationales Eigenthum unsers Volkes betrachten dürfen. Kein Druidenstamm, keine Kaste von Sän-

gern oder Priestern (vgl. jedoch Gervinus I., p. 20. 22), die die Kraft des Gesanges einseitig im Dienste ihrer Mysterien abnutzten, läßt sich bei unsern Vorfahren nachweisen: sondern Allen gemeinsam, ist das deutsche Lied auch für Alles berechtigt; donnernd, wie das Brausen des Meeres, läuft es vor den geschlossenen Reihen der Schlachtordnung, es würzt die Luft des Bechers, es überlebt das Grab der Gestorbenen, alles Höchste und Herrlichste, die Siege der Ahnen, den Ruhm der Helden, jede große und stolze Erinnerung, die das Herz des Mannes erhebt und es stark macht auch zum Tode, ist der Inhalt des ältesten deutschen Liedes.

Nicht lange blieb dies so. — Es ist der Beruf und die welthistorische Aufgabe des deutschen Volkes, seine ursprünglich eigene Natur für eine aufgedrungene fremde Bildung anscheinend hinzugeben, in der That aber in diesem Verlust und diesem Verzicht auf sich selbst sich selbst erst recht wiederzufinden und aus jeder Krisis dieser Art sowohl sich selbst, als die nun zum Eigenthum gewordene fremde Cultur einer höheren Stufe der Entwicklung zuzuführen: einem Strome gleich, der sich einige Zeit in die Tiefen der Erde verliert und dann Gold führend wieder zu Tage bricht. Diese Aufgabe, an die wir uns wohl oft erinnern mögen, theils um uns über manchen Unglimpf unserer Beurtheiler zu trösten, theils aber und ganz besonders, damit wir nicht bei ihrer einen ersten Hälfte allein stehen bleiben, begann für das deutsche Volk schon damals, als es seine heidnische Ursprünglichkeit gegen das Christenthum und dessen Gefolge, die römische Bildung, austauschte. Die Erziehung und Bil-

ding des Volkes fiel nun wesentlich in die Hände derjenigen, die ihm das neue Heil zugeführt hatten, in die Hände der Geistlichen. Die heidnischen Tugenden mußten den christlichen weichen; der Muth mußte zur Demuth werden, die Lust an tollkühner Wagniß, an Schlachtgewühl und kriegerischer That gab der Entsagung, dem Gebet und der Uebung kirchlicher Pflichten Raum; die ganze Richtung des Volkes ward innerlicher und von der Welt zurückgezogen. Rechnen wir dazu die unveränderte Epoche der Geschichte: jene gewaltigen Völkerströme, die ganze Nationen ergriffen und jeden Einzelnen von ihnen, mit Weib und Kind, mit Hab' und Gut, mit Sprache und Vaterland, in das Gewühl der Weltbegebenheiten geschleudert hatten, waren zu Ende; feste und geordnetere Staatszustände machten die rohen Vorzüge der früheren Bildung entbehrlich, es bedurfte nicht mehr, wie bisher, einer Nation von Helden, die einzig dem Kriege lebten, die sich mit Ketten in der Schlacht aneinandergeschlossen und denen keine größere Schmach bekannt war, als den gefallenen Anführer zu überleben: sondern schon bedurfte es eines fest angesiedelten, beruhigten Volkes, in welchem sich schon die Elemente des Staats, der Stoff und Keim des künftigen Bürgerthums entwickelte.

Es konnte nun nicht ausbleiben, daß diese Aenderung in den Grundlagen des nationalen Daseins nicht auch auf den poetischen Ausdruck desselben, auf die Entwicklung also der deutschen Poesie, eine entschiedene und tief eingreifende Wirkung geäußert hätte. Zu dem, was hier unmittelbar aus den Verhältnissen selbst floß, trat noch, als eine besonders wirksame Macht, der Einfluß der Geistlichen hinzu. Ihnen war es nicht genug, daß durch das Christenthum der gesammte Inhalt, die

ganze Denk- und Anschauungsweise des Volkes verwandelt und damit die Rückkehr der früheren Zustände von vorn herein unmöglich gemacht war; sie wollten auch dem, was als ein Rest und Andenken des früheren Daseins im Volke noch übrig war, nicht einmal Zeit gönnen zu welken, wie ein Baum nothwendig welken muß, dem man die Wurzeln abgegraben: sondern mit Stumpf und Stiel wollten sie jede Erinnerung der heidnischen Zeit ausgerottet, jede Spur unsers Heidenthums vernichtet wissen. So verfolgten sie namentlich jene Lieder, von denen wir oben gesprochen haben, wiewohl es ihnen nicht leicht geworden zu sein scheint, dieselben völlig zu unterdrücken. Das Volk hielt fest an seinen alten Gefängen, gleich als wüßte es, daß sie bald das Einzige waren, was ihm von seiner ursprünglichen Natur geblieben: und selbst einzelne Geistliche scheinen der wilden lebensfrischen Sirene des heidnischen Gesanges nicht immer widerstanden zu haben. Wilhelm Wackernagel, in seiner Ausgabe des Wessobrunner Gebetes, p. 25—29. hat eine Anzahl hierher gehöriger Stellen aus den Beschlüssen der Concilien und den Capitularien der fränkischen Könige gesammelt. Sie zeigen sämmtlich, einmal, mit welchem Eifer und welcher Vorsicht die Geistlichkeit alle Poesie, die unmittelbar aus dem Volke hervorging, als einen Niederschlag heidnischer Elemente zu unterdrücken suchte, und anderentheils darf man aus der oftmaligen Erneuerung dieser Verbote auch auf die Hartnäckigkeit schließen, mit der das Volk ihnen widerstand, oder richtiger: auf die Langsamkeit, mit der es sich von dem Nachhall seiner früheren heroischen Zeit entwöhnte. Ja die Geistlichen gingen noch weiter: die deutsche Sprache selbst suchten sie, zum Wenigsten in der Poesie, zu unterdrücken, und die lateinische, als das officiële Organ der Kirche

(vgl. Hoffmann von Fallersleben's Geschichte des deutschen Kirchenlebes, p. 9.) und die Trägerin der christlich-römischen Bildung, an ihre Stelle zu setzen; nur „für den kirchlichen Gebrauch ward die deutsche Sprache allerdings sogar ermunternd zugelassen.“ (Wackernagel a. a. D. p. 26. Anm.) Mit Einem Wort: wohin wir in dieser Zeit blicken, finden wir den Einfluß und die Thätigkeit der Geistlichen; das religiöse Interesse ist das ausschließliche Interesse, die bewegende Macht der Zeit, neben der alles Andere unberechtigt wird; die ganze Haltung des deutschen Lebens in jener Zeit haben wir uns ernst und streng zu denken, von der Weltlichkeit abgewandt, auf das Göttliche, Jenseitige allein gerichtet, ein stilles kaltes Morgendämmern, aus welchem sich erst spät die Sonne des Tages und der That erhob.

Wir wollen hier einen Augenblick verweilen, um uns über die Berechtigung klar zu werden, welche diesem Verfahren der Geistlichkeit zu Grunde lag. Denn in der That hat es nicht an solchen Beurtheilern gefehlt (selbst Wackernagel a. a. D. scheint von diesem Irrthume nicht ganz frei zu sein), die der Geistlichkeit den Untergang unserer ältesten Dichtung als eine Schuld anrechneten und überhaupt auf das Christenthum und die römische Bildung scheinlich sahen, weil sie unsre Ursprünglichkeit verdorben und uns der Möglichkeit beraubt haben, uns, so zu sagen, an den Incunabeln unseres Daseins antiquarisch zu ergötzen. Aber wer will in Abrede stellen, daß das Christenthum und die römische Bildung, gegen das germanische Hei-

denthum und die rohe Natürllichkeit unserer Vorzeit gehalten, unermesslich höhere, unermesslich berechnigte Potenzen waren? Die Idee des Christenthums, wenn wir es entkleiden von seinen historischen Umgebungen und Verpuppungen, ist zuletzt nichts anders als die Idee der Freiheit; solchergestalt trägt es alle künftigen welthistorischen Entwicklungen in sich, wie der Keim die Frucht, und seine Verwirklichung, als die Verwirklichung der Freiheit, ist die große Arbeit der Geschichte. Nur diejenigen Nationen, die an dieser Arbeit Theil nahmen, dürfen auf die Haltung historischer Nationen Anspruch machen. Daher indem das Christenthum zum Inhalt des deutschen Volkes gemacht, indem dieser Keim unendlicher Entwicklung in uns gelegt ward, wurde die Nation selbst der Geschichte erst eigentlich und für immer gewonnen. Die römische Bildung hat dabei die Bedeutung, daß wir uns durch sie auch mit der Vergangenheit vermittelt haben; wie das Christenthum die Zukunft, so hat sie uns die Vergangenheit zum Eigenthum gemacht und dadurch auch ihr, in uns, eine weitere lebendige Entwicklung, ein unsterbliches, fruchtbringendes Dasein bereitet. Man wird uns einwenden, daß dies Alles, weil es nothwendig war und geschehen mußte, geschehen sein würde, wie es geschehen ist, auch wenn die Geistlichen weniger eifrig gegen die Reste unserer nationalen Dichtung zu Felde gelegen und weniger einseitig immer nur das Christenthum und die römische Bildung im Auge gehabt hätten. Und freilich ist das wahr: aber man verlange doch nur von der Weltgeschichte kein antiquarisches Wohlgefallen, kein patriotisches Interesse, kein sentimentales Mitleid für die Ueberreste einer Epoche, die sie eben beschäftigt ist durch eine neue Epoche zu vernichten. Die Geschichte geht nun einmal

nicht anders als überall in Extremen; nicht was sie soll, sie thut, was sie kann, sie begnügt sich nicht mit dem, was scheinbar, zur Erreichung ihres nächsten Zweckes, allein zu thun nöthig wäre, sondern sie geht darüber noch hinaus, sie wagt und thut das Aeußerste, sie kehrt die Schneide scharf nach außen und erschöpft die ganze Kraft einer neuen Richtung, die eben durch dieselbe Energie (oder, wenn man es mit einem harten Worte sagen will, die Uebertreibung), durch die sie siegt, zugleich die sittliche Schuld begeht, durch welche auch sie wieder, als ein Unberechtigtes, der Vergangenheit anheimfällt und einer neuen Richtung weichen muß, welche es wiederum nicht anders macht.

Und so ist das Drama der Geschichte eine ewige Drestie, ein ewiger Kampf des Kindes gegen seine Mutter, der Gegenwart gegen die Vergangenheit. Eine Versöhnung aber dieser streitenden Mächte und sogar ein liebevolles Eingehen der Gegenwart auf die Vergangenheit wird da erst möglich, wo die letztere der erstern bereits so fern getreten ist, daß die Fäden, die von ihr zu uns herüberleiten, uns nicht mehr unmittelbar fühlbar sind. Erst wenn die Vergangenheit sich für unser Gefühl völlig von uns abgelöst hat, wenn wir uns emancipirt wissen von ihr und nichts mehr von ihr zu fürchten haben, dann erst kann es geschehen, daß wir uns zuerst mit Verwunderung, dann mit Theilnahme und endlich mit Liebe unserer Vergangenheit wieder zuwenden und sie uns durch ein ideelles Band näher rücken, seitdem uns kein praktisches mehr an sie bindet. Es ist wie mit den meisten Menschen: man liebt sie erst, wenn sie todt sind.

Auch dies ist eine Lehre, die wir uns oft wiederholen mögen und die namentlich diejenigen beachten sollten, die durch ihre Stellung darauf angewiesen und sogar genöthigt sind, un-

mittelbare Werkzeuge der Entwicklung zu sein. Sie lehrt uns, daß, um eine historische Macht zu repräsentiren, man vor Allem den Muth haben muß, mit der Vergangenheit abzuschließen. Man muß der Sohn seiner Thaten sein wollen und nichts weiter: man muß selbst stehen und selbst anzufangen wissen. Wer ewig nur an der Krücke der Vergangenheit einherhumpeln will, der wird niemals das flüchtige Glück der Zukunft erreichen. Wer ewig nur an den weggeworfenen Hülsen der Vergangenheit knaupelt, dem werden die Zähne stumpf und den schönen Kern der Gegenwart findet er ja doch in der welken Schale nicht. Diesen Muth freilich verleiht allein das Bewußtsein eines großen und werthvollen Principis, eines solchen Principis, das uns nicht sinken läßt, auch wenn wir fallen, das uns erhebt über die Dual des sittlichen Conflictes, und das uns, auch wenn wir untergehen, zum wenigsten keinen gemeinen Tod, nicht wie den Dieb am Strick, sondern tragisch, am Unrecht des Rechtes sterben läßt. Sie lehrt uns ferner, daß es bedenklich ist, mit der Vergangenheit schön zu thun, so lange die Gegenwart ihr noch sauer steht, z. B. mit dem Mittelalter zu liebäugeln, so lange die moderne Zeit noch nicht zu ihrer freien und wahren Existenz gekommen ist, die Vergangenheit zu füttern, so lange die Gegenwart noch hungert, und Todte zu behängen, wo die Lebendigen nackt gehen. Und endlich auch das lehrt sie uns, daß man nicht gleich Feuer schreien soll, wenn es wo brennt; das mögen die Nachtwächter thun — aber nicht Staatsmänner und Historiker.

Doch kehren wir zu unserem Thema zurück. — Die Geistlichen, indem sie damals das ganze deutsche Leben ausschließlich auf die religiöse Ausbildung bezogen, handelten also in ihrem Recht und gehorchten dem Genius der Zeit, dessen Willen es

war, daß Christenthum und die römische Bildung für uns Deutsche zu erwerben; sie handelten auch in ihrem Recht und handelten vernünftig, wenn sie Alles, was diesem Zwecke nicht unmittelbar entsprach oder gar ihm hinderlich zu werden drohte, bei Seite liegen ließen oder gewaltsam unterdrückten. So auch mit jenen Nesten der deutschen Dichtung. Wir mögen jetzt bedauern, daß es nicht anders gewesen, aber wir sollen auch eingestehen, daß es nicht anders hat sein können. Wir sollen von jenen Geistlichen nicht das Interesse, nicht die freudige Ueberraschung verlangen, mit denen jetzt wir in jenen ersten leisen Häserchen, in jenen schwankenden Halmen die Wurzel erkennen, aus der sich die gesicherte Blüthe unseres gegenwärtigen Daseins entwickelt hat. Für sie war das damals keine Wurzel, es war ein Schlingkraut, ein verderbliches Gewächs, das die freie Entfaltung, das glückliche Gedeihen ihrer Saat zu verhindern drohte — darum hieben sie es um. Und angenommen, sie hätten es anders gewollt — was für ein Leben hätten sie jenem alten Gesange damals nur gewähren können? welche Nahrung war es möglich ihm zuzuführen? wo war der Boden, der ihn erzeugen, wo die Luft, die ihn nähren, wo die Sonne, die ihn groß ziehen konnte? „Wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach“ — wo das Leben aufgehört hat, kann kein Gott mehr die Dichtung fristen. Haben wir nicht das Beispiel Karls des Großen? Er hat versucht zu leisten, was unterlassen zu haben wir den Geistlichen jener Zeit zum Vorwurf zu machen pflegen: er hat aus patriotisch=antiquarischem Interesse gesammelt und abgeschrieben und aufgespeichert — was hat er erreicht? wo ist seine Sammlung geblieben? Die Welle der Zeit macht es umgekehrt wie die

Welle des Stroms: sie läßt die Leichen zu Grunde fahren und trägt nur das Lebendige. Mit Recht daher hat man gesagt, daß es das Wesen solcher ältesten Volkslieder ist, unterzugehen (vgl. Gervinus a. a. D. p. 24. und den trefflichen Ausspruch von Fauriel, den er daselbst citirt, Note 6.), und also sollte man aufhören, ungehalten zu sein auf diejenigen, die nichts gethan, als daß sie diesen Liedern zur Verwirklichung ihres Wesens verholfen haben — mögen auch sie selbst nicht gewußt haben, was sie thaten. Denn das ist zwar ein unwürdiges, doch ein sehr allgemeines Loos.

Womit unter diesen Umständen die deutsche Literatur, von der erst jetzt die Rede sein kann, seit sie unter den Händen der Geistlichen ihren schriftgemäßen Ausdruck findet, sich beschäftigt und welche Farbe sie annimmt, das läßt sich aus dem eben Besprochenen leicht vermuthen. Ueberall ist die Literatur der Spiegel des Lebens: und so finden wir auch hier beinahe ausschließlich nur eine geistliche, mönchische Literatur, deren unmittelbare Ergebnisse, in Uebersetzungen und Auslegungen biblischer Stücke, in Predigten, Glaubensbekenntnissen und Beichtformeln (vgl. Wackernagel a. a. D. p. 27, Anm.) allerdings von geringstem Werthe sind, die wir aber dennoch wegen ihres förderlichen Einflusses auf Erweiterung und Bildung des Sprachschazes nicht hoch genug anschlagen können. Dieser philologische Gesichtspunkt ist es, den man bei Beurtheilung dieser Epoche festhalten muß, um nicht einseitig und ungerecht zu werden. Denn wenn nun auch diese ältesten Fragmente, mit ihrer knappen stammeln- den Sprache, wirklich nur den Eindruck von Schulerexercitien

auf uns machen, was ist daran zu wundern, da ja die deutsche Nation in der That damals bei den Geistlichen in die Schule ging und Belehrung, Bildung, ja die Sprache selbst von ihnen empfing?

Es ist klar, daß bei diesem Zustande der Dinge an ein Verhältniß der deutschen Poesie zur Politik und im Allgemeinen zu den Ereignissen der Geschichte, eigentlich nicht gedacht werden kann. Daß geistliche Interesse herrschte ausschließlich; nichts Anderes durfte neben ihm auftauchen. Das Volk selbst war von der Literatur, weil sie nur eine christlich römische sein sollte, ausgeschlossen und die Muse des Volksgefanges, die einst als Amazone in die Schlacht gegangen war, mußte sich jetzt, eine Märtyrerin, geächtet und verfolgt, in die Einsamkeit flüchten. Die Geistlichen aber, die nun die unbeschränkten Herren der Literatur waren, standen der Geschichte allzufeern, als daß die Poesie, welche sie hervorbrachten, einen historischen, oder gar einen politischen Charakter hätte tragen können. Wie das Volk von der Literatur, so waren die Geistlichen von der Geschichte ausgeschlossen; ausdrückliche Verbote (z. B. gleich der Anfang des ersten Capitulare Karls des Großen, v. J. 769: bei Balutius, *Capitularia Regum Francorum*, Paris. 1677. Band I., Fol. 189, ferner 164, 518 und öfters), deren oftmalige und dringende Wiederholung eine gewisse Renitenz von Seiten der Geistlichen vorauszusetzen nöthigt, untersagten ihnen den Gebrauch der Waffen und die persönliche Theilnahme an allen stürmischen Bewegungen der Zeit. In die strenge Zucht ihrer Klöster eingeschlossen, beschäftigt mit Singen und Beten, mit Glossiren und Uebersetzen, durften und konnten sie keine Aufmerksamkeit auf dasjenige verwenden, was außer-

halb ihrer Zelle vorging, auch so bewahrheitend, daß ihr Reich nicht von dieser Welt.

Aber daß wir nicht zu viel behaupten: auch schon in jener Zeit, so gut wie jetzt, gab es Geistliche, die sich in die Angelegenheiten des Staates zu mischen und bei Fürsten und Königen eine politische Rolle zu spielen suchten; ja sie mußten damals in diesem Bestreben noch glücklicher sein als jetzt, je ausschließlicher damals sie allein sich im Besitze aller Bildung und Kenntniß befanden und je mehr sie, bei Vornehmen und Geringen, der unbefchränktesten Hochachtung genossen. Allein wo es auch geschah und so oft auch Geistliche es waren, die die Zügel der Gewalt factisch in den Händen hatten, so konnte doch aus dieser versteckten, schleichenden, zum Höchsten amtlichen Thätigkeit sich kein politisches Pathos, kein freies historisches Bewußtsein entwickeln, das zu einem politischen Liebe begeistert hätte.

So beschränkt sich diese Literatur der Geistlichen, der Hauptsache nach, zunächst auf das Zurechtshweissen und Schmieden des spröden altdeutschen Sprachstoffes zum kirchlichen Gebrauch und sodann auf die Bearbeitung religiöser Stoffe, für die sie theils Sprache und Form des römischen Kunstepos, theils, wie Otfried und die Evangelienharmonieen, die jugendliche deutsche Sprache in Anwendung brachten. Und erst nachdem diese Stoffe erschöpft waren, gingen sie über den ihnen zunächst liegenden eigenthümlichen Kreis hinaus und ergriffen theils die Reste alter Volksagen, denen sie, wie sie vorher den christlichen Stoffen gethan und was damals der Mechanismus der Dichtkunst war, das Gewand der römischen Kunstpoesie anlegten (vgl. die von J. Grimm u. A. Schmeller herausgegebenen lateinischen Gedichte des X. u. XI. Jahrhunderts), theils Ereignisse und Per-

sonen der Zeitgeschichte. Bei diesem Vektorn leisteten sie, was ein Mensch leisten kann, der sich zur Geschichte vollständig theilnahmslos, nur als ein müßiger Zuschauer verhält: sie brachten die Thaten der Könige und Kaiser in lateinische Hexameter, gute oder schlechte, sie schrieben auf und referirten, sie wurden die Panegyriker und Hofpoeten ihrer Zeit. Und was sollten sie auch weiter thun als loben, da ihnen das Spotten ja überdies ausdrücklich verboten war? (vgl. Wackernagel, Wessobr. Geb. p. 29. Anm. 2.)

Solcher Gedichte, besonders lateinischer, gab es eine große Menge, „sie waren“ (sagt Gervinus a. a. D. p. 85) „in der sächsischen und fränkischen Zeit ganz an der Tagesordnung.“ Auch sind viele von ihnen uns erhalten und zum Theil, als historische Quellen, von nicht unbedeutendem Werth. So namentlich von der bekannten Nonne Grosswitha (vgl. Erhard's Geschichte des Wiederaufblühens der wissenschaftlichen Bildung, vornehmlich in Deutschland, bis zum Anfange der Reformation, 1827. I. p. 141) giebt es ein Lobgedicht auf Otto den Ersten, das neuerdings in Berg' Monumenta VII, p. 410 wieder abgedruckt ist. Ferner ein lateinischer Leich (vorausgesetzt nämlich, daß es ein solcher ist: s. Lachmann im Rhein. Mus. für Philologie, III. Jahrg. 1829. p. 432 fg. und dagegen Soltau, Einhundert deutsche historische Volkslieder, p. 29. fg., wo auch das Gedicht selbst zu finden ist) auf die drei Ottonen, besonders Otto des Ersten Sieg über die Ungarn. Von vorzüglichem historischen Werth ist Günther's, eines deutschen Geistlichen aus dem zwölften Jahrhundert, Ligurinus, ein Gedicht von zehn Gesängen, in welchem er die Thaten Kaiser Friedrich des Ersten in Ligurien verherrlichte, sowie sein Soly-

marius, dessen Gegenstand der Kreuzzug Kaiser Konrads des Ersten ist: s. Koch's Compendium I, 95. 96. Bouterwek, Gesch. d. deutsch. Poesie und Beredsamkeit, I, 58. Erhard, a. a. D. p. 142. Ferner Wippe's, des Kapellans Heinrich des Dritten, Panegyricus ad Henricum III. Imperatorem: vgl. Stenzel's Gesch. der fränkischen Kaiser, II. 41. Gervinus, a. a. D. und Gräffe, Lehrbuch der Literaturgesch. II, 1. 1. p. 362 — und Aehnliches, worüber man J. Grimm im zweiten Band der Altdeutschen Wälder und in der mit Schmeller veranstalteten Sammlung, deren wir bereits gedacht haben, auch Soltau, im Anfange des genannten Werks, vergleiche.

In all diesen Gedichten, insofern die Nachahmung der römischen Kunstpoesie sie nicht vollständig beherrscht und den eigenthümlichen Charakter ihrer Zeit verwischt, ist das historische Element durch das geistliche gleichsam gebunden. Dieses gibt den Ton an, es führt die leitende Stimme, es ist die Summe, in der die einzelnen Posten der geschichtlichen Ereignisse zusammengezogen werden. Um unsern Lesern dies an einem Beispiel zu zeigen, wollen wir sie besonders auf das Gedicht aus dem elften Jahrhundert aufmerksam machen, welches bei Soltau, a. a. D. p. 29 ff. mitgetheilt ist, und von dem wir für diejenigen, die das Soltau'sche Buch nicht gleich zur Hand haben, einige Bruchstücke hier in der Note beifügen wollen.^{*)} Es ist

^{*)} Das Gedicht, bei Soltau „Tod Konrad des Sallers“ überschrieben, findet sich, wie ebendasselbst bemerkt wird, ursprünglich in einer Handschrift der Bibliothek zu Cambridge, und ward darnach in J. G. Eccard's Veterum monumentorum quaternio. Lips. 1720 f. p. 56 f. abgedruckt. Es fängt an:

Qui vocem habet serenam, hanc proferat cantilenam
De anno lamentabili et damno ineffabili.

ein Gedicht auf das Unglücksjahr 1039, das besonders durch den Tod des Kaisers Konrad des Saliers selbst, sowie durch andere zahlreiche und namhafte Sterbefälle ausgezeichnet war. Man beachte nun wohl, wie in diesem Gedichte der hymnenartige, religiöse Refrain, das Gebet: „Rex Deus, vivos tuere, et defunctos miserere“, das sich auch schon durch einen strengeren Rhythmus vor dem Uebrigen auszeichnet, immer wiederkehrend, über die trockne Aufzählung der geschichtlichen Ereignisse gleichsam sich empor schwingt. Es ist die eigentliche Lebensader des Gedichtes, der Träger seines Pathos, das nur in der religiösen Sphäre zur Erscheinung kommt. Das Gedicht erhält dadurch einen gewissen kirchlich dramatischen Anstrich: in den einförmigen, fargen Vortrag des Historikers bricht schwungvoll der Refrain des Geistlichen, wie ein Chor, wie das Gebet, die Litanei einer

Dolet omnis homo, forinsecus et in domo,
Suspirat populus dominum, vigilando et per somnum.

Rex Deus vivos tuere et defunctis miserere.
Anno quoque millesimo nono atque tricesimo,
De Christi nativitate nobilitas ruit late,
Ruit Caesar caput mundi, et cum illo plures summi,
Occubuit Imperator Cunradus legum amator.

Rex Deus vivos tuere et defunctis miserere.
Eodem vero tempore occasus fuit gloriae,
Ruit stella matutina Gunnild regina:

Neu quam crudelis annus, corruerat Herimannus,
Filius Imperatricis, Dux timendus inimicis
Ruit Kuono Dux Francorum et magna pars ingenuorum.

Rex Deus vivos tuere et defunctis miserere.
Imperatoris gloria sit nobis in memoria

Ac frequentiore mentione vivat vir indolis bonae,
Et praeclara fama post mortem vitae praestet hunc consortem.

Rex Deus vivos tuere et defunctis miserere. sqq.

Und so kehrt der Refrain noch fünfmal wieder.

versammelten Gemeinde hinein; von den Unglücksfällen und Trübsalen der Welt werden wir immer wieder abgerufen und hingewiesen auf den, ohne dessen Schutz die Lebenden, ohne dessen Erbarmen die Todten verloren sind, und der allein den ewig ruhenden, ewig sichern Mittelpunkt in dieser Welt des Elends und der Hinfälligkeit bildet. — Aehnlich, wiewohl in ihm die beiden Elemente des Historischen und des Geistlichen weniger scharf auseinander gehalten sind und namentlich das Geschichtliche in dem Hymnenartigen des Gedichts fast völlig untergeht, ist das gleichzeitige Lied auf die Krönung Kaisers Heinrich des Dritten, das man gleichfalls bei Soltau p. 31. nachschlage. —

Noch interessanter, als diese lateinischen Gedichte, und namentlich an poetischem Werth bei Weitem überwiegend, sind die wenigen historischen Lieder dieser Zeit in deutscher Sprache, über die man in Kürze Kobersteins Grundriß der Geschichte der deutschen National-Lit. p. 54. 55. vergleiche. Auch sie freilich verläugnen den geistlichen Stand ihrer Urheber nicht und geben den historischen Kern nichts weniger als rein und unentstellt: dennoch, gleich als ob aus der jungen lebensvollen Sprache ein Hauch der Jugend und des Lebens auch auf den Verfasser selbst übergegangen wäre, erheben sich diese deutschen Gedichte an Frische und eigenthümlicher Lebendigkeit bei Weitem über die lateinischen Verschroniken, diese traurigen Schatten der römischen Kunstdichtung. Vor Allem gilt dies Lob von dem berühmten Ludwigslied, das ein fränkischer Geistlicher zur Feier des Sieges verfaßte, den König Ludwig der Dritte, ein Sohn Ludwigs des Stammers, im Jahre 881. bei Saucourt über die Normannen erfocht. Dieses Lied, von welchem man den besten Abdruck (nach Hoffmann von Fallersleben's Elnonensia. Mo-

numents des langues romane et tudesque dans le IX. siècle, publiés par Hoffmann et Willems. p. 4, 7, 8, 31) in Wackernagel's deutschem Lesebuch, I, Sp. 105. der zweiten Ausgabe findet, *) zeichnet sich allerdings durch einen frischen und schwungvollen Ton, durch männlichen Takt und einzelne glänzende Schilderungen aus; für was Alles es dann auch reichliches Lob erfahren hat. Nichtsdestoweniger, wenn man es näher betrachtet und namentlich, wenn man es, nach Gervinus geistreichem Vorgange (a. a. D. p. 78), mit einem ähnlichen angelsächsischen Liede, dem Gesang auf Athelstans Sieg über die Dänen bei Brunanburg, vergleicht, das unbezweifelt weltlichen Ursprungs ist, so wird Einem wohl fühlbar, in welchem Nachtheil der Geistliche, in seiner klösterlich friedlichen Beschränktheit, sich überall da befand, wo es sich um die Auffassung eines großen historischen Ereignisses, um die selbständige, eigene That des Mannes, nicht um Wunder, sondern um Wunden, um Kampf und Schlacht und die höchste Bethätigung des politischen Lebens handelte. Das angelsächsische Gedicht ist in Wharton's history of english poetry abgedruckt; da wir dies Buch im Augenblick nicht zur Stelle haben, und da auch so das angelsächsische Gedicht nicht Vielen unter unsern Lesern zugänglich sein dürfte, so wollen wir hier wenigstens die oben erwähnte Parallele von Gervinus hersetzen, die die beiden Richtungen vortrefflich gegeneinanderstellt und dadurch überhaupt zu einem Schlüssel für den ange deuteten Unterschied der geistlichen und weltlichen Auffassung wird. „In dem angelsächsischen Liede“, sagt er, „versetzt der Dichter den Hörer unmittelbar in die Schlacht, zwischen gespal-

*) Doch vergleiche auch die lehrreiche Zusammenstellung bei Soltan a. a. D. p. 3.

tene Schilde und gestürzte Banner, mitten in den Sieg, welchen das Brüderpaar ersicht, denen auch hier, wie dem Ludwig im deutschen Gefange, von den Ahnen angeboren ist, des Vaterlandes tapftrer Schutz und Schirm zu sein. Im deutschen Liede aber führt der Dichter den Sieger erst als einen Diener Gottes ein, als einen der Gnade Gottes besonders Empfahlenen, als einen Gottesvasallen auf dem Frankenthron. Der Himmel darauf sendet seinem Erlorenen Unglück zur Prüfung, den Einfall der Normannen, und, was noch pfäffischer klingt, moralischen Verderb, Raub, Lug und Verrath. Christus war erzürnt; der Herr beruft seinen Auserwählten und beurlaubt ihn, er tröstet seine Gefellen mit Gottes Rath und Hilfe, er verspricht Lohn den Siegern und Sorge für der Gefallenen Wittwen und Waisfen. Er zieht aus, er sieht die Normannen, Gott Lob, ruft er, er sieht, was er begehrte; er reitet kühn, er singt ein heiliges Lied, Alle zusammen singen Kyrie eleison. Nun erst folgt in einer schönen und gehobenen Stelle eine kurze Beschreibung der Schlacht selbst *), die das ganze angelsächsische Lied füllt, die

*) Sang uual gifungan.
 Uuig unal bigunnan.
 Blut skein in uuangon.
 Spilodun ther urankon.
 Thar uaht thegeno gelih.
 Nichein sofo hludwig.
 Snel indi kuoni.
 Thaz unal imo gekunni.
 Suman thuruh skluog her.
 Suman thuruh stah her.
 Her skancta cehanton.
 Sinan fian: : :
 Bitteref lidel.
 So uue hin hio thef libef.

uns dort mit den Theilen des stegenden und besiegten Heeres bekannt macht, mit den Führern und Erschlagenen, die die Fliehenden und Verfolgenden begleitet, die Sieger und Besiegten heimführt; und wo der Deutsche am Schluß fromm ein Sieges-Ledeum anstimmt, jubelt der Angelsachse, wie der Ragnar Lodbrockgesang oder der Araber Laabbadta Scharran, daß Raben und Adlern und Wölfen auf dem Schlachtfelde ein Mahl bereitet sei; und wo der Deutsche ein Meßgebet zum Schluß gibt, blickt jener auf die Thaten der Ahnen stolz zurück und verkündet, daß keine solche Schlacht gekämpft ward, seit die Sachsen die Briten besiegte und das Land erobert hätten.“ *)

Ferner hat man noch einen halb lateinischen, halb deutschen Reich auf Otto den Großen, der eben durch diese Zusammensetzung seinen geistlichen Ursprung unverkennbar an den Tag legt. Im Ton hat er einige Aehnlichkeit mit dem Ludwigs-Liede, doch steht er ihm an Lebendigkeit und Fülle nach, wie denn auch schon die zusammengeflochtne Form kein reines Wohlbehagen zulässig macht. Vergl. den durch Wackernagel verbesserten Abdruck in Hoffmann's Fundgruben I, 340. und Soltau

*) Gervinus nennt das Gedicht schließlich, möge es nun im Ganzen die Arbeit eines Geistlichen oder nur durch die Hände eines solchen gegangen sein, einen „durchaus volksmäßigen Gesang.“ Gewiß kann man dem beistimmen, nämlich insofern das Gedicht einen durchaus geistlichen Charakter hat, dieser geistliche Charakter aber damals allerdings der zeitgemäße und volkstümliche war. Denn anders und in dem gewöhnlichen Sinne gefaßt, wonach volkstümliche Poesie einen Gegensatz zur Kunst und hier speciell zur geistlichen Poesie bildet, würde unseres Bedünkens von Volkstümlichem im Ludwigsliede nichts zu spüren sein, als höchstens jene Schilderung der Schlacht, der allenfalls irgend eine volkstümliche Reminiscenz zu Grunde liegt.

a. a. D. p. 15. Auch Servinus erwähnt seiner, wiewohl nur ganz flüchtig: p. 79 Note 63.

Endlich verdient hier auch noch der vielgerühmte Lobgesang auf den heiligen Anno, Erzbischof von Köln, (stirbt 1075) unsre Aufmerksamkeit: vgl. Koberstein, p. 147. Servinus I, 157. fg. Das Gedicht selbst findet sich, außer bei Schilter, auch bei den Gedichten seines ersten Entdeckers, Martin Dpiz, in den Ausgaben Breslau, 1639. und Zürich, 1755. Nicht zwar, als ob der Lobgesang auf den heiligen Anno auf irgend eine Weise ein politisches Gedicht zu nennen wäre, sondern wir erwähnen ihn hier nur um seiner epischen Digressionen willen und weil er zeigt, wie die Geistlichen allmählig, wenn auch nicht für die Geschichte ihrer Zeit, so doch für die Geschichte überhaupt empfänglich wurden, wie das Auge, das bis dahin ausschließlich auf geistlichen Gegenständen gehaftet hatte, sich allmählig über die Klostermauer hinaus, auch auf das große Theater der Weltgeschichte richtete, und wie unter den Händen der Geistlichen selbst die geistliche Dichtung allmählig zur weltlichen erweitert ward. Für die Geschichte dieses Uebergangs ist das Annolied von größtem Interesse. Denn ebenso, wie in dem mitgetheilten Gedicht auf den Tod Konrad des Saliers, das geschichtliche Element in den Schatten trat gegen das religiöse, so umgekehrt geht hier das geistliche Moment des ursprünglichen Themas in epischen Digressionen unter. In diese Digressionen, die Schilderung weltlicher, besonders kriegerischer Ereignisse *), die Erzählung von Kaisern

*) Wie die berühmte Schilderung der Schlacht von Pharsalus:

Oy wi di wâfni clungin,
da di marih cisamini sprungin!
herehorn duzzin,

und Königen, von weltlichen und heidnischen Abenteuern, führen uns so weit ab von dem eigentlichen Thema und lassen dies so sehr wie zu einem zufälligen Nebenbing, einem ungeschickten Auswuchs verschwinden, daß man schwankend werden kann, (vgl. Wackernagel, deutsches Lesebuch, I, Sp. 178, wo Fragmente des Annoliedes ohne Weiteres als Fragmente einer alten Weltchronik mitgeteilt werden) ob dies Gedicht überhaupt noch zu den geistlichen, oder bereits zu den weltlichen, zu den gereimten Weltgeschichten und Chroniken zu rechnen ist. Auch währt es nicht mehr lange, so erblicken wir Geistliche auch als Verfasser solcher Gedichte, denen gar kein religiöses Element mehr zu Grunde liegt, namentlich der eben erwähnten Chroniken, unter denen eine der bedeutendsten, die Kaiserchronik (vgl. Hoffmann's Fundgruben I, 208 fg. 251 fg. Wackernagel a. a. D. Sp. 197, 205. Gervinus I, 154 fg. 165, 169. II, 167) ausdrücklich einem Geistlichen zuzuschreiben ist. Auch die Alexanbriaden (vom Pfaffen Lamprecht s. die berebte Schilderung bei Gervinus I, 220 fg.) und nicht weniger die Verbreitung der romantischen Sagenstoffe des Mittelalters gehören hierher.

becche bluo^tis vluzzin;
 derde diruntini dunriti,
 di helle in gegini glimiti,
 da di hêristin in der werelti
 suohtin sich mit suertin.
 duo gelach dir manig breiti scari
 mit bluote birunnin gari.
 dâ mohte man sîn douwen
 durch helme virhouwin
 des rîchin Pompeiis man:
 Cesar dâ den sige nam.

Siehe Wackernagel, a. a. D. Sp. 183.

Alle diese Erscheinungen deuten auf eine gemeinschaftliche Krisis, als deren Zeichen und Folgen wir sie zu betrachten haben; nämlich darauf, daß das geistliche Element, nachdem es Volk und Sprache durchdrungen, und in einseitiger Herrschaft seine Aufgabe erfüllt hat, nunmehr, wie jeder Sieg auch ein Untergang und jede Frucht zugleich ein Welken ist, aufhört, das allein berechtigte Element und die eigentliche Lebensluft der Zeit zu sein. Andere Richtungen, von ihm bisher gewaltsam zurückgehalten und unterdrückt, treten jetzt an seine Stelle, aus der vollendeten Herrschaft der geistlichen geht die Entwicklung der weltlichen Richtung hervor — und die Dichtung geht von den Geistlichen über zu den Rittern.

Alein ehe wir die Spur des politischen Liedes in dieser neuen Sphäre auffuchen, wollen wir wenigstens mit zwei Worten noch auf das Volkslied hinweisen, das, trotz der Unterdrückung, in welcher es sich befand, dennoch nicht ganz unterließ, die Geschichte der Zeit in sein Gebiet zu ziehen. Koberstein (a. a. D. p. 55) führt, zum Theil nach den Brüdern Grimm (deutsche Sagen II, p. XI, XII), eine Reihe solcher Stoffe an: „Der Sieg der Sachsen über den fränkischen Herzog Eberhard bei Ernsburg (912), der Verrath, den Erzbischof Hatto an Adelbert von Babenberg verübte, die Heldenthaten und Eigenheiten Kuonos, mit dem Beinamen Kurzbold; von des baierischen Erbo Büffeljagd, von den Diensten, die Bischof Venno in jüngeren Jahren während der Ungarnkriege Kaiser Heinrich dem Dritten geleistet hatte; vermuthlich auch die Sagen und Lieder über einzelne ursprünglich historische Charaktere, wie Otto den Rothen, Herzog Ernst von Baiern, Graf Hoyer von Mansfeld“ u. s. w. Aber es lag in der strengen und eifersüch-

tigen Suprematie, welche das geistliche Gedicht bis dahin geübt hatte, daß diese historischen Volkslieder damals keine Dauer und keine poetische Vollendung gewinnen konnten. Nur zerstreut, in einzelnen sagenhaften Anklängen lebten sie fort, bis sie in späterer Zeit, von den Dichtern nachfolgender Geschlechter, als ein Stoff des Kunstepos zum Theil wieder aufgenommen wurden.

Wenden wir uns jetzt, nachdem wir gesehen haben, wie die deutsche Literatur unter der Herrschaft der Geistlichen allmählig, wenn auch nicht ein politisches, so doch ein historisches Element und mit ihm eine, allerdings noch sehr lockere und, so zu sagen, noch neutrale Beziehung zu den öffentlichen Verhältnissen gewonnen hatte, zu der ritterlichen Epoche unserer Dichtung.

Was uns dabei zunächst entgegentritt, ist der Gegensatz des Standes, der Beschäftigung und überhaupt aller Lebensverhältnisse zwischen Geistlichen und Rittern. Dieser Gegensatz erscheint in der That so groß, daß er nicht wohl größer gedacht werden kann. Wir haben im Obigen angedeutet, in welcher Zurückgezogenheit von der Welt, in welcher Entfernung vom Staat und der Geschichte der Geistliche, in der Einsamkeit seiner Zelle, in der Abgeschlossenheit seines frommen Berufes, sich befand. Gerade die entgegengesetzte Stellung behauptete die Ritterschaft. Ihr Ursprung, wie ihre Bestimmung, waren kriegerischer Natur. Aus dem wildesten Gewirr geschichtlicher Begebenheiten, aus Kriegszügen und Eroberungen hatte sich die Grundlage der Ritterschaft, das Vasallenthum, entwickelt: und daher auch fernerhin bildet die unmittelbare Theilnahme an diesen

Begebenheiten, der Dienst des Krieges, die Gefahr der Schlacht, den hauptsächlichsten Beruf und das eigentliche Wesen dieses Standes. Gerade so weit, wie die Geistlichkeit durch Amt und Pflicht, durch Sitte und Gesetz von der Wirklichkeit des öffentlichen Daseins entfernt und ausgeschlossen war, ebenso nah und dringend war der Stand der Ritter dazu berufen und verpflichtet. Alles, was Jenen verboten und verwehrt war: das Recht der Waffen, der Glanz der Hofhaltung, weltliche Macht, Besitz und Ehre, und über Alles, die holde Gunst der Frauen, war diesen nicht allein als ein Recht gestattet, sondern zum größten Theil sogar als eine Pflicht geboten. Wer, wenn er ohne Kenntniß dessen, was die ritterliche Poesie faktisch geleistet hat, nur diese Stellung der deutschen Ritterschaft ins Auge faßt; wenn er die jahrhundertlangen Kämpfe erwägt, in welchen sie gefochten; wenn er im Geist die Schlachtfelder besucht, auf denen sie, in mehr als Einem Welttheil, gestritten; wenn er die kriegerische Färbung beachtet, welche das gesammte Leben der Ritter, bis hinunter in ihre nachbarlichen und häuslichen Zustände, ihren Zeitvertreib und ihre Ergänzungen durchdringt; wenn er sich endlich zum Bewußtsein bringt, welchen ungeheuren, welchen unermesslichen Antheil sie, als der eigentliche Arm, die thätige Hand jener Jahrhunderte, an jeder Gestaltung der politischen Verhältnisse haben; wenn er sich erinnert, wie oft in ihre Treue, ihre Tapferkeit das Schicksal der Könige, ihrer Lehnsherrn, gelegt war und wie untrennbar daher ihre eigene Person, ihr eigenes persönliches Schicksal an die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens und die politischen Krisen ihrer Zeit gebunden war — wer, der dies Alles an sich vorübergehen läßt, wird demgemäß von den Rittern nicht eine Poesie erwarten,

welche in reicher Fülle, in klarer und frischer Lebendigkeit all diese Zustände wiederpiegelnd, sich namentlich auch der öffentlichen Begebenheiten der Zeit bemächtigt und für das Verdienst der politischen That zugleich das Recht der politischen Dichtung in Anspruch nimmt?

Die Zeit wenigstens, in welche diese Entwicklung der ritterlichen Dichtung fällt, war von der Art, daß sie die Ausbildung einer politischen Poesie nicht allein zu begünstigen, sondern sogar zu fordern und zu gebieten schien. Ein reicher und großartiger Stoff ward vor den Dichtern jener Epoche ausgebreitet; sie waren Mitlebende für eine der größten und bedeutungsvollsten Krisen, sie waren Kinder eines der bewegtesten und glanzvollsten Zeitalter, welche die Geschichte kennt.

Schon oben haben wir bemerkt, wie ungefähr mit dem Eintritt des zwölften Jahrhunderts die geistliche Macht aufhörte, das allein berechtigte und allein wirksame Princip der Zeit zu sein, und wie allmählig, zuerst neben ihm, aber bald genug ihm gegenüber, die weltlichen Mächte zur Geltung und Mitherrschaft gelangten. Diese Revolution, deren Spur wir oben, innerhalb des engen, theoretischen Gebietes der Literatur, in der Aufnahme des weltlichen historischen Elementes in die Poesie der Geistlichen und überhaupt in dem Uebergange der Dichtung von diesen zu den Rittern wahrgenommen haben, ward nun auf eine mannigfache und zum Theil sehr gewaltsame Weise auch in den weiten Kreisen der Praxis, in dem thatsächlichen Gange der Geschichte sichtbar. Die Religion selbst war von dieser Welt geworden. Die idealen Unterlagen des Glaubens und der gemüthlichen Herrschaft genügten der geistlichen Macht nicht mehr; sie wollte selbst eine weltliche Macht

werden und wie oben in der Literatur der Geistlichen, so ward auch hier, im Innern der Kirche selbst, der religiöse geistliche Inhalt durch die historische, die politische Tendenz überwogen und verdrängt.

Wir brauchen unsern Lesern nur den Namen der Hohenstaufen zu nennen, um ihnen sogleich, mit Einem Worte, ein Bild jenes gewaltigen Kampfes vorzuführen, der, mit einer Erbitterung sonder Gleichen, fast zwei volle Jahrhunderte lang zwischen der weltlichen Macht, vertreten im römischen Kaiserthum der deutschen Könige, und den Päpsten, als dem geistlichen Regiment, geführt wurde. Die ganze Zeit nahm an dieser Krisis Theil; es zeigte sich, daß dies nicht ein Kampf war, der vereinzelt und zufällig entstanden, nur zwischen zwei einzelnen Gewalten, zwischen den zufälligen Persönlichkeiten der Kaiser und der Päpste geführt ward: sondern daß er, als eine Entwicklung der Weltgeschichte selbst, von Allen für Alle gestritten wurde und daß hier Jeder sich auf Eine Seite zu stellen und bis zur Aufopferung seiner selbst sie zu vertreten hatte.

Keinem lag die Aufforderung hiezu näher, ja Keiner war mehr darauf angewiesen und genöthigt, an diesem Streit, der eine unverstegbare Duell von Kriegszügen, Fehden, Eroberungen ward, einen unmittelbaren und persönlichen Antheil zu nehmen, als die Ritter. Und zwar in der zwiefachen Beziehung ihres Standes. Nämlich zuerst als diejenigen, deren Ursprung und Existenz sich auf den Dienst des Krieges gründete, gleichsam die geborene Leibwacht der deutschen Könige; sodann aber und ganz vornämlich auch in ihrer Eigenschaft als Vasallen und Lehnspflichtige entweder unmittelbar des Königs oder anderer Großen, die selbst wieder für all ihr Besitzthum schließlich keinen andern

Rechtstitel, als die königliche Belehnung hatten. Und wenn nun die kriegerische Seite ihres Standes nur die Kraft ihres Armes, nur die Schärfe ihres Schwerts in Anspruch nahm, so zog dagegen die Consequenz der Lehnverhältnisse sie mit Hab und Gut, mit Besitz und Macht, ja mehr als das: mit der eignen Ehre, dem Herzen, dem Gewissen selbst in diesen Kampf der Zeit hinein. Denn wie oft, in dem wechselvollen Lauf dieser Kriege, geschah es nicht, daß der Papst, dieser Gott der Erde, der die Schlüssel hatte zu binden und zu lösen und in dessen Hand auch die Herzen, die Gewissen der Menschheit gelegt sein sollten, das erdrückende Gewicht des Kirchenfluches auf das Haupt seines kaiserlichen Gegners schleuderte! Da war das Gebäude der politischen Ordnung, und somit auch das Lehnverhältniß, in seinen Grundfesten erschüttert: den Königen wurden Gegenkönige gestellt, die Lehnspflicht ward aufgehoben, der Eid der Treue nichtig erklärt, Anhänglichkeit und Gehorsam des Unterthanen wurden zum Verbrechen. Nicht die Edelleute und Fürsten, nicht die Ritter konnten und durften in dieser Krisis thun, was etwa dem leibeigenen Volk, das, an die Scholle gebunden, nicht über die Scholle hinaus zu denken brauchte, oder was den Städten, die mit eigensüchtiger, kaufmännischer Gewandtheit die Zeit der allgemeinen Unruhe für ihren Vortheil, zur Sicherung ihres jung aufblühenden Wohlstandes benutzten, zu thun erlaubt und möglich war. Nämlich nicht, wie diese, durften die Ritter den großen, weltbewegenden Kampf nur als ein Schicksal über sich ergehen lassen, sie konnten nicht wie diese, sich bloß duldend verhalten und ohne eigenen Willen nur immer dem angehören, der sie zu behaupten die Kraft besaß: sondern für sie ging aus dem politischen Recht auch die

politische Pflicht hervor. Dem politischen Gewicht, welches sie in die Waagschale der Entscheidung werfen konnten, mußten sie durch den politischen Willen entsprechen, sie mußten wählen und sich prüfen, in wessen Schale sie es werfen, zu wem sie stehen, für wen sie ihren Arm erheben wollten. So ward das Allgemeine der politischen Entwicklung für sie ein Eigenes und Besonderes. Die große Frage der Zeit trat, als eine persönliche, unmittelbar an sie heran und nöthigte sie, einmal zur Einkehr in sich selbst, zur Prüfung des eignen Innern und der eignen Interessen — und dann wieder, was sie gewählt und wohin sie sich entschieden, wurden sie genöthigt, durch die That zu vertreten und mit dem eignen Leib die Partei zu decken, für welche sie sich bestimmt.

Heutzutage freilich denkt man anders: und Mancher, das sehn wir voraus, wird den Kopf bedenklich schütteln und, wenn er gutmüthig ist, uns für jugendlich unerfahrene Schwärmer, ist er aber bössartig, noch für etwas Schlimmers halten, daß wir es hier als ein neidenswerthes, seliges Schicksal preisen, in einer Zeit des Kampfs und der Parteiungen zu leben und sich lebendig, mit allen innersten Kräften, mit dem ganzen Wohl und Weh, persönlich an ihr betheiligen zu dürfen. Man hat sich bei uns ein gewisses Ideal von Friedseligkeit gemacht, in welchem das Wort Partei nur zur Furcht oder zum Gelächter — oder oft auch zu Weidem dient; man hat das Regendach einer gutgesinnten, loyalen Theilnahmslosigkeit über sich gebaut und sitzt da äußerst behaglich und im Trocknen. Man will keine Gegensätze. Jeden Spalt, jeden Riß, der sich öffnet, um den Keim einer künftigen Entwicklung hervorzulassen, überkleistert man und klebt die Kühlsalbe der Unparteilichkeit darauf. Man will sich lieber der kleinlichen Sophisterei der Diplomaten,

als der Dialektik des Geistes selbst und den Gegensätzen anvertrauen, in welchen sie sich bewegt. — Gegen diese Ansicht der Dinge mit Gründen streiten, wäre thöricht. Die Zukunft, sei sie fern, sei sie nah — genug, sie wird entscheiden, ob das tausendjährige Reich der Weltgeschichte in der That schon angebrochen ist; sie wird entscheiden, ob allein die Geschichte, dieser Leib Gottes, anders gebaut ist, als die übrigen Leiber alle, die nothwendig zu Grunde gehn und faulen, sobald sie den Kampf und Gegenkampf entbehren, der in jeder Lebensthätigkeit des Körpers, im Athemholen, im Lauf des Blutes, im Schlagen der Adern stattfindet; sie wird entscheiden, ob von allem Lebenden allein die Geschichte fruchtbar werden kann in selbstgenügender Einsamkeit, da sonst zu jeder Zeugung der Gegensatz der Zwei gehört. — Einstweilen aber mag es der Jugend wohl ziemen und ihr unverwehrt sein, eine Zeit glücklich zu preisen und herbeizusehnen, in der die Geschichte nicht hinfließt, unsichtbar und gebunden, wie ein Strom unter dem Eis: sondern wo die Woge des Lebens hoch schäumt und wo der Mann, wo der Dichter für seine That und für sein Lied den fruchtbaren Boden eines geschichtlich bewegten Volkes findet.

Was nun das Zeitalter, mit welchem wir uns hier beschäftigen, und die Entwicklung der ritterlichen Dichtung anbelangt, so dürfen wir nicht vergessen, neben dem großen kirchlich weltlichen Kampfe auch die Einflüsse der Kreuzzüge in Erinnerung zu bringen. Durch sie wurde dem Abendland der Orient, dies Amerika der mittelalterlichen Welt, aufgeschlossen und gleichfalls ein reicher Strom bewegtesten Lebens in die Adern der Zeit ausgeschüttet. Doch ist diese Wirkung der Kreuzzüge und die geistige Befruchtung des deutschen Lebens, welche von ihr

ausging, bereits zu häufig besprochen, wenigstens in den Hauptumrissen zu leicht zu überschauen, als daß wir uns hier dabei verweilen dürften. Ueberhaupt wenn die Kreuzzüge, die man bei Betrachtung der in Rede stehenden Epoche, als das glänzendste und farbenhellste Bild, gern in den Vordergrund zu rücken pflegt, hier von uns nur in der zweiten Stelle genannt werden, so geschieht dies, weil nach unserm Dafürhalten auch das eigentliche Motiv der Kreuzzüge in derselben geistigen Revolution zu suchen ist, die sich in jenen Kämpfen zwischen Papst und Kaiser offenbarte und deren eigentliche Natur wir bereits besprochen haben. Denn dieser Sehnsucht, auch den irdischen Schauplatz der Erlösung zu betreten und ihn als ein weltliches Besizthum inne zu haben, liegt ihr nicht auch dieselbe Verweltlichung des Geistlichen zu Grunde, welche, von beiden Seiten her, sich in jenen Kämpfen offenbart? Das heilige Grab von Jerusalem soll der Mittelpunkt eines politischen Reiches werden, die Dornenkrone wird zur Königskrone: da haben wir kurz und bündig das eigentliche Stichwort jenes großen Kampfes. In dem Bewußtsein der Zeit ging diese wahre Bedeutung der Kreuzzüge allerdings nicht auf; vielmehr wurden sie, die auch ihres Theils nicht wenig zur Verweltlichung und allmählichen Auflösung der geistlichen Interessen beigetragen haben, von den Mitlebenden selbst, insbesondere von den Rittern, die auch hier an der Spitze standen, ausschließlich im geistlichen Sinne aufgefaßt. Unmittelbar daher für die politische Bildung und für die Anregung politischer Gegensätze haben die Kreuzzüge an und für sich nur wenig oder keine Frucht gegeben; namentlich der Eine große Gegensatz, den sie darboten, der nämlich zwischen Morgen- und Abendland, ward zu einseitig

aus dem religiösen Standpunkt, als Gegensatz zwischen Heiden und Christen aufgefaßt, als daß er sich hätte politisch wirksam erzielen können. Desto reicher dagegen haben die Kreuzzüge auf die Entfaltung des Gemüthslebens eingewirkt; eine desto glänzendere Farbenpracht haben sie, im Abglanz orientalischer Herrlichkeit, auf das ritterliche Leben und die Dichtung des Mittelalters ausgegossen.

Fassen wir nun dies Alles zusammen: eine Zeit, in der wieder einmal die That höher geachtet wird, als die Beschaulichkeit und in der der Panzer mehr wiegt, als die Kutte; großartige politische Ereignisse, ein Meer von Begebenheiten, Anregungen und Wirkungen; diejenigen, die der Geschichte zum Werkzeug dienen, die Ritter, zugleich das Organ der Dichtung, und so eng in die politischen Schicksale der Welt verflochten, daß diese zugleich ihre persönlichen Schicksale werden — und wir werden mit Grund unsere obige Frage wiederholen können: wer, der dies Alles erwägt und zusammenhält, wird nicht in der ritterlichen Dichtung einen bedeutenden Fortschritt, eine frische und glückliche Entfaltung unserer politischen Poesie erwarten?

Aber die Antwort der Geschichte lautet anders. Diese Ritter, die in der Wirklichkeit immer in Stahl und Eisen gehn, sind in ihren Gedichten weichmüthige, sanfte Träumer. Ihre Schlachten schlagen sie nur, sie besingen sie nicht; nicht die Farbe der Poesie, sie tragen nur die Farbe ihrer Damen — mit Einem Wort: in ihren Gedichten kümmern sich die Ritter um die Geschichte, die sie in Wahrheit machen helfen, und um die Politik, der sie mit ihren Leibern dienen, ebenso wenig oder

sogar noch weniger, als die geistliche Dichtung der vorigen Epoche sich um diese Gegenstände kümmerte. Statt mit den Feinden ihrer politischen Partei, zankten sie mit den Lauschern und Aufpassern, die das süße Glück der Liebe beneiden und verkümmern; statt an die lebendigen Interessen der Gegenwart, lehnten sie ihre Dichtungen an die sagenhaften Nachklänge bald der eignen, bald einer fremden Vorzeit; statt aus dem frischen Quell der Zeitereignisse zu schöpfen, gehen sie bei wälschen Mönchen in die Schule; statt der großen Hohenstaufen, deren glorreiche Persönlichkeit lebendig vor ihren Augen stand, wird ein fabelhafter Karl, ein mythischer König Artus der Mittelpunkt ihrer Dichtungen; statt Papst und Kaiser im Kampf um die Herrschaft der Welt zu zeigen, dichten sie trojanische Kriege und Alexandriaden; kaum, daß die Kreuzzüge einzelne religiös mystische Klänge wecken. *)

*) Wir wollen hier die Stelle aus Gervinus beifügen, a. a. D. I, 296, wo dieser überraschende Mangel der ritterlichen Dichtung an eigentlich ritterlicher Gesinnung durch die Vergleichung mit der provençalischen Poesie ins hellste Licht gerückt wird. Nur wenn er, wie es hier und an andern Stellen seines Werkes den Anschein hat, diesen Mangel der Literatur nicht aus historischen Zuständen, sondern aus einer gewissen angeborenen mangelhaften Anlage des deutschen Charakters überhaupt herleiten will, so mag man, um der deutschen Zukunft willen, doch einiges Bedenken tragen, ihm auch hierin beizustimmen. „Wer sollte es wohl glauben! (sagt er) unter tausenden von Liebern, die uns von einer Menge von ritterlichen Minnefängern aus verschiedenen Zeiten erhalten sind, unter allen Produkten eines ausschließlich kriegerischen Standes, der nichts zu thun hatte, als das Schwert zu führen, der noch vor wenigen Jahrzehnten fast ohne Ausnahme nichts zu thun wußte, als das Schwert zu führen, unter allen diesen Dichtungen dieses Standes in Deutschland nicht Ein Kriegslied! kaum Ein Lied, in dem die kriegerische Tugend des Ritters gepriesen wäre! Und wer gibt nicht, wenn uns Bertram du Born, dem wohl auch die

Diese Thatfachen sind bekannt und Jeder, der nur einmal mit Einem Auge in ein Compendium unserer Literatur gesehen hat, weiß sie zu erzählen. Nichts desto weniger, dem Gemälde gegenüber, welches die politische Geschichte des betreffenden Zeitalters darbietet, dünken sie uns so auffallend, daß wir einen Versuch, sie zu erklären, hier nicht ablehnen wollen.

Allerdings hatte mit dem Zeitpunkt, den wir oben näher

Frühlingsblumen und der Vogelfang lieb sind, aber lieber das Kampfspiel und die Belagerung, das Schlachtgetümmel und der Wetteifer im Streit, der wohl auch festliches Gelag schätzt und die Ruhe des Schlafs, aber mehr das Schlachtgeschrei und die wiehernden Rosse und die fallenden Feinde zu sehen liebt, wer gibt nicht, sag ich, wenn uns dieser ein kriegerisches Lied singt, die erotischen Jeremiaden unserer Minnesinger zu hunderten dafür hin? So ferne liegt das Nächste in der wirklichen Welt unseren träumerischen deutschen Meistern, so sehr vergessen sie aller Kraft und männlichen Tugend, um sich in Selbstquälereien aufzureiben! Alles, was der Provenzalen äußeres Leben bewegte, spiegelt sich in ihrer Kunst, nichts davon unter den Deutschen. Von Kriegslust, von Wetteifer, von Vasallentreue, von Ritterpflicht singt Jeder, wer die Saiten zu rühren weiß; von Standesstolz und Haß gegen andere Stände glühte Castelnau, von Zorn über Juristen und Prälaten Bonifaz von Castellane, von Eifer gegen Rom und den Papst Figueira. In Deutschland beschwerten sie sich, wie jener nicht unähnliche Lasso des Göthe, dem dieser Zug vortrefflich geliehet ist, daß man sie nicht an den Hof zöge — aber was sollte man in einem Kreise, der zu handeln und nicht bloß zu singen hatte, mit diesem Geschlechte anfangen? Aber in der Provence mußten sie an den Hof und ins Leben gezogen werden, denn dort beurtheilten sie jede öffentliche Handlung, drängten sich mit ihren *Sirventes*, die man in Deutschland nur ausnahmsweise kennt, in alle Verhältnisse, nahmen mit wüthender Leidenschaft Partei bei allen politischen Fragen, bildeten die öffentliche Meinung, machten ihren Rath und ihre Gunst wünschenswerth und ihren Zorn gefürchtet, und nichts kann dort die politische Geschichte erzählen, ohne auf ihre Bedeutung und Wirksamkeit zu stoßen; in Deutschland kann diese Geschichte sie, fast nur mit Einer Ausnahme, gar nicht gebrauchen.

bezeichnet haben, die Weltlichkeit ihre Reaction gegen die Alleinherrschaft der geistlichen Macht begonnen; die Weltlichkeit war, als eine Potenz der Zeit, in die Existenz getreten. Aber noch nicht ins Bewußtsein der Zeit. Es war die Weltlichkeit an sich, in nackter, abstracter Existenz; sie war wirksam nach außen, aber noch nicht ward sie innerlich gewollt und noch nicht gewünscht. Es war neuer Wein, auf alte Schläuche gefüllt. Mit der Praxis der Ereignisse stand die Welt bereits auf einer neuen Stufe, aber mit ihrem Bewußtsein befand sie sich noch in der frühern, geistlichen, oder — wie wir im Gegensatz zum Dieffeits der Weltlichkeit wohl sagen dürfen — jenseitigen Epoche. Daher das schwindelnde Durcheinander und die vielen, anscheinend unversöhnbaren Widersprüche der mittelalterlichen Geschichte. Ueberall ward in Wahrheit ein Größeres gethan, als man selbst wollte, Wichtigeres wurde vorbereitet, als man wußte. Das begegnet in der Geschichte öfter; man wollte Gewürz aus Indien holen — und entdeckte Amerika. So auch in jener Epoche des Mittelalters. Man wollte das heilige Grab erobern — und untergrub die Stützen der geistlichen Gewalt; man meinte um die Auslegung der Kirchenpolizei zu streiten — und in der That stritt man um politische Rechte und die tiefsten Grundlagen des Staates.

Es ist möglich, ja von einzelnen bevorzugten Persönlichkeiten, unter die wir vor Allen Friedrich den Zweiten rechnen müssen, ist es gewiß, daß sie das wahre Verhältniß wohl durchschauten und die neue Zeit mit dem Organ eines neuen Geistes aufzufassen und zu beherrschen wußten. Die Masse aber, und namentlich die ritterlichen Dichter, befanden sich ganz auf dem angegebenen Standpunkt, daß sie das Dieffeits, die

Weltlichkeit, stets noch als ein Jenseitiges, Geistliches verstanden und ausgesprochen. In der ritterlichen Dichtung liegt dies mit überraschender Deutlichkeit zu Tage. Erinnern wir uns vor Allem an den Parcival des Wolfram von Eschenbach. Das Ritterthum, die Erziehung des Ritters im höchsten Sinne, ist der Inhalt und die Aufgabe dieses tiefsinnigen Gedichtes. Aber wie geht diese Erziehung vor sich? was ist ihr Ziel und was erblicken wir endlich als den wahren Hintergrund und Kern des Ritterthums? Die Welt, mit ihren Kämpfen und Abentheuern, ist nur ein Durchgang, eine Schule, deren Staub man eilig von den Schwingen der Seele abzuschütteln hat. Nicht in der Welt, nicht in der Bewegung der Geschichte, sondern in der mönchischen Einsamkeit, in der Zurückgezogenheit von der Welt findet der Ritter seinen wahren Beruf, dessen Lohn und Vollenbung ihm erst der heilige Gral und die mystische Gemeinschaft der Tempelriten gewährt: einer Gemeinschaft, die uns schon durch ihren Namen an jene geistlich-weltlichen Orden der Tempelriten u. A. erinnert, die damals in Blüthe waren und die auf eine sehr glückliche Weise dies zwiespaltige Wesen jener Zeit repräsentiren. — Was den Parcival betrifft, so würde uns eine nähere Zergliederung des Gedichtes, so ergiebig für unsern Zweck dieselbe auch sein möchte, doch zu weit abführen; wir müssen uns daher begnügen, diejenigen unserer Leser, denen die Werke des Wolfram von Eschenbach selbst nicht zugänglich sind, hier auf die Einleitung seines Herausgebers (K. Lachmann, 1833), die Anmerkungen seines Uebersetzers (Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach von San Marte A. Schulz. 1836) und vornämlich auf die bezüglichen Abschnitte bei Gerwinus, I. 241. 356. 358 zu verweisen,

an welchem letztern Orte man eine Analyse dieses, für die Anschauung des Mittelalters so ungemein wichtigen Gedichtes findet. Noch ausführlicher ist diese Analyse bei Rosenkranz, Poesie des Mittelalters, S. 293 — 300.

Man erinnere sich ferner an die ganze Auffassung, welche die Liebe von Seiten der mittelalterlichen Dichter erfährt. Freilich bildet die Liebe recht eigentlich den Stoff und Kern des Minnegesanges. Durch sie namentlich, die dem Geistlichen verwehrt war, unterscheidet er sich von der Dichtung der vorgehenden Epoche und mit Recht daher führt er von ihr den Namen. Allein mit Ausnahme einzelner Stellen bei Herbert von Triglars, Nithart und einigen Andern (vgl. Gervinus I, 311), in welchen die Liebe rein materiell, von der sinnlichsten Seite aufgefaßt wird und wo die Dichter sogar derbe Nacktheiten nicht scheuen — welche eine sentimentale Liebe ist das, in der die Minnesänger sich wohl fühlen! welche eine abstracte Verehrung, welche abgöttischer Dienst der Frauen, denen, gleich jenseitigen, überirdischen Wesen, der Poet sich nur von fern, demüthig, mit Seufzen und Winseln zu nahen wagt! Auch hier ist eine völlige Umkehrung der wahren und natürlichen Sachlage. Der Mann, statt mit starkem Arm die Frau an sich herauf zu ziehen, der Herr und Lenker ihres Schicksals, schaut vielmehr zu ihr, als einer Herrin, demüthig hinauf; statt sie getrost ans Herz zu pressen, rutscht er auf den Knien an sie heran, als hätt' er eine Gottheit anzubeten. „Die Weiber“ sagt Gervinus I, 315 „sind hier Männer in der Liebe, die Männer sind Weiber.“ Jeder steht schon, welche ein Faden von diesem Weiberdienst des mittelalterlichen Minnelieds zu dem gleichzeitigen Cultus der christlichen Maria hinüberreicht: vgl. Gervinus I, 134. 438 fgg. 442 fgg.

und Graeffe, a. a. D. II, 2, 2, 919 fg. Daß übrigens dieser überschwängliche, mondscheinhafte Frauendienst in Wirklichkeit wohl ein wenig irdischer gewesen ist und daß die Ritter recht wohl verstanden, die jenseitige Stellung des Weibes benöthigtenfalls in ein ergögliches Diesseit zu verkehren, das wissen wir, Theils aus Stellen, wie die oben bezeichneten des Nithart u. s. w., Theils aus dem, was die Geschichte über die lockern Sitten jener Zeit berichtet, allerdings recht wohl. Aber das war es und das eben ist die Sache, daß das Mittelalter mit der Praxis überall viel weiter war und viel tiefer in der Weltlichkeit steckte, als es selbst theoretisch wußte und in seiner Poesie aussprechen konnte. Nur allmählig und in Phasen, die wir sehr wohl einzeln verfolgen können: in dem Verhältniß zur umgebenden Natur, im Genuß des schönen Maien und der ländlichen Freude, im Zusammensein mit wackern Gefellen beim kühlen Trunk, und endlich und allmählig im Verhältniß der Geschlechter, in dessen Darstellung die materielle, irdische und die sentimentale, in das Religiöse übergehende Richtung sich immer schärfer absondern, dämmert das Bewußtsein der neuberechtigten Weltlichkeit auf. Allein bis zur Auffassung derselben in denjenigen Phasen, wo die eigentliche Durchdringung und Versöhnung der irdischen und außerirdischen Gegensätze vor sich geht, bis zum Bewußtsein also über die politische Ordnung und den Staat, dieses irdische Dasein Gottes, sind sie gar nicht gelangt. Und daher haben sie keine politische Poesie.

Und doch findet in der That eine Beziehung zwischen der Poesie des Mittelalters und den politischen Verhältnissen statt. Zwar nicht zur politischen Poesie konnten die Minnesänger es bringen, aber doch brachten sie es zu einer höfischen; sie konnten nicht politische Dichter werden — und also wurden sie Hofdichter. Unsere Leser werden vermuthlich meinen, daß daran eben nichts zu verwundern und nichts zu erklären sei. Denn gar nicht zu gedenken der gelehrten Poesie des sechzehnten Jahrhunderts, welche, wie wir im Verlauf dieses Aufsatzes noch sehen werden, ganz denselben Uebergang zur Hofpoesie machte, so fehlt es ja unserer eigenen Zeit nicht an Beispielen solcher Dichter, die zu politischer Poesie den Anlauf nahmen und als Hofdichter endeten. In der Regel pflegt man dergleichen dem Wankelmuth der menschlichen Natur und der Unwiderstehlichkeit zuzuschreiben, mit welcher der Sonnenblick fürstlicher Gnade wirkt. Mit wie viel Recht oder Unrecht diese Erklärungsweise auf die neuesten Erscheinungen dieser Art angewendet werden darf, das wagen wir hier nicht zu entscheiden. Im Ganzen bleibt es immer gerathener, historische Erscheinungen auch historisch zu erklären und die theologische Lehre von der Erbsünde nicht zum Rang einer historischen Kategorie zu erheben.

Wie gerade die Ritterpoesie dazu gekommen ist, einen höfischen Charakter, einen Charakter künstlicher Glätte, formaler Convenienz, eleganter Courtoisie anzunehmen, erklärt sich leicht. Es war die nothwendige Folge der schiefen und innerlich hohlen Stellung, in die sie durch den Mangel an Bewußtsein und klarer Einsicht in sich selbst gerathen war. Daß eine Poesie dieser Art sich dahin drängt, wo von jeher der Sammelplatz der

Hohheit und der leeren Convenienz gewesen, an kleine und große Höfe, das ist ganz natürlich. Aber die Dichter selbst trieb noch ein ganz besonderes persönliches Motiv. Erinnern wir uns noch einmal an die Entstehung der Lehnverhältnisse, als der politischen Grundlage der mittelalterlichen Ritterschaft. Ihre Entstehung liegt bekanntlich in den Gefolgschaften, deren schon Cäsar und Tacitus Erwähnung thun, und die, mit den Veränderungen natürlich, welche die wachsende Ausdehnung der Verhältnisse von selbst herbeiführte, fortdauernd das Urbild zu allen Gestaltungen der deutschen Lehnverhältnisse abgegeben haben. Dies Verhältniß ist ursprünglich ein rein persönliches; es ist das Verhältniß des Heerführers, des Herzogs, zu den einzelnen Gliedern seiner Gefolgschaft, denen er ein theilweises, beschränktes Anrecht an das eroberte Land verleiht und dafür ihre persönliche Dienstleistung empfängt. Dies ursprüngliche persönliche Verhältniß, wonach die Ritter nichts anders als die Mannen, die Leute ihres Herzogs sind, die von ihm ihren Unterhalt empfangen, kommt, in einer interessanten Parallele, in der höfischen Stellung des Minnegefangs und dem Herandrängen der Dichter an die Höfe der Fürsten wieder zum Vorschein. Die Dichter, meist unbegüterte Edelleute, bilden gleichsam die kleine, poetische Gefolgschaft ihres Fürsten. Sie empfangen von ihm Lohn und Unterhalt, die „Miete“, die sie nicht als ein Almosen erbetteln, sondern als ein Recht ihres Standes in Anspruch nehmen. Dafür singen sie das Lob ihres Fürsten, rühmen seine Freigebigkeit, stellen ihn hoch über alle andern Fürsten und fügen zu dem Glanz der Hofhaltung den muntern Klang ihrer Gefänge. Sie machen es auch geradezu wie Soldaten, die ihren Sold nicht ordentlich empfangen: wenn sich

ein Fürst nicht freigebig genug erweist, so verlassen sie ihn, sie desertiren vom Einen zum Andern; der reichste Mann „der die Hände durchlöchert hat,“ der üppigste Hof hält sie am Längsten fest. Es sind die Condottieri der Poesie. — Hier also tritt gerade das Gegentheil von dem ein, was wir oben bei den halbwegs historischen Gedichten der Geistlichen zu bemerken hatten. Die Geistlichen waren ohne alles persönliche Verhältniß zur Politik — die Minnesänger dagegen fassen von den öffentlichen Zuständen nur das Persönliche auf: nämlich erstlich die Politik nur in der Person (und weiter reicht ja auch noch heut der Blick der meisten Menschen nicht) des Fürsten — und wiederum zu dieser Person nur ihre eigene persönliche Beziehung. Also ob die Fürsten sich „mild“ oder „arg“, *) freigebig oder geizig erzeigen, ob sie die edle Sangeskunst verehren oder verachten, ob sie den Dichtern freundliche Stätte bei sich bereiten oder sie zu mühseliger Wanderschaft nöthigen, das sind die vielbeliebten Themen ihrer Lieder, das sind die Gesichtspunkte, aus denen sie die Fürsten beurtheilen. Ja es muß ausgesprochen werden, so herb es klingt und so unzufrieden die eigensinnigen Freunde des Mittelalters damit sein werden: dieser Faden allein, gedreht aus Hunger und Bedürftigkeit, ist das Band der Vermittlung zwischen der ritterlichen Dichtung und den öffentlichen Verhältnissen. Um diese Angel drehen sich die Lob- und Straflieder, mit denen sie bald den milden Fürsten preisen, bald den unmilden züchtigen. Frei-

*) Ueber den genaueren Begriff der mittelalterlichen Milde und ihren Gegensatz, die Argheit (milde und erge), siehe Gervinus in der Selbstanzeige seiner Gesch. der deutschen Nat. Literatur: Kl. historische Schriften, p. 582 fgg.

lich, es hört sich gut an: die Minnesänger richteten Lob- und Straflieder an ihre Fürsten. Allein sehen wir nur etwas genauer zu: nicht mit politischen Principien, sondern mit persönlichen Angelegenheiten, nicht mit der Stellung der Parteien, sondern mit der bestmöglichen Stellung der Poeten, nicht mit Freiheit, Recht und Ordnung, sondern mit Geld, Speise und Kleidern haben diese Dichtungen zu thun. — Und wenn auf diese Art einzelne Höfe wie die zu Thüringen (unter Landgraf Hermann) und zu Oesterreich (unter den habenbergischen Herzogen: s. Koberstein p. 91 Note 3, wo genauere Citate) um ihrer Freigebigkeit willen berühmt geworden sind, so erfahren wir dagegen an Rudolf von Habsburg, der ein zu guter Wirth war, als daß er sich der fahrenden Dichter angenommen hätte, *) und an der mißlichen Stellung, welche er in den Liedern seiner Zeitgenossen einnimmt (sie sind von A. W. v. Schlegel in Friedrich Schlegel's deutschem Museum I, 289 ff. gesammelt: doch versäume man ja nicht, daneben Gervinus II, 10. 11 zu vergleichen), was es auf sich hatte, durch Unmilde den Zorn der Dichter zu erregen, und wie sehr alle andern Regententugenden, Kraft, Thätigkeit, politische Umsicht, in den Augen jener Sänger nichts galten, wenn die Hauptsache fehlte, die Freigebigkeit, welche nach ihrer Meinung unter allen Eigenschaften eines Fürsten die erste und nothwendigste war. — So unwürdig uns nun auch dies Verhältniß vorkommen mag und so

*) Rudolf zog die Hofnarren den Hofdichtern vor; das macht seinem Geschmac und gesunden Urtheil Ehre. Gervinus, II, 328: „Selbst jener ernsthafte Rudolf I., der zuerst die deutschen Hof-sänger von sich entfernt hatte, ist einer der ersten deutschen Fürsten, in dessen Umgebung man einen eigentlichen Hofnarren findet.“

wenig wir die Perspective auf die Geschichte billigen können, die nur von den Bedürfnissen des Magens ausgeht und nur auf den Geldsäckel des Fürsten gerichtet ist, so wenig Anstößiges hat die Zeit selbst darin gefunden. Nirgend hört man eine Stimme, die etwa dies Treiben gemißbilligt hätte. Die Dichter selbst, wie wir schon anführten, reden von ihrer bettelhaften Stellung nichts weniger als heimlich und verschämt, im Gegentheil, sie heißen diese Gaben als ein Recht, das ihrem Stande gebührt, und als ein Ding, durch dessen Annahme nicht sie, wohl aber durch dessen Verweigerung die Fürsten verunehrt werden. Schon diese Naivetät spricht dafür, daß hier etwas mehr, als bloße sittliche Schwäche, nämlich historische Motive, wie wir sie versucht haben nachzuweisen, zu Grunde liegen. Noch gewisser wird dies durch den Umstand, daß selbst so großartig tüchtige, so durchaus sittliche und reine Naturen, wie Walter von der Vogelweide, an diesem Verhältniß durchaus keinen Anstoß nehmen. Auch von Walter von der Vogelweide wird die Milde oder Unmilde der Fürsten häufig und mit voller Unbefangenheit besungen. Er nimmt da kein Blatt vor den Mund; er versteht auch zu fordern und zu nehmen: getragene Kleider stehen ihm nicht an, ja einmal sagt er rund heraus:

„Da ich stets mit Furchten bat, da will ich nun gebieten,
 Ich sehe wohl, daß man Herrngut und Weibesgruß
 Gewaltiglich und ungezogenlich erwerben muß.“

Siehe Uhland's Walter von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, 1822, p. 81. Zusammengestellt findet man die zahlreichen derartigen Gedichte Walters im zweiten Bande der vortrefflichen Simrock-Wackernagel'schen Uebersetzung des Walter, wo sie, zugleich mit seinen eigentlich politischen Gedichten, unter der Ueberschrift

„Herrendienst“ einen eignen Abschnitt bilden, zu dem Wackernagel in den Anmerkungen einen ausführlichen, den Dichter trefflich erläuternden Commentar gegeben hat. Auch bei Uhland, a. a. D. 42. 44. 82 u. f. f. wird dies Thema mehrfach erörtert. — In Summa: die ganze Zeit war nun einmal von der Art, daß eine großartigere und wirklich politische Auffassung der öffentlichen Verhältnisse nicht in ihr lag; wenn überhaupt, so war es nur die allerpersönlichste Weise, in der diese Verhältnisse in das Bewußtsein der Sänger und somit in die Dichtung traten.*)

Allein wie wir schon vorhin erinnerten, daß es auch in diesem Zeitalter in der Praxis des Lebens wohl einzelne bevor-

*) Vielleicht interessirt es unsre Leser, auch von dieser, in der That sehr eigenthümlichen Gattung der mittelalterlichen Dichtung durch einige Proben eine Anschauung zu gewinnen. Wir wollen also zwei dieser Lieder hersetzen. Das erste ist von Walter von der Vogelweide, nach der Simrock'schen Uebersetzung: II, 45. Es ist an König Friedrich gerichtet; die Bitte, die er darin ausspricht, blieb endlich nicht unerfüllt: a. a. D. p. 47. Das Andere ist ein bitterer Spruch Meister Stolle's auf Rudolf von Habsburg, dessen auch Gervinus an der oben citirten Stelle Erwähnung thut; wir haben ihn aus Wackernagel's Lesebuch, I, Sp. 689 entlehnt.

* * *

Schirmvogt von Rom, Apuliens König, hab Erbarmen,
 Daß man mich bei reicher Kunst so läßt verarmen,
 Gerne möcht' ich, könnt' es sein, am eignen Herd erwarmen.
 Sei! wie lustig wollt' ich von den Vögeln singen,
 Von den Blumen auf der Heide, wie vor Jahren schon:
 Gáb mir ein schönes Weib dann süßen Minnelohn,
 Ließ ich ihr Lilien und Rosen aus den Wangen dringen.
 Nun komm' ich spät und reite früh: Gast, weh dir, weh!
 Da mag der Wirth wohl singen von dem grünen Klee:
 Die Noth bedenket, milder Herr, daß eure Noth zergeh'.

zugte Persönlichkeiten gab, die durch das klare Bewußtsein, welches sie sich über ihre Zeit und den wahren Inhalt ihres eignen Handelns erworben hatten, in gewissem Sinne über der Zeit selbst standen; so fehlt es auch unter den Dichtern dieser Epoche nicht an Einzelnen, die sich über die nächste persönliche Rücksicht zu erheben und durch die Schale des höfischen Gedichts, des persönlichen Lob- und Straf- und Bettelliedes, zum Kern wirklicher politischer Dichtung vorzubringen wußten. In einzelnen zerstreuten Zügen werden wir dies an mehreren Dichtern, wie z. B. an Reinmar von Zweter (Hagen a. a. D. II, 175—

° ° °

Der Künec von Rôme engit ouch niht, und hât doch küniges guot.
 ern gît ouch niht: erst waerlich rehte allô ein lôn gemuot.
 ern gît ouch niht: erst kiusche gar.
 ern gît ouch niht, und ist doch wandels eine.
 ern gît ouch niht; er minnet got, und éret reiniu wîp.
 ern gît ouch niht: ezn wan nie man sô vollekomenen lip.
 ern gît ouch niht: erst schanden bar.
 ern gît ouch niht: er ist wîs und reine.
 ern gît ouch niht: er rihtet wol.
 ern gît ouch niht: er minnet triuwe und ére.
 ern gît ouch niht: erst tugende vol.
 ern gît ouch leider nieman niht: waz sol der rede mére?
 ern gît ouch niht: er ist ein helt mit zühten vil gemeit.
 ern gît ouch niht, der künec Ruodolf, swaz jeman von im singet
 oder geleit.

Man sieht wohl aus dieser pikanten Zusammenstellung von Rudolfs anderweltigen Tugenden mit dem Laster seiner Unmilde, worauf es in den Augen des Dichters eigentlich ankam: mag er weise und rein, fromm und gerecht, tapfer und klug sein, immerhin, der Refrain bleibt doch immer — er giebt nichts! und was man auch von ihm singen und sagen mag, am Ende heißt es doch immer: er giebt nichts. — Ueber den Verfasser dieses Spruchs, den Meister Stolle, vgl. Hagen's Minnesinger, IV, 706, und Gervinus, a. a. D. II, 11. Seine Gedichte s. bei Hagen III. 3—10.

221. III, 468 ^a. IV, 492 — 510. 758. Gervinus, I, 461 ff. vgl. 307. 312. II, 41 fg. Proben giebt Wackernagel, a. a. D. 681 — 688) gewahr. Allein die Gunst der Zeit hat uns auch die Werke desjenigen Dichters vollständig bewahrt, der, wie er überhaupt, selbst nach dem Zeugnisse seiner Zeitgenossen, den ersten Preis unter den mitlebenden Dichtern davon trug (siehe Gottfried von Straßburg, im Tristan, B. 47. 49 ff. Hagen'sche Ausgabe, I, 67. 68.), so auch ins Besondere für die politisch-poetischen Versuche des Mittelalters unübertroffen und unvergleichlich, das Muster seiner und wollte Gott, jeder folgenden Zeit! dasteht. Wir meinen den schon oben genannten Walter von der Vogelweide. Seinen ausgezeichneten Verdiensten gegenüber erscheint es nur als eine Gerechtigkeit des Schicksals, ja als eine wohl gelöste Pflicht der Nachwelt, daß gerade dieser Dichter, dessen Werke „in den Händen jedes guten Deutschen sein sollten“ (Gervinus I, 310) auch in unsrer Zeit die aufmerksamste Beachtung, die liebevollste Pflege, die vollständigste und gründlichste Herausgabe, Erläuterung und Darstellung gefunden hat. Uns bleibt nach dem, was neuerdings von Uhland, Lachmann, Simrock, Wackernagel, Gervinus und Hagen *) über ihn berichtet und gesagt worden ist, nichts übrig als nur auf diese, nach den verschiedenen Zwecken und Standpunkten ihrer

*) Die früheren Bemühungen um Walter von der Vogelweide, seit Bodmer (1748) findet man bei Jördens, im Artikel Minnesinger, III, 653 — 655 zusammengestellt; vgl. Uhland in der Verr. der schon gedachten Schrift, p. V — VII. Am Vollständigsten bei Gräffe, a. a. D. p. 991. 992. Gervinus charakterisirt ihn I, 306 — 310. Seine Gedichte stehn in der Hagen'schen Sammlung I, 222 — 279. III, 321 — 325. Vgl. ibid. p. 451. 468 ^a. 468 ^{aa}. Einzelne herausgegeben sind sie durch Lachmann, Berlin 1827.

Verfasser allerdings verschiedenen, aber insgesammt trefflichen und erschöpfenden Arbeiten zu verweisen. Besonders ist die kleine Schrift von Uhland ein rechter Edelstein: was bei Lobschriften nicht oft geschieht — man kann zweifeln, wem diese Schrift zur größern Ehre gereicht, ob dem, über den, oder dem, durch den sie geschrieben ist; aber zur Ehre gewiß gereicht sie Beiden. —

Wir wollen hier nur eine Stelle von Uhland (pag. 4.) anführen: „Walter von der Vogelweide hat nicht seine Persönlichkeit in der alten Heldensage des deutschen Volkes untergehen lassen, noch hat er seine Kunst den Ritter- und Zaubermähren vom heiligen Grabe, von der Tafelrunde u. s. w. zugewendet, sondern er hat die Gegenwart ergriffen. Und hierbei hat er wieder nicht bloß den Mai und die Minne gesungen, vielmehr ist er gerade der vielseitigste und umfassendste unsrer älteren Liederdichter, er behandelt die verschiedensten Richtungen und Zustände der menschlichen Seele, er betrachtet die Welt, er spiegelt in seinem besondern Leben das öffentliche, er knüpft seine eigenen Schicksale, wenn auch in sehr untergeordnetem Verhältniß, an die wichtigsten Personen und Ereignisse seiner Zeit.“

Und eine andere von Gervinus, a. a. D. 309. 310: „Ein Bewunderer der Milde und Freigebigkeit, mißbilligt er das wirre Gedränge an Landgraf Hermann's Hof; ein deutscher Mann nicht, weil ihn der Zufall auf diese Scholle geworfen hatte, sondern weil ihn seine Weltkenntniß und Wahl auf die biedere Nation zurückwies *), tritt er mit Heftigkeit und Bitterkeit gegen die Herrenlosigkeit, die Unordnung und Schwäche des

*) Simrocks Uebersetzung, I, p. 32:

Lande hab' ich viel gesehn,
Nach den Besten blickt' ich allerwärts:

Reichs: vertheidigt dessen Unabhängigkeit von der Kirche und trogt dem Banne mit Christus Lehre: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott was Gottes ist. Mit Kraft und Zorn tritt er gegen das Pfaffenwesen, die Gleisnerei und Weltlichkeit der Geistlichen, gegen das Unwesen des römischen Hofes auf, sonst aber treu der Kirche, ein frommer und heiliger Mensch. . . Von keinem Dogma ist er beschränkt, Christ, Jude und Heide gilt ihm gleich, wenn er dem Einen dienet. Die Werke, nicht die Worte sind ihm werth; er predigt die Kreuzfahrt und er macht sie, und weigert selbst den Erzengeln seinen Preis, wenn sie der Christenheit sich nicht annehmen wollen, da sie die Macht dazu haben.“

Zum Schluß dieses Abschnittes wollen wir auch von seiner politischen Poesie eine Probe geben. Wir bedienen uns dazu der Simrock-

Uebel möge mir geschehn,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch:
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über Alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungern Land,
Da mögen wohl die Besten sein,
Die ich irgend auf der Erden fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, so schwör' ich, sie sind besser hier
Als der andern Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Fraun sind engelschön und rein;
Thörlich, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein:
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm in unser Land, wo es noch beide giebt;
Lebt' ich lange nur darinne!

sehen Uebersetzung und wählen, den Verhältnissen dieses Aufsatzes gemäß, solche Stücke, die besonderer historischer Erläuterungen am Wenigsten bedürfen.

Zuerst eine Ermahnung an die Fürsten, die ein herrliches Zeugniß von der männlich freien Stellung giebt, welche Walter ohne Rücksicht auf Lohn und Mieth, auch gegenüber den Großen dieser Welt zu behaupten wußte, und wie wohl es ihm steht, ein Sprecher der Nation zu sein:

Ihr Fürsten, adelt Euer Herz durch reine Güte,
Seid gegen Freunde sanft, vor Feinden traget Hochgemüthe,
Stärkt das Recht und danket Gott der großen Ehren,
Daß Gut und Blut so Mancher muß zu Euren Diensten kehren;
Seid mild, friedfertig, laßt Euch stets in Würde schauen,
So loben Euch die reinen, süßen Frauen;
Scham, Treue, Milde, Zucht sollt Ihr mit Freuden tragen,
Minnet Gott und schaffet Recht, wenn Arme klagen,
Glaubt nicht, was Euch die Lügenbolde sagen,
Folgt gutem Rath, so dürft Ihr auf das Himmelreich vertrauen.

Sodann ein Strafgedicht an den Papst (p. 12. a. a. D. II, 80.):

Fluch und Segen. *)

Herr Papst, ich fürchte mich noch nicht,
Denn ich gehorch Euch, wie es Pflicht.
Wir hörten Euch der Christenheit gebieten
Dem Kaiser unterthan zu sein,
Wir sahn Euch ihm den Segen leihn,
Daß wir ihn heißen Herr und vor ihm knieten.
Gedenkt auch Eures Spruches,
Ihr sprachet: wer Dich segnet, sei
Gesegnet, wer Dir fluchet, der erfahre
Das Bollgewicht des Fluches:
Um Gott, bedenkt, ob sich dabei
Der Pfaffen Heil und Ehre wohl bewahre?

Und ebenso das Folgende (p. 24.):

*) Die Ueberschriften rühren von Simrock her: vgl. Wackernagel's Anmerkung zur Borr. der Uebers. I, XII.

Zwei Zungen.

„Gott giebt zum König, Wen er will!“
Das glaub' ich gern und schweige still:
Uns Laien wundert nur der Pfaffen Lehre;
Was sie vor Kurzem uns gelehrt,
Wird nun in's Widerspiel verkehrt:
Nun thut's um Gott und Eure eigne Ehre
Und sagt, bei Eurer Treue,
Mit welchem Wort Ihr uns betrog.
Beweiset uns das Eine recht von Grunde,
Das Alte oder Neue:
Gewiß ist, daß Ihr Eines logt:
Zwei Zungen stehen schlecht in Einem Munde.

Aus den Händen der Ritter kam die Dichtung in die Hände des Bürgerstandes; auf die Minnesänger folgen die Meistersänger, auf Tristan und Parcival Eulenspiegel und der Pfaff von Kalenberg.

Damit hatte sich der Entwicklungsgang der Weltlichkeit vollendet. Wie auf die Geistlichen, die von der Welt völlig abgekehrten, die Uebergangsstufe des Ritterthums gefolgt war, in welchem wir eine Art weltlichen Mönchthums kennen gelernt haben, so auf diese halbe, gewissermaßen vor sich selbst verhüllte, gegen sich selbst mißtrauische Weltlichkeit folgte nun im Bürgerstand das volle, selbstzufriedene Regiment des Weltlichen. Statt auf die idealen Grundlagen des ritterlichen Standes, auf die Schwärmerei der Liebe, des Glaubens und der Ehre, hatte der Bürger, dieser Träger des Handels und des gewerblichen Verkehrs, seine Existenz vielmehr auf die solide Basis der irdischen, leiblichen Güter, auf Reichthum und Besitz gebaut. Er hatte keinen idealen Hintergrund, aber er brauchte und darum auch begehrte er ihn nicht. Er regierte die Welt durch die Welt. — Bei dieser Lage der Dinge war für das Ritterthum begreiflicher Weise kein Raum mehr. Die Weisheit

dieser Welt, die kleine schlaue Praxis der Wirklichkeit, trug den Sieg davon über die glänzenden Illusionen des ritterlichen Lebens. Gewandtheit trat an die Stelle der Tapferkeit, Thätigkeit wog die Thaten auf, ein nüchternen, bedachter Sinn, der sich auf das Kleinste und Nächste concentrirt, überholte in seiner geräuschlosen, still ausharrenden Stetigkeit die weit ausschweifende, abentheuerliche Zerflossenheit der Ritter. So geschah es, daß mitten aus dem Verfall des Reiches (denn mit dem Ritterthum, das seine Stütze gewesen war, mußte auch das Reich selbst zerfallen) und unberührt, ja im Gegentheil gefördert durch die Zerrüttung der größeren politischen Verhältnisse, der Bürgerstand sich in üppigem Wohlstand erhob. Durch ihn wurden die Städte der wahre Mittelpunkt, Handel und Gewerbe die Adern des deutschen Lebens. Selbständig, als wären sie eigne politische Mächte, schlossen die Städte Bündnisse und Verträge, führten Kriege und Fehden und schlugen oft sogar die Ritter und Fürsten aus dem Feld. Und wie die Städte auswärts zu Bündnissen und Verbrüderungen zusammentraten, so in ihrem Innern selbst traten die einzelnen Kreise der Bürgerschaft gleichfalls in Corporationen und Innungen zusammen, und gaben durch diese sich stufenweis wiederholende massenhafte Geschlossenheit, gegenüber der Auflösung des Reichs und der Zersplitterung des Ritterstandes, dem Bürgerstande ein unausbleibliches Gewicht. Vor Allem aber herrschten die Bürger durch ihr Geld: wie die Ritter ihre Edelstige, so mußten die Könige ihre Kronen an sie versetzen, und Karl der Fünfte selbst, dieser Herr der Erde, in dessen Staaten die Sonne nicht unterging, mußte seinen Namen im Schuldbuch der Fugger sehen.

Mit dieser Hegemonie des deutschen Lebens überkam der Bürgerstand nun auch nothwendig die der Poesie. Denn dies

ist die allgemeine Ordnung der Natur: immer nur da, wo der Baum zur Frucht ansetzt, entfaltet sich auch die Blüthe; nur wo der Same der Geschichte reift, öffnet sich auch die Knospe der Poesie. Wir meinen dies: nur jedesmal diejenigen Völker und, in dem einzelnen Volk, diejenigen Kreise der Gesellschaft, innerhalb deren das geschichtliche Leben sich concentrirt und die die Grundlage bilden für die praktische Bewegung ihrer Zeit, vertreten und beherrschen auch zugleich die Dichtung. — So sahen wir zuerst, wo der deutsche Geist sich ausschließlich mit Aneignung des Christenthums beschäftigte und wo das Herz der deutschen Geschichte nur in der Sphäre der geistlichen Interessen schlug, auch die Poesie in den Händen und unter dem streng herrschenden Einfluß der Geistlichen. Sodann in der folgenden Epoche, als gegen diese einseitige Herrschaft des geistlichen Elements allmählig die Reaction der Weltlichkeit eintrat und unsre Geschichte aufs Neue ein bewegteres und kriegerisches Ansehen gewann, sahen wir dieselben Ritter, die auf den Schlachtfeldern der Geschichte kämpften, mit den rauhen kriegsgewöhnten Händen auch die Blume der Dichtung pflegen. Dies Gesetz erfüllt sich nun auch hier beim Bürgerstand: und so müssen die Ritter mit dem Gewicht der politischen Geltung und dem Besitz der materiellen Güter auch den Preis der Sangeskunst an die Bürger überlassen.

Es läßt sich voraussehen, daß auch dieser Uebergang nicht plötzlich und mit Einem Mal, sondern allmählig und beinahe unvermerkt geschah. Wir haben schon ein Beispiel dieser Art gehabt. Wir sahen bereits da, wo sich die Weltlichkeit in der Form des abstracten historischen Interesses zuerst in die Dichtung der Geistlichen einschwärzte, diese beiden Elemente eine Zeitlang ruhig neben einander gehen; ja wir sahen sogar, wie durch die

ganze ritterliche Dichtung noch immer ein Faden der geistlichen sich fortspinnnt. Etwas Aehnliches geschieht auch hier. Die bürgerliche Dichtung, indem sie auf der einen Seite, nämlich als Schwank und im satyrischen Gedicht, allerdings reinweg die Weltlichkeit vertritt, setzt gleichzeitig auf der andern Seite auch den Minnegefang noch fort. Denn daß der Meistergefang nichts Anderes ist, als der, von seinem ritterlichen Athem verlassene, conventionell gewordene Minnegefang, das ist jetzt, nachdem zuerst Jakob Grimm (in seiner Schrift: Ueber den Altdeutschen Meistergefang, 1811) die frühere irrthümliche Ansicht von einer getrennten gleichzeitigen Existenz des Meister- und Minnegefanges widerlegt hat, eine allbekannte und unbestrittne Sache. Diese Hälfte der bürgerlichen Dichtung war also mehr ein bloßes Erbe der Vergangenheit, als daß sie die Gegenwart lebendig repräsentirte. Die wahre Dichtung der Zeit dagegen haben wir auf der andern Seite der bürgerlichen Poesie zu suchen; im Schwank, dieser naiven Darstellung der Weltlichkeit, und dem satyrisch didaktischen Gedicht, welches, aus dem Standpunkt der Reflexion, gleichfalls den Weltlauf, wie er ist, zum Inhalt hat. Hier auf diesem Felde des gemeinen Lebens, auf das zum Theil auch schon die höfische Poesie, sowohl in Mithart und Aehnlichen (s. Gervinus, I, 311 und II, 329) als im Allgemeinen in der didaktischen Richtung hingelenkt hatte, welcher auch sie sich ergab, waren die bürgerlichen Dichter zu Hause. Diese kleinen beschränkten Aufgaben der nächsten Wirklichkeit, dieses Spiegelbild des gemeinen Weltlaufes mit seinen drolligen Zufälligkeiten, seinen Irrungen und Thorheiten, diese Schelmen- und Ehebruchsgeschichten, diese Verspottungen der Pfaffen, die sich in Alles mischen, und der armen, hungrigen

Landsknechte, der letzten, traurigsten Karrikatur der Ritter — das war ein Stoff, zu dem die bescheidenen Talente und Tugenden, welche die gewerbliche Thätigkeit der bürgerlichen Dichter in ihnen entwickeln mußte, eben ausreichend waren. Hier fanden der scharfe kaufmännische Blick, der auch das Kleine durchmustert; die schlaue Sicherheit, die, gleichsam von dem Söller ihres Besigthums aus, sich den Weltlauf nur zum ergöglichen Schauspiel dienen läßt und mit gutmüthiger Schadenfreude auf seine wunden Stellen lauert; die bürgerliche Theilnahme für die kleinen häuslichen Zustände; die satte Behaglichkeit, die beim Krüge Wein nach der Arbeit auch etwas Derbes zu lachen haben will — und ebenso sehr auf der andern Seite der ernste nüchterne Sinn, die feste, in sich selbst beruhende Gestinnung, die sittliche Lüchtigkeit der Bürger: Alles fand hier eine reiche Befriedigung und einen geeigneten Spielraum, sich poetisch darzustellen.

Weniger freundlich wird das Gemälde dieser bürgerlichen Welt und ihrer Dichtung, wenn wir ihr Verhältniß zur Politik und den Ereignissen der Geschichte ins Auge fassen. Dabei sind zuvörderst hauptsächlich zwei Punkte zu beachten.

Zuerst die Stellung der Städte zum Reich und folchergestalt zur Gesamtheit der deutschen Geschichte. Es ist die Stellung eines egoistischen Particularismus. Erst auf den Trümmern des Reichs hatten die Städte ihre Macht gegründet; sie ließen das Ganze zerfallen, um sich, die Einzelnen, desto leichter emporzubringen. Reichsstädte nannten sie sich: aber nur darum, möchte man glauben, hatten sie unmittelbar das Reich zu ihrem Herrn gemacht, weil sie wußten, daß sie an ihm, dem hinfälligen, kraftlosen Greise, gar keinen Herren hatten. Und so berührten die Schicksale, welche das Reich und überhaupt das

gemeinsame Vaterland betrafen, die Städte wenig. Sie bildeten ebensoviel Staaten im Staate; jede von ihnen hatte ihre eignen Interessen, ihre eignen Bestrebungen und ihre eigne Politik. Auch jenen Bündnissen und Verbrüderungen, welche sie untereinander schlossen, lag einzig der Zweck zu Grunde, diesen Particularismus zu befestigen und zu erleichtern. Es war das Extrem der Weltlichkeit, die, von aller Idee verlassen, von keinem großartigen idealen Gedanken bewegt, nur allein sich selber weiß, will und hat. Wie diese isolirte selbstüchtige Stellung der Städte auf die politische Gesinnung der Bürgerschaft einwirken mußte, ist klar genug; haben wir doch noch heut zu Tage mit dem unseligen Nachlaß jener Zeit zu kämpfen und wird es dem Deutschen doch noch heut so unendlich schwer, über die angekamte, angeerbte egoistische Spießbürgerlichkeit sich zu erheben.

Wie nun die Städte selbst zur Gesamtheit des Staates, so zweitens hatten auch die Kreise der Bürgerschaft unter sich eine völlig abgesonderte, particulare Stellung. Wir meinen das Innungs- und Gildewesen. Doch nehmen wir billig Anstand, hier näher in diesen Gegenstand einzugehen, weil ja, wie verlautet, die Politiker unsrer Gegenwart zum Theil sehr lebhaft an der Wiederherstellung dieses mittelalterlichen Instituts arbeiten und wir also in die Gefahr kommen würden, mit einem Urtheil über die verrotteten Einrichtungen des vierzehnten Jahrhunderts zugleich die neueste Staatsweisheit unsers neunzehnten zu richten. So viel ist gewiß: will man das Volk auf eine sichere und einschmeichelnde Weise in seiner jetzigen politischen Theilnahmlosigkeit bewahren, will man es abhalten, jemals für das große Ganze des Staats ein Interesse zu fassen, (und allerdings ist das gefährlich, da aus der Theilnahme für den Staat auch

bald eine Theilnahme am Staat hervorgehn würde), so kann man freilich nichts Besseres thun, als daß man jeder Provinz, jedem Stande, jedem Gewerbe gleichsam sein eigenes kleines Schneckenhäuschen baut, lauter kleine Staaten im Staate, einen Trichter, wie Dante's Hölle, von immer engeren, immer kleinern, kreisförmig in sich abgeschlossenen Interessen, auf dessen unterstem Grunde die Selbstsucht sitzt und aus dem kein Blick hinaufreicht in das Paradies der politischen Macht. Divide et impera. Man halte nur Jeden auf seinem Mist und bilde ihm ein, der sei die Welt; man lasse die politische Kraft des Bürgers sich nur selbst aufreiben und verzehren in der erbärmlichen Treitmühle der Standes- und Innungsinteressen; man theile nur wacker Privilegien aus und bekämpfe die Freiheit durch die Freiheiten: so wird es mit Volkseinheit und Constitution und Kammern und allen den andern politischen Neuerungen nichts zu sagen haben. —

Diese Gleichgiltigkeit gegen das Allgemeine, zu der jetzt die Einsicht und der gute, unbedenklich gute Wille unsrer Staatsmänner uns wieder zurückgewöhnen will, brachte damals die Entwicklung des Mittelalters, als eine nothwendige, unvollkommene Form ihrer selbst, von selbst mit sich. Wie die Idee des Staats in der Idee der Stadt untergegangen war, so wieder war der Begriff der Stadt unter die Gesichtspunkte der Gilden und Innungen zersplittert. Dies war damals die einzig mögliche und erlaubte Form aller Existenz. Auch die Poesie mußte sich ihr anbequemen. Beinahe ausschließlich von Handwerkern geübt, war sie selbst, in den Stuben der Meisterfänger, zum Handwerk geworden, und trat auch äußerlich als ein solches auf. Sie hatte ihre Meister und Gesellen, ihre Innungsrechte und Gebräuche, so gut wie das löbliche Gewerke der Schuster oder

Schneider; worüber man die kurze und übersichtliche Darstellung bei Koberstein, 253 — 256 und Rosenfranz, a. a. O. 501 — 503 vergleiche. Auch was Zbrdens im Artikel Meistersänger (III, 504 — 515) über diesen Punkt zusammengestellt hat, ist noch jetzt lehrreich und brauchbar; nur hüte man sich übrigens, diesem Artikel noch zu trauen, der, wie alles Frühere, durch das Grimmsche Buch vollständig antiquirt ist. Ueber die Stellung und Bedeutung des Meistergesangs im Allgemeinen s. Gervinus II, 259 — 286.

Nun vergegenwärtige man sich diese Perspective. Die Städte losgetrennt vom Staat, ohne Theilnahme für die gemeinsamen Angelegenheiten des Vaterlandes, eingenistet und eingesponnen in egoistische, kleinliche Interessen; innerhalb der Städte die Bürgerschaft in Gilden, gleichfalls isolirt; die Mitglieder dieser Gilden, die also von der Gesamtheit der politischen Zustände (so zu sagen) schon im zweiten Grade entfernt sind, als Meistersänger zu einer neuen Gilde zusammentretend, die nicht einmal, wie die übrigen Innungen der Handwerker, unmittelbar ein wirkliches Element des bürgerlichen Lebens in sich trägt und auf dem Boden des praktischen Bedürfnisses beruht, sondern nur die Form, die bloße Abstraction einer Gilde ist: und man wird selbst abmessen können, welche Tröpfchen politischer Gefinnung durch die wiederholten Dornhecken dieses städtischen Gradirwerks hindurchfließen konnte, und wieviel, zwischen den reichsstädtischen Gäßchen und Erkern und Giebeln hindurch, von dem freien Himmel der Geschichte in den Singeschulen sichtbar ward.

So erklärt es sich hinlänglich, warum keine von den beiden Richtungen, welche wir vorhin in der bürgerlichen Poesie unterschieden haben, sich zum politischen Gedicht entwickelt hat. Von der einen, dem eigentlichen Meistergesang, als der unmit-

telbaren Uebertragung des Minnegefangs, stand das nach dem, was wir schon aus der ritterlichen Zeit über eine politische Befähigung desselben wissen, überhaupt nicht zu erwarten. Schon damals, wo er, in den Händen der Ritter, noch wirklich lebendig war, hatte der Minnefang, wie wir wissen, kaum eine andere Beziehung zur Politik gehabt, als diejenige, welche aus der persönlichen Stellung der Ritter zu den persönlichen Vertretern der Politik, den Fürsten, floß: und wir haben gesehen, wie zweideutig diese Stellung, wie locker und inhaltlos diese Beziehung war. Jetzt, wo die Dichtung an einen andern Stand übergegangen war, hörte natürlich diese persönliche Beziehung auf. Zwar versuchten, bis zur förmlichen und allgemeinen Consolidirung des Meistergefangs in Schulen, das heißt bis gegen den Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts, auch einzelne bürgerliche Dichter noch, die fahrende Lebensweise der ritterlichen Sänger nachzuahmen und sich, wie sie, von der Gunst der Höfe zu ernähren, was denn, unter ähnlichen Verhältnissen, eine ähnliche Poesie persönlicher Lob- und Strafgedichte, Klagen über die Unmildigkeit der Fürsten und dergleichen hervorrief, wie in der ritterlichen Zeit. Vgl. besonders über Michel Behaim die ausführliche Darstellung bei Gervinus II, 210 fgg. Aber theils stehen solche Beispiele immer nur vereinzelt und sind mehr als Nachklänge der Vergangenheit, denn als berechtigte Erscheinungen der Gegenwart aufzufassen; theils aber und hauptsächlich hat diese ganze Richtung mit der eigentlichen Geschichte nichts zu thun. Das wird am Sichtbarsten in der Art und Weise, in der sie endlich verläuft: nämlich in den Wappendichtern, Britschmeistern und Spruchsprechern, denen allen dies Moment gemeinsam ist, daß sie die Poesie, und durch sie

ihre eigene Person, in ein unmittelbares persönliches Verhältniß, ein Verhältniß der Dienstbarkeit und des weltlichen Vortheils, zu den Großen und Mächtigen setzen wollen, also nach der Reihe zu Fürsten, Rittern, Corporationen und einzelnen reichen Bürgern. — Der wahre Meistersänger dagegen saß am eignen Herd, wo er sich von seiner Hände Arbeit nährte; er brauchte die Gunst der Fürsten nicht: und also fielen alle Beziehungen, die sich in der ritterlichen Dichtung auf diesem Verhältniß aufgebaut hatten, hier hinweg. Neue Beziehungen zur Politik aber konnten die Meistersänger, in ihrer siebenfachen gildenmäßigen Einschachtelung, nicht anknüpfen.

Auch wäre für dergleichen neue Beziehungen ohne Frage der Meistersang das unbrauchbarste Organ gewesen. Wir haben bereits bemerkt, daß er nur ein todtes Erbtheil, die verknocherte Hülse des Minneliedes war. Sein ganzes Bestreben ging daher auf die Neußerlichkeit der Form. Die Form aber, die mit Beseitigung des Inhalts nur sich selbst sucht und will, geht eben in diesem einseitigen Streben sich selbst verloren: denn nur der Geist ist es, der Formen schaffen und erhalten kann. So war auch der Meistersang vor lauter Form formlos geworden. Man sehe nur z. B. die Probe an, welche Gervinus von der „hohen goldnen Weise“ des Michel Behaim giebt: II, 277. Note 328. Uns erscheint das jetzt unsäglich geschmacklos: und doch mochte diese „hohe goldne“ Weise unter den übrigen „Schwarzdinten=, Strohhalme=, kurze Affen=, abgeschiedene Vielstraß=, Kälber=, wohlriechende Majoran=, heiße Thränen=, harte Tritte=, verschaltte Fuchse=, Apollos Harfen=, starke Straußen=, Zimtröhren= und andern Weisen (s. Rosenkranz a. a. D. 505.) gewiß keinen kleinen Rang einnehmen. Wie hätte der lebendige Inhalt der Geschichte

sich diesen todten barbarischen Formen anschmiegen können? Da war nur ein Inhalt brauchbar, der für sich gar keinen Anspruch machte. Man hörte diese Gefänge ja nur der Form wegen, jeder an sich bedeutsame Inhalt hätte das Interesse getheilt und dadurch das Wesen des Meistergesangs, als der auf sich selbst capricirten Form, zerstört. Die wackern Meister wußten daher sehr wohl, was sie thaten, indem sie die Geschichte seitwärts liegen ließen und nur allgemein bekannte, leidenschaftlose Stoffe, die biblischen Historien, die Dogmen der kirchlichen Scholastik, kurzum: Stoffe, die keinem Menschen das Blut zum Herzen treiben, als ein weiches, geduldiges Erz unter das künstliche Hämmerwerk ihrer Melodien brachten.

Man möchte man glauben, daß es dem Schwank und namentlich dem satirischen Gedicht, als der eigentlichen und entsprechenden Dichtung jener Zeit, möglich geworden, einen Uebergang zur politischen Poesie zu finden. Allein wir haben schon oben die enge Sphäre bezeichnet, in welcher auch diese Dichtung sich bewegt und in der sie freilich ein treues Spiegelbild des Lebens, aber eben darum auch ebenso beschränkt war, wie dieses Leben selbst. Zwar greift der Satiriker mitunter auch in etwas höher gelegene Kreise über, er versteigt sich auch wohl bis zu Fürsten und Königen und läßt, in seiner Musterung der Stände, auch diese höchsten an sich vorübergehen. Allein mit der Politik hat er darum noch nichts zu thun; sein Standpunkt bleibt immer nur derjenige der moralischen Reflexion. Nicht die Thaten, sondern die Sitten der Großen mustert er und auch diese in einer bescheidenen Allgemeinheit, indem er nirgend an bestimmte Personen anknüpft, sondern nur überhaupt von der Last des königlichen Amtes, den Gefahren und Untugenden des Hoflebens und ähnlichen Gegenständen moralischer Betrachtung spricht.

Interessant ist in dieser Hinsicht auch die Stelle, welche jetzt, sowohl im Schwank, als im satirischen Gedicht, die Geistlichkeit einnimmt. Jener politische Gesichtspunkt, aus dem z. B. Walter von der Vogelweide das Zerwürfniß der weltlichen und geistlichen Macht und die sittliche Verderbniß des Klerus betrachtet hatte, ist den bürgerlichen Dichtern gänzlich verloren gegangen. Diese großartigen Beziehungen liegen für sie zu tief, sie fassen auch hier nur das Nahe und Nächste auf: nur die unmittelbare Stellung des Geistlichen zur Gesellschaft, die schlechten Sitten, die Habsucht und Lüsterheit der Pfaffen, wie sie hier einmal geprellt und dort beschämt werden und wie sie nichts als Unheil und Verwirrung anrichten — darüber klagen, darüber spotten sie. Aber im Ganzen spotten sie mehr, als sie klagen. Denn wenn die historischen Conflictte, welche Walter von der Vogelweide mit politischem Blick auffaßte, mit Recht seine Furcht und seinen Zorn erweckten, so sehen diese dagegen nur die sittlich-gesellschaftlichen. Das Pathos ist dem Humor gewichen: die Geistlichen sind mehr lächerlich als furchtbar, kein Gegenstand mehr der Ode, sondern nur noch der Satire.

Wenn wir nun (wie wir doch wohl müssen, so sehr auch die Erfahrung unsrer Tage, unsre Geschichte und unsre Politik uns darin widerspricht) nur solche Ereignisse, durch welche die Entwicklung eines ganzen Volkes vorwärts rückt, geschichtliche Ereignisse — und ebenso nur die Verhältnisse, in denen wirklich historische Mächte zu einander stehen, politische Verhältnisse nennen und demgemäß nur eine Poesie, welche sich dieser Stoffe bemächtigt, mit dem Namen historischer oder gar politischer Poesie bezeichnen dürfen; so ist in der bürgerlichen Dichtung allerdings keine Spur von politischer Poesie zu finden. Aber auch die Frösche und Mäuse

haben Krieg geführt: und auch diese Kriege haben ihren Homer gefunden. So haben in jenem Zeitalter auch die deutschen Städte, trotz ihrer isolirten und zurückgezogenen Stellung, eine Art von Geschichte; auch in ihren engen, abgeschlossenen Kreisen kommt es zu einzelnen Conflicten, und der Nachhall solcher „Ereignisse“ dringt mitunter auch bis in die Stuben der Meisterfänger. Zwar an die lombardischen Städte und einen Dichter, wie Dante, dürfen wir dabei nicht denken. Ihren bürgerlichen Fehden lag der große Kampf ihrer Zeit überhaupt zu Grunde; in Deutschland, in den abgesperrten Kreisen unsrer Städte, gehen die Sachen viel einfacher vor sich. Eine Feuersbrunst, ein hochmüthiger Bürgermeister, ein verrannter Paß, ein Raubritter, dem man endlich an den Hals gekommen, ein armer Jude, der kleine Kinder gemordet oder die Brunnen vergiftet haben soll, ja wenn es hochkommt, Krieg und Fehde mit einer eifersüchtigen Nachbarstadt oder irgend einem Fürsten, dem es nach dem Fett der reichen Bürgerschaft gelüftet — siehe da die Weltgeschichte unsrer Städte und die historisch-politischen Stoffe ihrer Meisterfänger! — Doch wollen wir unsern Städten damit nichts Böses nachgesagt haben. Welchen Grund hätten wir auch, uns über ihren Begriff von Ereigniß und Geschichte zu erheben — wir, bei denen die Kehlfertigkeit einer Sängerin ein Ereigniß hieß, denen (so sagt man) die Beine einer Tänzerin Weltgeschichte vorgetanzt haben und bei denen neuerdings „die Aufführung der Antigone in die Reihe der Ereignisse tritt?“ *)

*) Dies Letztere hat ein Berliner Historiker, Dichter und Philosoph geschrieben: s. Fr. Försters Borr. zu dem von ihm herausgegebenen Büchlein: Ueber die Aufführung der Antigone u. s. w. Und ge-

Allein auch dies Minimum historisch-politischer Poesie hat die bürgerliche Dichtung wohl nicht ganz aus sich selbst hervorgebracht. So sehr die Meistersänger, im stolzen Bewußtsein ihrer Gildemäßigkeit, den Volksgesang, „die schändlichen Gassenlieder“ verachteten (Gervinus II, 264 Note 387), so ist es doch keinem Zweifel unterworfen, daß auch der Meistergesang sich dem Einfluß des Volksgefanges nicht völlig hat entziehen können, am Wenigsten im historischen Gedicht. Denn dies gerade war der Ausgangspunkt des wieder erwachten Volksgefanges; von hier aus breitete die muntre Lerche des Volksliedes ihre Schwingen — kein Wunder, daß sie die Meisterdichtung in ihrem engen Kästch überflog.

Wir haben hier also einige Augenblicke bei der Regeneration des Volksliedes zu verweilen. —

Zuvörderst aber wollen wir hier noch die Erwähnung desjenigen Gedichts einschleiben, welches unsre so eben geäußerte Meinung von der politischen Unzulänglichkeit der bürgerlichen Dichtung und ihrer Unfähigkeit, die Geschichte anders als nur in lokaler Beschränktheit und in kleinen, unerheblichen Bruchstücken aufzufassen, anscheinend widerlegt. Es ist dies der Theuerdank, über den sich von Alters her und wohl gar bis auf die neueste Zeit viel lobpreisende Traditionen erhalten haben.

wiß mit Recht. Nur das ist bedenklich, daß er hinzusetzt: bei uns. Hat das die Bescheidenheit, der Patriotismus oder — der Schalk hinzugesetzt?

Ein Kaiser, wie Maximilian der Erste, der letzte Ritter, tapfer, klug, gebildet, scheint freilich würdig, der Inhalt eines Gedichts zu sein. Ein solches kaiserliches Leben, sollte man glauben, müßte doch wohl immer ein tüchtiges Stück wirklicher Geschichte enthalten: und daher auch die Dichtung, welche dies Leben verherrlicht, wird der Athem der Geschichte durchwehen müssen. Aber näher angesehen, steht das Ding ganz anders und (um es ehrlich zu sagen) ziemlich kläglich. Maximilians Leben ist reicher an Entwürfen, als an Begebenheiten; es ist mehr Thatlust, als That. Der ritterliche Kaiser selbst (Servinus nennt ihn den „Klein-großen“), bei allem Nimbus, mit dem die neuere Romantik ihn umwoben hat, war im Grunde nur wenig an seinem Platz, wie er das ja selbst, in dem bekannten Witzwort von sich und Papst Julius, naiv genug ausgesprochen hat. Er wußte selbst den politischen Kern seiner Stellung nicht auszubenten: und so sind denn auch die Ereignisse, die er durch seinen getreuen Melchior Pfingling im Eheuerdank aufschreiben ließ, Alles in der Welt, nur keine politische. Es sind lauter Privatbegebenheiten: Hochzeitsgeschichten, Jagdabentheuer und kleine persönliche Bedrängnisse, in die der gute Kaiser durch Unfall, Arglist und Neid, die allegorischen Träger des Gedichts, verwickelt wird. Das Alles wird kapitelweise, Eins nach dem Andern erzählt; von einer historischen Idee, welche diese einzelnen Abentheuer zusammenhielte, einem politischen Pathos, das sie belebte, ist gar keine Rede. Für den alten Kaiser mag das recht erfreulich gewesen sein, die kleinen Abentheuer seiner Jugend, wie er sich hier einmal auf der Jagd verirrete, wie ihm dort einmal das Kopf unter dem Leibe getödtet ward und wie man ihm die Braut, die reiche Maria von Burgund, nicht lassen wollte —

es mag, sagen wir, ihm recht erfreulich gewesen sein, diese kleine Geschichte seines Lebens in guten Meistersängerreimen, prächtig gedruckt, mit schönen Holzschnitten vor sich zu sehen, und man mag es loben, daß er, der der deutschen Geschichte keine Thaten geben konnte, doch wenigstens der Literatur ein Buch schenken wollte. Aber unerheblich bleibt dies Buch darum doch und ist durch die Art, wie es die Geschichte in lauter kleine persönliche Abenteuer zerlegt, vielmehr eine Bestätigung, als eine Widerlegung unsrer Ansicht. Vgl. Gervinus II, 421 fgg. und die neue, sehr tüchtige Ausgabe des Gedichtes selbst, von R. Haltaus, 1836. — Dasselbe was hier vom Theuerdank gesagt ist, gilt auch vom Weißkunig, einem zweiten Gedichte, in welchem Maximilian gleichfalls sein und seines Vaters, Friedrichs des Dritten, Leben verherrlichen ließ: s. Gervinus, a. a. O. und Koberstein, p. 328 in der Note.

Vielleicht endlich erwartet man hier auch den Reineke Fuchs erwähnt zu finden, indem die Erneuerung und namentlich die moralisch-politische Umdeutung, welche die uralte deutsche Thiersage in dieser Zeit erfuhr (der niederdeutsche Reineke, dies Vorbild des späteren Bearbeiters, mag dieser nun Baumann oder Heinrich von Alkmar gewesen sein, erschien zuerst 1498. Vgl. Jakob Grimm's Einleitung zu seiner Ausgabe des Reinhart Fuchs, 1834, und Gervinus I, 102 fgg. 443 fgg.) allerdings mit dem ganzen Charakter dieser Epoche aufs Genaueste zusammenhängt. Allein theils halten diese Erneuerungen ausschließlich den allgemeinen moralischen Gesichtspunkt fest, theils, wo sie, versteckter Weise, auf positive Verhältnisse eingehen, sind diese Verhältnisse wiederum so eng und klein, bloße Hofgeschichten statt Geschichte, so daß Alles, was wir oben

über die politische Beschränktheit der bürgerlichen Dichtung überhaupt gesagt haben, auch vom Meineke Fuchs gilt und es daher einer besondern Erwähnung dieses Gedichts hier wohl nicht mehr bedarf. Vgl. Gervinus II, 402 — 410.

Wir haben im Früheren das deutsche Volkslied da verlassen, wo es, von den Geistlichen theils verfolgt und theils, als ein Stoff der Kunstdichtung, an sich gerissen, jedenfalls wider den Einfluß der Geistlichen sich nicht behaupten konnte. Aber wir bemerkten auch schon da, daß es, wenngleich in ein unscheinbares Dunkel zurückgetreten und dem Auge des Geschichtsforschers entzogen, darum doch keineswegs aufgehört hatte zu existiren. Nur dies unsichtbare Dasein an den Tag zu legen und sich selbständig, als ein eigenes Element der Dichtung auszuweisen, dazu war in der ganzen literarischen Entwicklung dieses Zeitalters der Volksdichtung kein Raum gegeben. Denn wie wir gesehen haben, so hatte, bedingt durch die Selbstbewegung des Geistes und analog unsrer politischen Entfaltung, auch diese literarische Entwicklung die Stadien der Geistlichkeit, der Ritter und der Bürger zu durchlaufen. Was außerhalb dieser Kreise fiel, das war für die Geschichte jenes Zeitalters so wenig in der Politik, wie in der Literatur vorhanden und konnte daher weder in der einen, noch in der andern zu einer selbständigen Offenbarung seines Daseins gelangen. So wenig daher im Mittelalter der Begriff des Volkes, als eines ganzen, ungetheilten, in Stände und ähnliche fixe Unterscheidungen nicht zerplitterten, so wenig existirt auch eine selbständige Volksdich-

tung; sondern was von derartigen Elementen vorhanden ist, bleibt entweder, eine Saat der Zukunft, im Verborgenen oder es schmiegte sich der Kunstdichtung dienstbar an.

Nun aber haben wir auch gesehen, wie mit der einseitigen Anerkennung der Weltlichkeit, mit dem Principat des Pfahlbürgerthums und der abstracten Neußerlichkeit des Meistergesanges, diese bisherige Entwicklung des Mittelalters sich in sich selbst vollendet und dadurch zu ihrem Abschluß und ihrer Berichtigung gelangt. Denn nicht weniger fruchtbar und weise, als die Natur, ist die Geschichte. Wie jene zu jedem Gift auch das Gegengift hat wachsen lassen, so heilt auch die Geschichte jedes Neußerste durch seinen Gegensatz, in den es gerade dann umschlägt, wenn es, auf dem Gipfel seiner Entwicklung, scheinbar am Mächtigsten ist. Das ist so nicht bloß in der Literaturgeschichte, sondern auch anderwärts ist es so: und anderwärts noch deutlicher. Allein man will es nicht sehen oder kann es nicht, weil Könige, wie Bettler, ihr Schicksal vollenden müssen.

Auch die Erneuerung des Volksesanges ist aus diesem urewigen und allgemeinen Gesetz des Gegensatzes hervorgegangen. Die Poesie, noch eben das abgegrenzte Besitzthum geschlossener Körperschaften, schlägt plötzlich um und wird, im Volkslied, das freie Eigenthum einer ganzen großen Nation. Aus der ängstlichen Umzäunung der Singestuben, „aus Handwerks- und Gewerbes Bänden“, wird sie mitten hinein in das frische Gewühl der Welt, unter den freien Himmel des Lebens entrückt; gegen die starre Neußerlichkeit des Meistergesangs regirt die Innerlichkeit des Volksliedes, gegen die verknöcherte inhaltlose Form das lebendige Pathos des Gemüths.

Dem dies ist der eigentliche Charakter aller Volksdichtung und dasjenige, wodurch dieselbe bei aller Wechselwirkung, die nach Form und Stoff zwischen beiden stattfindet, sich ins Besondere von der Poesie der Meistersänger grundsätzlich unterscheidet: dies nämlich, daß die Volksdichtung, als ein Ursprüngliches, Voraussetzungsloses, unmittelbar aus dem Gemüth, dem Born aller Dichtung, quillt und nur dies, das innerlichst bewegte, in Lust aufjauchzende, in Schmerz aufseufzende, immer frische, immer lebendige Gemüth, sonst nichts, zu seinem Ursprung und seinem Echo hat. Damit ist auch formal eine ganz neue Gestaltung der Poesie gegeben.

Die Form, die beim Meistergesang Alles, der ganze Mittelpunkt der dichterischen Bestrebung, der Maßstab des Werthes und der Wirkung war, ist, als ein Außerliches, im Volksliede nichts. So unabänderlich und starr, wie sie im Meistergesange war, so weich und flüßig ist sie hier. Wie sie dort nach einer vorgeschriebenen Norm, unter der richterlichen Wachsamkeit der Merker, aus der Reflexion des Verstandes hervorging, so tritt sie hier sogar nicht ganz aus der Innerlichkeit heraus, sie sucht und liebt das Anonyme, Ungewisse, Schwebende, sie bleibt, so zu sagen, selbst ein Stück Gemüth, das heißt: sie ist nur Musik, und zwar nicht eine angelernte, vorgeschriebene, sondern jene Musik, die mit frischester Gewalt, wie ein Quell aus Felsen, unwiderstehlich und unbewußt aus dem bewegten Herzen quillt. Hierin also hat das Volkslied zugleich seine Macht und seine Schwäche, seinen Vorzug und seinen Mangel: jenen, wenn wir es mit dem Meistergesang vergleichen, diesen, wenn wir den Maßstab von dem nehmen, was die Kunst sein soll und in ihrer vollen Entwicklung wirklich ist. Die Form nämlich aller Kunst,

als der Verkörperung, der Verdichtung des Absoluten im Sinnlich Schönen, soll plastisch sein, nicht bloß, wie die schwebende Form des Volksliedes, musikalisch — oder wenn auch musikalisch, so soll sie doch stets eine klingende Säule, eine wiederhallende Wölbung sein, die uns zugleich durch ihre sichtbare Schönheit erheitert und erhebt. Hierzu ist im Volksliede erst der Anfaß. Die todte Masse der meisterlichen Dichtung ist erst in Fluß gerathen, aber noch nicht wieder gebildet und geformt; mit Einem Worte: die Volksdichtung ist zwar poetisch, aber sie ist noch nicht Poesie. Dies zu vollenden, gleichsam die poetischen Dämmerungen der Volksdichtung in den heitern Tag der Kunstschönheit zu verklären, das ist die große Aufgabe unsrer modernen Poesie, die wesentlich nichts Anderes ist, als die zur Schönheit wiedergeborene — und zwar speciell durch die antike, als die ewige Meisterin der Form, die Mutter der Schönheit, wiedergeborene Volksdichtung.

Wir sind hier also wieder bei einer Urzeit angelangt, bei einem Chaos gleichsam, aus dem, wie aus dem Durcheinander der frühesten heidnischen Zeit das Mittelalter, ebenso jetzt unser modernes Leben sich entwickeln soll. Es ist von Wichtigkeit, dies hervorzuheben. Denn so sehen wir nun in dem Wiedereintritt der Volkspoesie eine Prophezeiung und Parallele dessen, was politisch, in der Wirklichkeit der Geschichte, im Zeitalter der Reformation geschieht. Wie das Volkslied am Ende der mittelalterlichen Dichtung, so die Reformation am Ende des mittelalterlichen Lebens. Wie mit dem Volkslied die Entwicklung der Poesie innerhalb gewisser Stände aufhört, so brechen in der gewaltigen Bewegung der Reformation auch die bisherigen

fixen Unterschiede der Stände zusammen. Wie dort das Volk, im Ganzen und als solches, in die Literatur, so tritt es hier in die Geschichte ein. Wie jene der Fond unsrer modernen Dichtung, so ist diese der Inhalt und Quell unsers modernen Lebens. Aber wie das Volkslied formlos bleibt, so bleiben es auch die politischen Anregungen der Reformation. Und wie wir es als die Aufgabe unsrer Poesie erkannt haben, die Elemente der Volksdichtung innerhalb der schönen Form wiederzugeben, so ist es auch die Aufgabe unsrer modernen Geschichte, die politischen Anregungen der Reformation in der Wirklichkeit des Staates zu vollenden und in selbstbewußten, darum lebendigen Formen zu fixiren. Ein Ziel endlich ist beiden Entwicklungen gegeben: das Leben weist auf die politische Freiheit — und die Poesie auf das politische Gedicht. Wir könnten diese Parallele noch weiter fortsetzen; wir könnten sie namentlich auch auf den Inhalt Beider beziehen und der Innerlichkeit des Volksgesangs die religiöse Innerlichkeit der Reformation, der Reaction des Volksgesangs gegen die hohle Aeußerlichkeit der Meistersängerei die Reaction der Reformation gegen die hohle Aeußerlichkeit und die abgelebten Formen der Kirche gegenüberstellen. Doch mögen wir um so eher darauf verzichten, diese und ähnliche Seiten unsers Gegenstandes hier näher zu beleuchten, als wir bereits an einem andern Orte (in dem Versuch über den Göttinger Dichterbund, in der Einleitung pag. 8. 9. und 23—27.) unsere Ansicht darüber ausgesprochen haben, und erlauben wir uns hier, unsere Leser darauf zu verweisen. — Wem es hauptsächlich um das Historische des Volksliedes zu thun ist, der darf sich vor Allem Soltau's Vorrede zu seiner mehrfach erwähnten Sammlung, diesem schwer zu

erreichenden Muster aller künftigen ähnlichen Unternehmungen, nicht entgehen lassen.

In dem nun was wir so eben über die gemüthliche Basis der Volksdichtung erinnert haben, liegt auch schon der Fortschritt angedeutet, den nothwendig die politische Dichtung überhaupt dadurch machte, daß das Volkslied, die Poesie also des lebendigen Gemüths, an die Spitze unsrer literarischen Entwicklung trat. Es ist der Fortschritt vom lokalen zum historischen und ferner vom bloß historischen zum politischen Gedicht: zu einem Gedicht, das unmittelbaren und persönlichen Antheil an den Begebenheiten der Geschichte nimmt, das den Strom der Ereignisse nicht bloß an sich vorüberauschen läßt und zu ihm spricht: mach' mich nicht naß! sondern das sich frischen Muths in die Mitte der Wellen stürzt und, von ihnen getragen, alle Schwankungen der Geschichte, als eben so viele Pulsschläge des eigenen Herzens fühlt. So stehen auch die Dichter des Volksesanges selbst unmittelbar im Leben. Denn die Voraussetzung der Tradition kennt das Volkslied nicht: was sie nicht selbst erlebt haben, seien es Schlachten oder Liebesgeschichten, davon wissen die Volksfänger auch nichts zu sagen, nur der lebendige Augenblick ist ihre Muse.

Wie nun aber diese Dichtung aus dem Gemüthe stammt, so will sie auch auf das Gemüth wirken: und ferner, wie sie aus dem Volke selbst hervorgeht, so will sie auch zum Volke sprechen, das enge, kleine Publikum der Singschulen genügt ihr nicht, in alle Welt wollen diese fliegenden Blätter flattern

und die Herzen eines ganzen Volks entzünden. Damit ist nun nothwendig gegeben, daß das Volkslied sich entschieden solcher Stoffe zu bemächtigen sucht, die schon an sich im Stande sind, diese allgemeine Wirkung in der That hervorzubringen. Darum nach der ideellen Seite hin ergreift das Volkslied hauptsächlich die allgemein menschlichen Zustände der Liebe, als der universalsten Leidenschaft, und jene Situationen des Abschieds, der Trennung, des Wiedersehens, die nie veralten, die heut wie gestern im Leben jedes Einzelnen wiederkehren und stets, eben weil sie etwas so Uraltes und Allgemeines sind, jeden Einzelnen zu Theilnahme und Mitgefühl erregen. Und ebenso nach der andern Seite hin, wird auch das historische Lied allmählig über die beschränkte Sphäre jener bürgerlichen Stadtgeschichten, über die Raubritterfehden, die Bürgermeisterwahlen und Anderes desselben Schlags hinaus= und auf solche Ereignisse hingetrieben, die bedeutend und mächtig genug sind, das Interesse eines ganzen Volkes zu erregen.

Vergleichen große Ereignisse gab es, wie wir wissen, damals freilich in unsrer, zum Particularismus eingeschrumpften Geschichte nicht. Es ist daher ganz consequent, wenn auch unser Volkslied da, wo es zuerst erwähnt wird, sich entweder nur auf das Gebiet der inneren Zustände oder, wo es historisch ist, doch auf Begebenheiten von nicht mehr, als lokaler Wichtigkeit beschränkt. Diese erste ausdrückliche Erwähnung finden wir in der Limburger Chronik, welche (die verschiedenen, zum Theil widersprechenden Berichte über den Verfasser derselben siehe bei Koberstein, p. 290 Note) um das Jahr 1340 begonnen, den mittleren und letzten Theil des vierzehnten Jahrhunderts umfaßt. Aus dieser Zeit, und zwar zuerst vom Jahre 1343, ungefähr

also derselben Zeit, wo der bürgerliche Gesang anfang sich schulmäßig zu constituiren, werden in der Limburger Chronik Lieder erwähnt und zum Theil in Bruchstücken angeführt, (die vollständige Sammlung derselben siehe bei Koch, II, 69—73), welche „man in deutschen Landen sang und die gemein waren zu pfeiffen und zu wampen und zu Aller Freude, durch ganz Deutschland.“ Aber diese Lieder erscheinen sämmtlich nur als ein Nachhall des Minnegesangs, indem sie zumeist dasselbe Thema ausbeuten, das diesem so geläufig war, nämlich die Verherrlichung der Frauen, den Preis des Frühlings und dergleichen; ebenso wie wir uns andrerseits die wenigen historischen Lieder, die aus dieser Zeit und zum Theil noch früher her *) erhalten sind: die Geschichte eines Judentodtschlags, einer Feuersbrunst, einer Fehde zwischen Stadt und Ritterschaft (Soltau, a. a. D. p. 51. 67. 69), nicht ohne einigen Einfluß der bürgerlichen Dichtung zu denken haben.

*) Auf die Volkslieder, welche Soltau (p. 39—48) sogar aus dem dreizehnten Jahrhundert mittheilt, haben wir hier deshalb keine Rücksicht genommen, weil wir in der That mehr als bedenklich sind, sie überhaupt als Volkslieder passiren zu lassen. Denn theils (p. 41 und 47) sind es lateinische Gedichte, die schon durch diese Neußerlichkeit der Sprache auf einen andern, als volkstümlichen Ursprung hinweisen; theils (p. 42 und 44) sind es Gesänge, die ganz ausdrücklich zwei Minnesängern, dem Meister Stolle (vgl. Hagen's Minnesinger, Band III, 3 fgg. und IV, 166. 249.) und Meister Rumsland (ebend. IV, 671 f.) zugeschrieben werden. Es würde also nur das fünfte, p. 46: *Wi Konnig Adolfs gestude gelestirt wart, vom Jahre 1293* bleiben. Aber auch dies ist noch problematisch, nämlich ob es nicht Bruchstück einer größeren Dichtung ist, worauf uns die Abwesenheit allen Prologs und Epilogs, wie er dem Volksliede sonst wohl eigen ist (über letzteren vgl. Soltau in der Borr. p. LXVI. f.) beinahe hinzuweisen scheint. In jedem Fall ist es immer nicht mehr, als ein Schwanke: eine Geschichte, aber nicht Geschichte.

Die Anregung zum politischen Gedicht konnte dem deutschen Volkslied also nicht unmittelbar aus Deutschland selbst kommen. Sie kam ihm von jenem äußersten Vorposten deutscher Bildung, von dem der deutschen Literatur wiederholentlich so viel Treffliches zugeführt worden ist: aus einem Lande, dem wir, wie damals die Iyrische Kritik des Lebens, so vier Jahrhunderte später die Anregung zur ästhetischen Kritik der Literatur verdanken und unter dessen literarischen Verdiensten um Deutschland der Lobredner derselben *) auch dies nicht hätte vergessen sollen: aus der Schweiz. Hier in der Schweiz, in den wiederholten Kriegen, welche sie gegen Oesterreich und Burgund führte, entwickelte sich zuerst innerhalb des deutschen Stammes der Begriff eines einigen, freien, selbstbewußten Volkes. Sie war der erste Schauplatz, auf welchem wieder einmal ein deutscher Stamm um den höchsten Preis und die erste Grundlage aller Volksthümlichkeit, um die Freiheit kämpfte. „Es kamen, sagt Gervinus (II, 199), Rechte zur Sprache, in deren Vertheidigung sich der Bauer gegen den stolzen Herrn fühlen lernte; es wurden Kriege geführt und Bündnisse geschlossen, die den Begriff von Herd und Vaterland ins Leben riefen; es kam Einfach und schlichte Sitte mit Hofart und Adelsstolz zum Kampfe und lehrte den frommen Landmann auf Gott und die Heiligen seines Landes vertrauen.“ Dieser Entwicklung des Lebens mußte auch die Dichtung folgen. Dem Kriege konnte das Kriegslieb, der politischen That das politische Gedicht nicht fehlen: und das um so weniger, als die Schweiz sich von jeher als ein sangreiches Land erwiesen und

*) Willh. Wackernagel in seiner akademischen Antrittsrede: Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur. Basel, 1833.

schon frühzeitig sein stattliches Contingent zu unsrer Dichtung gestellt hatte, der geistlichen sowohl, wie auch der ritterlichen, worüber man die bereits genannte Schrift von Wackernagel, p. 7—15 vergleiche. Jetzt, wo das Volk in die Geschichte eintrat, konnte diese volksthümliche Epoche auch nur in einer volksthümlichen Dichtung ihren Nachklang finden. Wie früh dieses politische Bewußtsein in der Schweiz lebendig war und das Pathos der Poesie abgab, zeigt das Lied von dem Bunde zwischen Bern und Freiburg, vom Jahre 1243. Es ist in der Tschudischen Chronik erhalten und von D. L. B. Wolff in der Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen, 1830 p. 448 fgg. abgedruckt. *)

*) Ein besonderes Interesse gewährt dies Gedicht durch die „ficken Späße und Ironieen“, welche Gervinus (II, 200.) an den Liedern des Halb Suter so wohl gefallen. Jene naive Anwendung des Thierlebens auf das politische, wie sie sich auch bei Suter findet, z. B. am Schluß des Sempacher Liedes (Wolff, 464, und Gervinus a. a. D. Note 274), bildet hier die Grundlage des ganzen Gedichtes, so daß man mit Recht behaupten darf, daß Suter dies Element, aus diesen und ähnlichen Liedern, bereits als ein fertiges überkommen hat. Wie in dem Sempachliede „Ku Brüni zum Stiere“ spricht, so erscheinen hier Freiburg und Bern überhaupt als „zwen Dachsen groß nit kleine,“ die eine gemeinsame Weibe haben und sie mit vereinter Kraft gegen alle übrigen Thiere, gegen Wölfe und Füchse, schützen. Da heißt es denn u. A.:

Es sind zween alte Pfarren,
Die freche Müte hand:
Niemand darf mit Inen stoßen,
Dieweil sie sind Eidgenossen
Und sich nicht scheiden land.

Got geb den Dachsen beiden
Einen stifen stäten Sinn
Und lasse sie nit hören,
Das sie möchte zerflören,

Vergleichen Lieder, deren es gewiß schon damals eine größere Zahl gab, wennschon die Ungunst der Zeiten sie uns nicht aufbehielt, bilden gleichsam die Schule und Einleitung zu demjenigen, was sich später, unmittelbar aus den österreich=burgundischen Kriegen selbst, mit überraschender Schnelligkeit entwickelte. Mit derselben verben Luchtigkeit, derselben Frische und Sicherheit, mit der die wackern Schweizer Bauern die goldverbrämten Ritter Leopolds von Oesterreich und Karls des Kühnen niederschlugen („zu tod geschlagen“ lautet der Refrain, den das Sempacher Lied in übermüthiger Freude rastlos wiederholt): ebenso verß,

Es wäre nit Ir Gewinn.
Noch us dem Joche treten,
Dann wurdend sie entwetten,
So schlug es übel us,
Daß ich sie beide warne,
Die Wölff sind in dem Garne,
Die kämind dann haruß.

Nun will ich Euch bedüten,
Wer die zween Ochsen sind,
Man mag es hören gerne:
Es ist Fryburg und Verne,
Als es sich wol befind,
Die kann niemand geschelden,
Von Bundt und Iren Eiden,
Und minder dann ein Ge,
Als noch Ir Briefe sügend,
Wie sieß zesammen bringend,
Das wüßend jemeer mer.

Ueber den vermuthlichen Ursprung dieser Anspielungen aus der Thierwelt siehe Gervinus a. a. D. p. 203. Doch wird daneben auch auf das Nächste, die ländliche Beschäftigung des Volkes nämlich, welche diese Bilder von Ru Brüni und dem umgestoßenen Milchubel und den Ochsen „mit Gehürne, das ist spize“ u. s. w. unmittelbar darbot, wohl einige Rücksicht zu nehmen sein. —

frisch, wacker schreitet das Kriegs- und Siegeslied daher. Den ersten Rang unter diesen Dichtern, deren Namen, so weit dieselben überhaupt bekannt sind, in dem Verzeichniß bei Soltau, Seite LXXI der Vorrede, gefunden werden, *) nimmt ohne Widerspruch der schon genannte Halb Suter ein. Er war aus Lucern gebürtig und hatte in der Sempacher Schlacht (1386), die er mit Gesang verherrlichte, selbst mitgekämpft. **) Vgl. Gervinus a. a. D. II, 397 fgg. Aus den späteren Kriegen mit Burgund ist besonders Veit Weber bekannt und berühmt. Wie sein großer Vorgänger, hatte auch er unmittelbaren Antheil an dem Kampfe selbst genommen, und besang nur das, was er selbst gesehen, und die Siege, zu denen er selbst geholfen. Seine Gedichte sind in der Chronik des Diebold Schilling von Solothurn (s. Wackernagel, a. a. D. p. 17.) erhalten; sie sind in neuerer Zeit oft wieder abgedruckt worden, auch bei Wolff, p. 504 fgg. und in einer besondern Ausgabe von H. Schreiber, Freiburg 1828. Vgl. auch Gervinus, a. a. D. 204, wo die Weber'schen Lieder, im Vergleich zu denen des Halb Suter,

*) Vgl. die von Soltau, a. a. D. p. XLIII fg. näher besprochene Eidgenössische Liederchronik von Hochholz, Bern 1835. (Oder wie der vollständige Titel lautet: Eidgenössische Liederchronik. Sammlung der ältesten und werthvollsten Schlacht-, Bundes- und Parteilieder vom Erlöschen der Züringer bis zur Reformation. Aus Handschriften, Urkunden-sammlungen, Chroniken, fliegenden Blättern und andern Quellen zusammengetragen, übersetzt und historisch erläutert etc.)

**) So lautet der Schluß des gedachten Liedes:

Halb Suter unvergessen, also ist Er's genannt,

z'Lucern ist Er gessen und allda wol erkannt.

He, Er war ein fröhlich Mann,

Dies Lied hat er gedichtet, als er ab der Schlacht ist kan.

Ein anderes Lied auf die Sempacher Schlacht (ein Spruch vom Sempachstreit) s. bei Soltau, p. 74.

denen sie allerdings nachstehen, doch vielleicht ein wenig zu streng beurtheilt sind, und Koch's Compendium II, 76—78.

Wie es nun im politischen Leben nicht anders sein kann, als daß sich der Partei die Partei gegenüber stellt, so fehlte es auch diesen Liedern der Schweizer nicht an Gegenliedern ihrer Feinde. Peter Suchenwirt, ein österreichischer Hofpoet, der noch im Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts die ritterliche Dichtung zu erneuern suchte (siehe über ihn Gervinus II, 187 fgg.), setzte Suter's Triumphgesang über den Sieg bei Sempach ein anderes Sempachlied entgegen (bei Soltau, p. 71—73), das in der Form nicht ohne Anklang an die Volksdichtung ist. Er beklagt den edlen Herzog von Oesterreich, und stellt seinen Tod als den Heldentod eines Ritters dar, der lieber fallen, als seiner Ehre etwas vergeben wollte; über die aber, die dabei still zu Rosse hielten und zusahen mit Schanden, über die ruft er Schmach und Schimpf: hätten sie Alle Recht gethan, die mit dem Fürsten ritten, der Ausgang der Schlacht wäre wohl ein anderer gewesen! So weiß er, als ein guter Hofdichter, dem Dinge noch eine Wendung zu geben. Sein Gedicht ist mehr ein bloßes Lob- und Ehrenlied zum Gedächtniß des gefallenen Leopold, als ein politisches Lied. Gegen die Feinde selbst, die Schweizer, nimmt er eine ganz neutrale Stellung, er hat kein Fünkchen politisches Pathos und zeigt solchergestalt recht, wie untauglich diese in Egoismus, Schmeichelei und Höflingsphrasen erstorbene Ritterdichtung war, in einer bewegten Zeit als politisches Instrument zu dienen. Weit besser versteht es „der von Isenhofen“ in seinem Schmachlied gegen die Eidgenossen, 1444. Es ist ein Volkslied in derbem, frischem Ton, voll bitterm Hasses. Aber freilich steht der

von Iſenhofen den Begebenheiten auch nicht ſo fern, wie Suchenwirt, der Hofpoet, der hübsch zu Hauſe bleibt und dann erſt hinterdrein nachträgliche Leichencarmina liefert. Dieſer dagegen hat ſich ſelbſt unter die Feinde geſchlichen und heimlich ihren Rath belauſcht. *) Nun ruft er ihnen höhniſch zu, daß es nächſtens aus ſein werde mit der Macht der Bauern und daß der Bund, auf den ſie ſo hart gepocht, ſchon anſange ſich zu biegen. Das Lied iſt bei Wolff, p. 480 abgedruckt; ebendaſelbſt (p. 474 und 478) ſind auch noch zwei andere Lieder der öſterreichiſchen Partei zu finden. Vgl. Gerwinus II, 201.

Während nun dieſ im Süden, in der Schweiz vorging, wurde ein ähnlicher Kampf an der nördlichen Grenze Deutschlands, bei den Dithmarſen, (1500) geführt und fand ſeinen Nachhall in ähnlichen **) Liedern, aus denen, „obgleich die hiſtoriſch treue und minutiöſe Erzählung den poetiſchen Werth gering hält, ganz jene Vaterlandsliebe, jener Geſchlechts- und Ahnenſtolz, die Freiheitsliebe des ehrlichen Bauern gegen ſtolze Unterdrücker, des armen Unabhängigen gegen den vornehmen Unfreien, und jener fromme Sinn, der unter den Bedrohten den Spruch in Umlauf ſetzte, daß, wenn ſie Recht hätten, Gott

*) Der uns dieſ Lieblein hat gemacht,
Der iſt von Iſenhofen,
Die Puren hattend ſin kein Acht,
Als Er ſaß hinderm Ofen,
Und loſet Frem Rate,
Und was ſie weltend triben,
An einem Abend ſpate,
Er hats nit mit ze verſchwigen.

**) Eine Aehnlichkeit, die ſich ſogar auf die Form erſtreckt: Gerwinus II, 205 und 200.

ſie nicht verderben, hätten ſie aber Unrecht, ſie möge ſterben laſſen.“ (Gerwinus II, 205. Die Lieder ſelbſt ſtehen in der Chronik des Neocorus, ſt. 1630, herausgegeben von Dahlmann, 1827 und von dort wieder abgedruckt bei Wolff, p. 324—369.) Und endlich regte ſich die politiſche Dichtung auch an der öſtlichen Grenze, in Böhmen, wo die Huſſitenkriege und allerhand Streitigkeiten um den Thronbeſitz rumorten, die zum Theil auch in den Gedichten des Nürnbergerſ Hans Roſenplut, des Schneppererſ, welcher bei einigen dieſer Kämpfe perſönlich zugegen geweſen war, ſich wiederſpiegeln: mehr freilich nur in Allegorieen und verſteckten Anſpielungen, als in einem offenen poetiſch politiſchen Bekenntniß. Vgl. Gerwinus II, 202. 203.

Dies Alles konnte nun natürlich nicht ohne Einwirkung auf die Entwicklung des deutſchen Volksliedes bleiben. „Die Lieder von Sempach und Näfels erkämpfen dem deutſchen Volksliede ſo gut ſeine Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit von der ritterlichen Poeſie, wie die Schlachten ſelbſt dem Volke, das ſie gewann, ſeine Freiheit.“ Gerwinus a. a. O. p. 200. Langſam zwar ging dieſe Entwicklung vor ſich. Die meiſten hiſtoriſchen Lieder dieſes Zeitraums beſchäftigen ſich, im Geiſte der bürgerlichen Dichtung, wie wir es oben bereits beſprochen haben, mit lokalen Ereigniſſen, und die einzelnen Gedichte, die über dieſe enge Terrain, dieſe provinciale Intereſſe hinausgehen, wie das Gedicht von dem Concilio zu Coſtanz, 1415 (Soltau, p. 85 fgg.) u. ſ. w. ſind eben vereinzelt. Im Ganzen indeß nahm auch hier das Intereſſe am öffentlichen Leben zu. Einen Beleg dafür giebt die von Koch, II, 73. 74 mitgetheilte Stelle aus Cyriacus Spangenberg's Sächſiſcher Chronica (Frankf. a. M. 1585), bei der man ſich, um den Fortſchritt zu

spüren, an dasjenige erinnern muß, was uns, aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, die Limburger Chronik von Volksliedern mitzutheilen hatte. Etwa hundert Jahre später, vom Jahre 1452, heißt es in der Spangenberg'schen Chronik: „Diese Zeit wurden Lieder gemacht und gesungen, darin man die Oberkeit erinnert und ermahnt, in der Regierung Gleichmäßigkeit zu halten, dem Adel nit zu viel Freiheit und Gewalt zu verhängen, den Bürgern in Stetten nit zu viel Pracht und Gepreng zu verstaten, das gemeine Bawersvolk nit über Macht zu beschweren, die Strassen rein zu halten und jederman Recht und Willigkeit widerfahren zu lassen. Von welchen Liedern sind noch etliche Geseglin vorhanden, so etwan von alten Leuten, die sie in irer Jugend von iren Eltern gehört, gesungen worden und ungefär also lauten“ u. s. w. Diese Proben siehe gleichfalls bei Koch a. a. O. 74. 75. Im Ganzen freilich beweisen auch diese Lieder nur das, was Gervinus von dem deutschen historischen Liede dieser Jahrhunderte überhaupt sagt: nämlich daß alles Große, was geschah, nur an den Grenzen vorging, daß dagegen im inneren Deutschland das historische Lied in seiner Nüchternheit blieb und die poetische Kritik des öffentlichen Lebens sich mehr auf Moralisches, als auf Politisches bezog. (II, 201. 205.) Erst mit dem Eintritt des sechszehnten Jahrhunderts ward auch dies geändert; in Sachsen, in der Mitte Deutschlands, begann im Jahre 1517 die Reformation.

Die Reformation, wie sie die Grundlage der neuen Zeit ist, bildet zugleich den Abschluß und die Negation des Mittelalters. Der wesentliche Inhalt des Mittelalters war, wie wir

gesehen haben, der Kampf zwischen Geistlichem und Weltlichem, zwischen Dießseits und Jenseits, Himmel und Erde, Gott und Welt. Von dem Extrem der geistlichen, außerirdischen Richtung, vor der alle Güter der Erde, alle Thaten der Geschichte nichts sind, die nur in der Zurückgezogenheit von der Welt, in der Einsamkeit des Klosters, in sinniger Betrachtung des Ewigen den Endzweck des Lebens zu erfüllen meint, und die daher auch in der Literatur ausschließlich die geistliche Richtung zur Herrschaft bringt, war das Mittelalter ausgegangen: und gegen sein Ende hin sahen wir es, nach mancherlei Schwankungen, bei dem andern Extrem, bei der derben, unbekümmerten Weltlichkeit angekommen, die sich feststellt auf sich selbst, und in Folge deren auch in der Poesie eine wahre Flucht vor allem Idealen und Allgemeinen, ein hornirtes Vertiefen in das Außerlichste und Besonderste sich geltend macht.

Diesen Zwiespalt, der im Mittelalter selbst zu keiner Veröhnung kommen kann, hebt die Reformation auf. Im Christenthum überhaupt war, gegenüber der Unmittelbarkeit des heidnischen Naturlebens, Gott, der Geist, das Absolute, als ein Außerweltliches, Jenseitiges zur Offenbarung gekommen. Damit war jener Zwiespalt des Mittelalters gegeben, dessen Entwicklung wir bisher verfolgt haben und der jetzt in der Reformation, als der principiellen Fortbildung und (daß wir dieses Wort nicht scheuen) der Vollendung des Christenthums, zur Veröhnung gebracht wird. Denn wie die Reformation den Unterschied aufhebt zwischen Geistlichen und Laien, wie sie die starre Außerlichkeit des katholischen Cultus beseitigt und den ganzen religiösen Proceß in das Innere jedes einzelnen Menschen selbst verlegt: so hebt sie auch, eben durch die Vereinigung im Innern

des Subjects, die Trennung zwischen Dieffseitigem und Jenseitigem auf, sie schmilzt gleichsam die erstarrte Weltlichkeit im Feuer des Göttlichen, das eben dadurch aufhört, ein bloßes Ding an sich, eine bloße Abstraction zu sein — mit Einem Wort: sie legt den Grund und die Möglichkeit zu dem Resultat, zu welchem, auf dem Boden der Reformation fortbauend, die Philosophie unsrer Tage gekommen ist: das Bewußtsein nämlich von der Immanenz Gottes in der Welt, die keineswegs, wie in der antiken Zeit, selbst Gott ist, die aber auch nicht, wie im Mittelalter, von Gott verlassen und entfremdet, sondern die in Gott und in der Gott ist, Ein Leib, Eine Seele, Ein gemeinsames Sein, Werden und Entwickeln.

Die praktischen Consequenzen dieses neuen Bewußtseins sind unermeslich. Wir haben sie noch heute nicht vollendet, ja wir sperren uns ganz unbändig und laufen seitwärts und rückwärts und versuchen tausend Ausflüchte, nur um sie nicht zu vollenden. Was Wunder also, daß auch sogleich bei ihrem ersten Auftreten gewaltige praktische Erschütterungen erfolgten. Die deutsche Geschichte kommt in Wallung: und wie es fortan kein Außerliches mehr giebt, das weiter nichts als dieses und nicht zugleich aufgenommen wäre im Geist, so reißt die Bewegung der Geschichte, das Drängen und Treiben der Ereignisse auch die Geister, die Gemüther des Volks in derselben Wallung mit sich fort. In unendlich erhöhtem Grade also wiederholte sich hier, was wir früher, bei den Bewegungen der ritterlichen Zeit und den ersten Conflicten zwischen weltlichem und geistlichem Regiment, geschildert haben. Hatte die Bewegung sich dort nur in gewissen Kreisen abgeschlossen und war sie auch innerhalb dieser Beschränkung zwar äußerlich der Anstoß der

Ereignisse, nicht aber auch innerlich der Inhalt des Bewußtseins geworden; so ging sie dagegen hier durch alle Stände, durch das ganze Volk, durch alle Geister und Gemüther.

So war denn nun Alles vorhanden, was das Volkslied brauchte, um sich auch bei uns, im Innern des deutschen Lebens selbst, zur politischen Dichtung auszubilden. In der That ist in dieser Epoche unser Reichthum an politischen Liedern außerordentlich; nie wieder, weder vorher noch nachher, hat unsre politische Dichtung in ähnlicher üppiger Blüthe gestanden. Alles, was damals in Deutschland gedacht und gedichtet, gesagt und gesungen ward, war von politischem Interesse erfüllt; das Volkslied, mit diesem großen historischen Inhalt, war die einzige poetische Existenz der Zeit.

Es ist nun artig zu sehen, wie die drei mittelalterlichen Stände, die durch die Bewegung der Reformation in den großen Begriff des Volks zusammenschmelzen, und ebenso die drei Sphären der mittelalterlichen Dichtung, an deren Stelle die Volksdichtung tritt, also die Geistlichen, die Ritter und die Bürger, gleichsam ihre drei Abgeordneten schicken, die sie sowohl bei der Reformation selbst, als bei dem poetischen Organ derselben, dem politisch-volksstümlichen Gedicht, vertreten, gleich als wollten sie damit ein ausdrückliches sichtbares Zeichen der großen Ausübung, die hier stattgefunden, und ein Unterpfand geben für die Allgemeinheit des Interesses, das jetzt überall alle Welt ergriffen hat. So kommt Luther, der Bauherr des großen Werkes selbst, von der Geistlichkeit und dem geistlichen Gedicht; Hutten von der Ritterschaft und der höfischen Dichtung, und endlich Hans Sachs, der Schuhmacher und Poet dazu, von dem Bürgerstand und der Poesie der Meistersänger. Wir wollen bei

jedem dieser drei Männer einen Augenblick verweilen, um die Stellung, welche sie zur politischen Dichtung einnehmen, zu betrachten.

Unmittelbaren Antheil an der politischen Dichtung hat Luther nicht genommen. Es entspricht das dem Verhältniß, in welchem er sich auch übrigens zu den politischen Bewegungen seiner Zeit erhielt. Er lehnte sie von sich ab, er beklagte zum Theil und verdamnte sie sogar, wenn diese praktischen Stürme sein großes Werk der geistigen Reformation zu fördern oder doch auf eine Bahn zu lenken drohten, in der seine eigene That ihn wie fremd ansehen mußte. Dafür hat Luther sich nicht bloß von Einzelnen seiner Zeitgenossen, deren rascher Sinn sich ärgerte an Luther's gründlicher Bedächtigkeit und seinem energischen Festhalten an dem, was er nun einmal als die Aufgabe seiner Zeit und seines Lebens erkannt hatte: sondern auch in neuester Zeit, und namentlich von einigen Stimmführern der modernsten Jugend, hat Luther sich dafür müssen schelten lassen, als sei er nur ein dickköpfiger Dogmatikus, ein beschränkter Theolog, wohl gar halb und halb ein Fürstentknecht gewesen, der bloß aus Liebedienerei gegen die, von denen er Schutz und Schirm für sein kirchliches Beginnen erwartete, wider die politischen Reformationsversuche Partei genommen. Glaubt man diesen Leuten, so hätte Luther nichts Besseres thun können, als nur schnell seine Bibelübersetzung unfertig ins Feuer werfen und dafür das Schwert umschnallen und sich, wie Thomas Münzer, an die Spitze von Bauern und Gesindel stellen. Ja sie haben nicht übel Lust, den hirneverbrannten Pfarrer von Allstedt weit über Luther zu setzen, als den eigentlichen Helden, den Märtyrer der

Reformation, gegen dessen universale Pläne Luther doch nur ein armseliger Philister war. Die so urtheilen freilich, haben sich selbst (wir sehen es ja täglich!) im Leben wie in der Literatur allzusehr zersplittert, sie haben sich ohne die Schule der Theorie, zu munteren Sinnes unmittelbar in die Praxis, wenn auch nur in die Praxis der Literatur gestürzt, als daß sie wissen sollten, daß Großes nur aus der Beschränkung wächst und daß keine Frucht der Praxis taugt, die nicht auf dem Boden der Theorie gewachsen ist. Wir dagegen wollen es Luther Dank wissen, daß er die geistige Reformation in ihrer eigenthümlichen Sphäre erhalten und uns dadurch die Möglichkeit gesichert hat, diese praktische Reformation, wenn einmal ihre Zeit gekommen sein wird, vollständiger und vollkommener durchzuführen, als unsere Nachbarn in Frankreich und England gekonnt haben, in deren politischem Dasein, bei aller Lebendigkeit und allem Streben, es sich doch jeden Augenblick rächt, daß sie die Praxis unmittelbar aus der Praxis ernten wollen, und den Durchgangspunkt der theoretischen Läuterung, der geistigen Befreiung verschmäht haben. Und überdies, was heißt das, Luther zu verunglimpfen, weil er zu der Reformation nicht auch gleich über Nacht eine politische improvisirt und zur Freiheit des Geistes nicht auch gleich die Freiheit der praktischen Existenzen desselben, die Freiheit des Staates, proclamirt hat, da ja noch jetzt, nach drei Jahrhunderten und mit der großen Erbschaft dessen, was Luther uns erworben, wir selbst mit dieser zweiten Reformation nicht zu Stande kommen können? —

Aber selbst diese mißliebigen Beurtheiler werden an Luther nur immer das aussetzen können, daß er ihnen nicht liberal genug gewesen. Antheillos überhaupt verhielt er sich zu den

politischen Ereignissen seiner Lage nicht; vielmehr schleuderte er manch feuriges Wort dazwischen, ermunternd, belehrend, strafend, immer derb und fest, immer sicher und groß, nicht minder den Fürsten gegenüber, als dem Volk, und in einer Sprache, die aus Erz, oft aus recht grobkörnigem, geschmiedet scheint. Hierdurch ist er nun auch auf die Dichtung seiner Zeit von ungeheurem Einfluß gewesen. Das politische Gedicht, ja das Pasquill der Reformationszeit hat seine derbe Sprache, seinen brennenden Witz, seine unerforschene Haltung, guten Theils aus Luther'schen Schriften gelernt. Will man endlich auch die geistlichen Gedichte Luther's hier einigermaßen in Betracht ziehen, so wird sich dagegen wohl kaum etwas einwenden lassen, da ja die Reformation, so wenig sie selbst, in Luther's Sinne, dies auch suchte, zugleich auch eine politische Bewegung in sich schloß und daher das religiöse Bekenntniß, wie Luther's Lieder es aussprachen, sich zugleich zum Wahlspruch einer politischen Partei erweitern mußte. In der That nehmen wir keinen Anstand, Luther's unnachahmliches: Ein' feste Burg ist unser Gott, auch hier ausdrücklich zu erwähnen. Was in diesem Liede ausdrückliches theologisches Bekenntniß ist, das zwar mag für die heutige Zeit, die allerdings um ganz andere Güter streitet, größtentheils seine Bedeutung verloren haben. Allein neben dem kirchlichen Element lebt in dem ehernen Klang dieses Gedichts soviel wahre und ursprünglich ewige Religion, daß dasselbe noch heut, als ein allgemeiner Ausdruck für die unbedingte Hingabe des Menschen an das Göttliche, auch die Herzen derer erschütteret und erweitert, die nicht, wie Luther, bloß vom Messias für sich kämpfen lassen, sondern selbst kämpfen wollen. Diese unbedingte Hingabe, dieses: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin!“ verlangt

jedes Princip: und darum muß ein Lied, welches sie ausdrückt, stets unvergänglich und auch für diejenigen von höchster Wahrheit bleiben, deren Religion allerdings nur der Glaube an den Geist, deren Gottesdienst nur der Dienst der Freiheit ist. Und das wird auch vollendet werden — „und ob die Welt voll Teufel wär!“

Ist nun Luther der politischen Bewegung seiner Zeit wenn auch nicht fremd, doch persönlich fern geblieben, so hat dagegen Ulrich von Hutten *) sich kopfüber, und auch den eigenen Untergang nicht scheuend, in dieselbe hineingestürzt. Er ist der eigentliche Verkämpfer für die politische Richtung der Reformation, in ihrer praktischen sowohl wie in ihrer poetischen Offenbarung. Wo Luther belehrt, zurückhält, warnt, da regt Hutten auf, treibt vorwärts, beschwört Volk und Fürsten zum Aeußersten und Letzten. Und wie Jener für die politische Poesie nur mittelbar, theils durch den Kern seiner Gesinnung und die religiösen Anregungen überhaupt, theils und besonders in sprachlicher Rücksicht von Bedeutung ist: so dagegen bildet Hutten persönlich einen hauptsächlichsten Ausgangspunkt der politischen Dichtung, deren Ton und Färbung (Gervinus II, 440. 449.) lange Zeit durch sein Beispiel bestimmt ward. Ja und wenn er etwas Aehnliches, wie für die politische Poesie, nicht auch für die politische Praxis geworden ist, so hat das nicht an seinem

*) Seine Werke sind neuerdings (1821 fgg. 5 Bde.) von G. Münch gesammelt worden, zum Theil auch (Dichtungen von U. v. Hutten, 1838) übersezt. Eine kleine Auswahl, die freilich, außer dem Gespräch mit dem Fieber, nur zwei Gedichte Hutten's, wiewohl die bedeutendsten, nämlich seine Klage an die deutsche Nation und die Klage über den lutherischen Brand zu Menz enthält, hat Aloys Schreiber schon im Jahre 1810 herausgegeben. Auch ist daselbst ein ziemlich vollständiges Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften beigelegt. Im Uebrigen vergleiche die treffliche Charakteristik bei Gervinus, II, 424—447, und die Lebensbeschreibung bei Erhard II, 268 fg.

Willen und nicht an seinem Muth gelegen, nur das Schicksal hinderte ihn — oder wie wir lieber sagen wollen: die Geschichte.

In dieser doppelten Thätigkeit Hutten's zeigt sich nun auf eine überraschende Weise, zu welcher Höhe der Gesinnung die Reformation, diese Verkündigung des Ewigen und Allgemeinen, auch die Besonderheit des ritterlichen Standes und der höfischen Poesie fortreißen konnte. Denn in diesen beiden Sphären hat Hutten eigentlich seinen Ausgangspunkt: nur daß wir die höfische Dichtung jetzt vielmehr die gelehrte nennen müssen.

Wir haben bereits an einem andern Orte *) nachzuweisen versucht, welchen geschichtlich nothwendigen Zusammenhang mit der Entwicklung dieser Zeit die Einführung der klassischen Studien und namentlich die Erneuerung der antiken Dichtung gehabt hat. Hier wollen wir es als eine Thatsache hinnehmen, daß, etwa mit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, das Studium der alten Literatur auch in Deutschland erwacht war und daß, bei der Lebendigkeit, mit welcher die Humanisten das Alterthum empfangen und selbst reproducirten, sich aus diesen gelehrten Studien auch sogleich eine gelehrte Poesie, eine neulateinische Dichtung, besonders in Nachahmung der römischen Lyriker, entwickelt hatte. Diese Dichtung, ganz abgesehen von dem Inhalt, hatte vor der eigenthümlichen deutschen Poesie jener Zeit den außerordentlichen Vorzug der gebildeten und eleganten Form. Während in den Gesängen der bürgerlichen Dichter der deutsche Vers schwerfällig und gleichsam mit steifen Knieen daherhinkte, während auch das Volkslied, seiner Natur gemäß, es nur bis zum musikalischen Klang, nirgend aber zur wirklichen

*) Vgl. Göttinger Dichterb. p. 27 fgg.

Formvollendung brachte: so schmeichelte dagegen die neulateinische Dichtung sich mit der vollen, sonoren Pracht, den mächtig rauschenden Wogen, dem zierlichen Spiel des antiken Rhythmus in die Ohren der Vornehmen ein. Sie schmeichelte den Vornehmen ferner und unterhielt sie durch den blendenden Apparat von Bildern, Vergleichen und Anspielungen, die mythologische und antiquarische Gelehrsamkeit, die sie mit sich führte. Kein Wunder also, daß die neulateinische Poesie die Poesie der Vornehmen ward und daß die gelehrten Dichter an den Höfen der Großen in die Stelle traten, die früher die ritterlichen Sängereingekommen hatten. Wie zu den Hofhaltungen der Fürsten ehemals die fahrenden Dichter, so drängten sich jetzt die fahrenden Gelehrten herzu; wie früher die Milde gegen die ritterlichen Dichter, so gründete jetzt die Freigebigkeit gegen die Gelehrten den Ruhm der Fürsten und bereitete ihnen einen klangvollen Namen; wie sonst an jene Geld und Kleider, Geschenke und Ländereien, so theilten sie jetzt an diese Titel und Würden, Pensionen und Ehrentetten aus: ein Verhältniß, das seinen Gipfel in der Würde des Poeta Laureatus Caesareus hat, des gekrönten kaiserlichen Poeten*), die ausschließlich der lateinischen Dichtung beschieden war. Die vaterländische Dich-

*) Diese Dichterkrönungen waren eine Einrichtung Friedrichs des Vierten, Maximilians Vater, der mehr als fünfzig Jahre (1440—1493) auf dem Stuhl der deutschen Könige saß und durch seine beispiellose Indolenz die Zerrüttung des Reichs wesentlich beförderte. Dafür krönte er denn Poeten: zuerst den Aeneas Sylvius, 1442. Doch steht diese Krönung einzeln da und traf auch keinen Deutschen, weshalb man den Anfang der Dichterkrönungen gewöhnlich erst von Conrad Celtes, 1487 datirt. Seitdem wurden sie häufiger und bald zahllos, womit natürlich auch der Nimbus verschwand. Vgl. Erhard, Gesch. des Wiederaufblühens u. s. w. II, 23.

tung blieb an Bürger und Bauer überlassen: die lateinische allein war die aristokratische, hoffähige, die kaiserliche Kunst.

So gehört auch Hutten dem ritterlichen Stande; so geht auch er von den humanistischen Studien aus; so hatte auch ihn Kaiser Maximilian selbst in Augsburg (1517.) als kaiserlichen Dichter gekrönt; so hatte auch er, nach mancherlei Schicksalsfüürmen, am Hofe des Churfürsten Albert von Mainz Schutz und Unterhalt gefunden. Bis soweit also sind die Verhältnisse sich ähnlich; aber wie verschieden nun ist die Art und Weise, in der Ulrich von Hutten, erfüllt von dem Pathos der neuen Zeit, diese Verhältnisse ausbeutet! Ritter ist er: aber nicht bloß um in diesem Vorzug der Geburt eine Anwartschaft auf Hofstellen und Gunstbezeugungen zu haben, sondern um Waffenthaten zu vollbringen und mit seinem Ritterschwert für den Sieg der neuen Zeit zu kämpfen. Durch das Alterthum ist er gebildet: aber nicht bloß die Formen hat er ihm abgelauscht, sondern auch mit der freien und großartigen Denkart des Alterthums hat er sich erfüllt, er kann nicht bloß glatte Verse machen, sondern auch einen großen und schönen Inhalt hineinlegen, er hat seinem Lucian nicht bloß die Gewandtheit des Stils, sondern auch die Schärfe des Witzes, den Stachel der Satire abgeborgt. Kaiserlicher Poet ist er: aber nicht um dem Kaiser zu schmeicheln, sondern um ihn aufzurufen zu großen Thaten, zum Schutz der Freiheit, zum Kampf gegen Papst und Türken. Am Hofe Albert's von Mainz lebt er und besingt ihn in Gedichten: aber nicht für sich bittet er, nicht Geschenke und Jahrgehälter sind es, zu denen er den Churfürsten antreibt; sondern für das Vaterland bittet er, für die große Sache der Reformation, die soll er ergreifen, da seien Lorbeern zu holen,

da werde sein Name den Erbkreis übertönen. Welch eine Verklärung des Ritterthums und der Humanisten! welche Aufopferung der schlechten Persönlichkeit, an der die höfische, und des hohlen Formalismus, an dem die gelehrte Dichtung krank lag! Hutten's ganze Entwicklung ist die Negation dessen, wovon er ausgegangen: Rang und Wohlleben, Gunst der Fürsten, Besitz und Sicherheit, Alles wirft er hin und macht dafür die armen Landsknechte, die Bauern und das Volk zu seinen Brüdern. Gelehrter ist er selbst: aber nur um die Gelehrten, die nichts sind als das, die Pedanten und Gestinnungslosen, mit unermüdlicher Geißel zu züchtigen. Am Hofe lebt er: und schreibt Satiren gegen die Höflinge. Gefrönter Poet ist er, ein leuchtendes Gestirn der lateinischen Verskunst: und spricht dem kaiserlichen Lorbeer Hohn, er will nichts mehr wissen von der Poesie der Gelehrten, der verachteten Volksdichtung kehrt er sich zu und redet deutsch zu Deutschland. Welch ein Wachsthum, welches eine Erweiterung des Interesses von seinem ersten Buch, in welchem er lateinische Metrik in lateinischen Versen docirt (Ulrici Hutteni de arte versificandi liber unus heroico carmine, Vitebergae, 1511.) bis zu dem „Aufwecker deutscher Nation“! (1521.), von dem Grimm jener persönlichen Klagen, jener persönlichen Bitten um Beistand und Recht, als der Greifswalder Bürgermeister Löb ihn ausgeplündert hatte, oder als sein Vetter vom Herzog von Württemberg meuchlings ermordet war, bis dahin, wo er um Beistand bat für die Sache der Freiheit und des Glaubens, um Recht für die deutsche Nation, wo das Ewige und Absolute seine eigne Person ganz verdrängt hatte, wo er voraussah, wie er sterben würde: in der Blüthe seiner Jahre und doch schon gebrochen, arm, elend, verfolgt, ein heimathloser

Mann — und wo er doch nicht nachließ und doch der unseligsten Zukunft sein tapfres: Ich hab's gewagt! entgegenschleuderte! —

Aber so viel Kraft und so viel großartigster Muth blieben doch fruchtlos. Es war ein lebhaftes schönes Feuer, in welchem das Ritterthum, dieser Stand der bevorzugten Persönlichkeit, aufloderte, sich selbst von seinen Schlacken läuternd. Aber die Zeit gehörte nicht mehr einzelnen Persönlichkeiten, und ob sie die edelsten, die größten waren: sie gehörte dem ganzen Volk, und nur diejenigen, die unmittelbar in dem Bewußtsein des Volks wurzelten und deren Pläne nicht über die geheiligte Schranke ihres Volks und ihrer Zeit hinausstürmten, nur die (mit Einem Wort) unmittelbar der Gegenwart lebten, nur deren Werk gedieh. Die Andern haben auch nicht nutzlos gelebt; sie haben Samen der Zukunft gestreut — möge er reifen! *)

Gegen diese blendende Erscheinung Hutten's steht die reformatorische Entwicklung der bürgerlichen Poesie in Hans Sachs allerdings ein wenig farblos und unerheblich aus. Was in Hutten lebendiges Pathos und unmittelbarste persönliche Leidenschaft wird, das bleibt bei Hans Sachs ein allgemeines wohlwollendes Interesse, eine behagliche ideelle Theilnahme an den Bewegungen der Zeit. Göthe („der es selbst wußte, wie schwer es ist, sich hereindrängenden Zeitverhältnissen überlegen zu halten.“ Gervinus II, 463.) hat das an Hans Sachs sehr gerühmt und auch Gervinus, in seiner liebevollen Darstellung dieses Dichters, II, 458 — 477, hat

*) „Wer dem erwartungsvollen Hutten gesagt hätte, in seiner unglückseligen Gier und Unfähigkeit, die Zeit zu erwarten, daß noch nach drei Jahrhunderten ein Boden für ihn in Deutschland sein würde!“ Gervinus II, 441.

es lebhaft hervorgehoben, daß „dieser Mann mit so umständlicher und eindringlicher Vielseitigkeit der Lage seiner Zeit und seines Volkes folgen und sie ergründen und in tausend verschiedenen Dichtungsstücken schildern, loben und tadeln konnte, ohne aus seiner Stelle zu weichen, ohne in seiner Besonnenheit zu wanken, ohne von seiner Höhe herabzusinken, von der er die Dinge betrachtete. Die ganze Fülle der Zustände, die ungeheure Bewegung des Lebens, die ungemeine Mannigfaltigkeit der Regungen jener Zeit öffnen uns die zahllosen Werkchen des ehrlichen Schusters, lebenvoll und sprechend, aber nicht leidenschaftlich; bewegt und eindringend, aber ohne Unruhe, ohne Mühe und Absicht. Er zeigt uns die ganze Welt in ihrer treibenden Bewegung und Hast, ungeirrt an sich selber, aus seiner stillen Klause, in der ihm nichts entgeht, nichts aber ihn mit sich reißt; nichts ihn gleichgültig läßt, nichts aber auch ihm seinen Gleichmuth raubt.“ (a. a. D. 461.) Das ist eine sehr wahre und liebevolle Schilderung: und auch das geben wir gern zu, daß in der Weltbeschaulichkeit des Nürnberger Poeten die bürgerliche Dichtung allerdings einen Fortschritt machte. Denn hatte sie früher nur auf die nächsten Dächer geschaut, so richtete sie ihren Blick jetzt doch überhaupt ins Freie hinaus. Und das war immer Etwas, es war sogar Alles, wozu die bürgerliche Dichtung, die nun einmal fest lag am Anker der Beschränkung, es bringen konnte; weshalb Hans Sachs ebenso wohl der bedeutendste unter den Meisterängern, als auch der Letzte von ihnen ist, der überhaupt Bedeutung hat. Im Uebrigen aber, sei es nun Fehler unsers Bluts oder Beschränktheit unsrer Einsicht, genug: wir sehen in dem, was Gervinus an Hans Sachs lobt, weit weniger einen persönlichen Vorzug des

Dichters, als vielmehr einen Mangel der bürgerlichen Dichtung überhaupt, wie wir das schon früher angedeutet haben. Wir meinen immer, es würde auch dem Dichter nicht schlecht gestanden haben, der Bewegung nicht bloß zuzuschauen, sondern sie selbst in seinen Liedern und (wenn sein Glück ihm das erlaubte) in seinem Leben mitzumachen.*) Der Dichter braucht nicht bloß ein Echo zu sein, es ziemt ihm wohl, und dazu ward ihm die Gabe des Gesangs, selbst ein Echo hervorzurufen; nicht bloß mit dem Spiegel hinterdrein, er wird dem Zuge der Geschichte wohl mitunter auch vorangehen dürfen, und nicht bloß die Gegenwart wiedertönen, sondern auch die Zukunft heraufbeschwören. Aber diese Stellung des Poeten, die heut noch von den Wenigsten begriffen, von den Meisten bestritten wird, dürfen wir natürlich nicht bei Hans Sachs erwarten. Er war ein Meisterfänger: und so weit wie der es bringen kann, hat er es gebracht.

An diese drei Männer nun, an jeden in seinem Kreise, hat sich die Literatur der Reformationsperiode angeschlossen. Luthers Vorgang wirkte hauptsächlich im Kirchenlied und in jenen politisch-theologischen Tractaten, zu denen er in seinen bekannten Schriften an den Adel deutscher Nation, an Herzog Heinrich von

*) Nur Einmal, 1527, als die Reformation sich Nürnberg selbst näherte, hatte seine Gleichmüthigkeit sich zu einer leidenschaftlicheren Schrift gegen das Papstthum fortreißen lassen: und auch dies nicht ganz ohne fremdes (des Andreas Osiander, eines heftigen Antikatholiken, der ihm auch die Vorrede schrieb) Aufstiften. Aber der Rath von Nürnberg vermerkte das übel und verwies es ihm ernstlich: er solle seines Handwerks und Schuhmachens warten und sonst nichts. Hans Sachs ließ sich das gesagt sein; er hat es nicht wieder mit der Censur verdorben. Siehe Gervinus, a. a. D. 462.

Braunschweig, an Heinrich den Achten von England u. s. w. das Muster gegeben hatte. Hans Sachs' Einfluß erstreckte sich mehr im Allgemeinen auf Gesinnung und Denkungsart der bürgerlichen Kreise, für die er eine „moralische Autorität“ war (Servinus II, 463), als unmittelbar auf die Literatur. In desto erhöhterem Maße war dies mit Ulrich von Hutten der Fall: sein Geist, sein Wig, sein Muth und Uebermuth war es was das Volkslied *) und das Pasquill, diese eigenthümlichste, Erscheinung jenes Zeitraums, belebte.

*) Hutten ist auch selbst Gegenstand einiger Volkslieder geworden; zwei davon theilt Soltan mit, p. 257 und 261. Beide heben besonders den theologischen Gesichtspunkt, Huttens Verdienst um Reinigung des Glaubens, hervor. Das Erste hat einigen Anklang an das Kirchenlied; das Zweite, in entschiedenem Volksston, ist weltlicher und historischer. Wie hoch er in der Meinung des Volkes stand und wieviel große und freundige Hoffnungen sich an seinen Namen knüpften, mag man aus Stellen sehen, wie die folgenden:

Huttenus halt sich veste,
 das hab' ich günnen bescheyt,
 er wollt gern thuen das beste
 der frummen Christenhait,
 thut sein Seel für vns setzen,
 acht nit, wer in thue legen,
 an leib und gut drum setzen,
 er halt vest unverzagt,
 das Ewangely sagt.

diß lible thue ich singen,
 zu lob ainem Doctor werd,
 ich hoff jm werd gelingen,
 er ist groß eren werdt,
 Ulrich von Hutten ich sagen,
 thut leib vnd leben wagen,
 vnd thut ganz nit verzagen,
 got geb jm glück und sück,
 daß er all sach wohl schick. (p. 259, 260.)

Wie wir nun aber überhaupt eine vollständige und nach einigermaßen bewährten Principien eingerichtete Sammlung unserer historischen Volkslieder noch immer entbehren, (denn auch die von uns oft genannte und nach ihrem vollen Werth anerkannte Soltau'sche Sammlung stellt sich selbst nur als einen Nachtrag oder eine Probefammlung bisher unbekannter Lieder dar; auf Vollständigkeit macht sie ausdrücklich keinen Anspruch), so fehlt eine solche Zusammenstellung namentlich auch noch für das Zeitalter der Reformation, wiewohl gerade dies ohne Frage die Blüthezeit unsrer Volksdichtung ist, und daher zuerst, sowohl in poetischem wie in historischem Interesse, eine derartige Sammlung wünschenswerth und dankbar macht. Einiges, wiewohl man weder etwas Vollständiges, noch auch immer das Richtige erwarten darf (vgl. Soltau in der Vorrede, p. XX.), hat Wolff mitgetheilt. Höchst dankenswerthe Nachträge sind von Soltau gegeben, bei dem die Lieder aus dem sechszehnten Jahrhundert, wie billig, den bei Weitem umfangreichsten Theil der Sammlung bilden: p. 171—451. Die *Altteutschen Volks- und Meisterlieder* von Görres (1817) enthalten, trotz der ausdrücklichen Ueberschrift, p. 209, nur wenig Historisches: was überdies in neuern Sammlungen, besonders in dem Wolff'schen Buch und dem des Herrn von Erlach, größtentheils wiederholt ist. Auch die „historischen Volkslieder“ aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert von Ph. Max Körner *) halten nicht ganz, was

*) Der vollständige Titel lautet: *Historische Volkslieder aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert, nach den in der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München vorhandenen fliegenden Blättern gesammelt und herausgegeben von Ph. Max Körner. Mit einem Vorwort von J. A. Schmeller. Stuttg. 1840.* — Wenn übrigens in

ſie verſprechen. Denn weder ſind es hiſtoriſche Lieder im eigentlichen und einzigen Sinne dieſes Wortes, alſo Lieder von wirklich geſchichtlichem Inhalt, noch auch excluſiv Volkslieder, indem Vieles von dem Mitgetheilten vielmehr der bürgerlichen Dichtung zuzurechnen iſt. Doch möchte gerade hierin ein gewiſſes Intereſſe der Sammlung liegen, indem wir aus ihr eine Anſchauung des Einflusses gewinnen, welchen, in der früher berührten Weiſe, das Volkslied allmählig auch auf die bürgerliche Dichtung übte. Endlich würden noch die rein dilettantiſchen Sammlungen zu erwähnen ſein, wie des Knaben Wunderhorn (1806) und das vierbändige Werk des Freiherrn von Erlach (1834—1837). Allein dieſe Werke, wenn wir auch dem einen das Verdienſt der erſten nachhaltigen Anregung, dem andern den zweideutigen Ruhm, das umfangreichſte aller biſher erſchienenen zu ſein, gern zugeſtehen: ſo ſind ſie doch beide, wie geſagt, zu dilettantenhafte angelegt, ſie entbehren zu ſehr aller und jeder Ordnung, ſie halten zu wenig am Begriff des Volksliedes feſt, ſie ſind, bei unendlich viel Ueberflüſſigem, doch zu unvollſtändig und in dem, was ſie geben, bei Weitem zu ungenau und willkürlich, als daß man ſie Leſern empfehlen könnte, die nicht bloß mit dem allgemeinen Intereſſe gemüthlich-poetiſcher Anregung, ſondern mit hiſtoriſch wiſſenſchaftlichem Bedürfniß und dem Wuñſch, den Charakter eines beſtimmten

der obigen Ueberſicht mit Uebergehung deſſen, was von hiſtoriſch politiſchen Liedern gelegentlich in Zeiſchriften und andern Werken (beſonders im Hormayrſchen Hiſt. Taſchenbuch) zerſtreut iſt, nur ausdrückliche Volksliederſammlungen angeführt werden, ſo wird das durch die Rückſicht auf dasjenige Publikum, welches dieſem Taſchenbuch hauptſächlich gewünscht wird, hinlänglich gerechtfertigt ſein. Wer genauere Nachweiſe ſucht, der findet ſie in erſchöpfender Vollſtändigkeit bei Soltau, Borr. p. VIII fgg.

Zeitabschnitts aus den ihm zugehörigen Volksliedern sich klar zu machen, an die Sache herangehn wollen. Vgl. über beide Sammlungen die Vorrede des Herrn von Soltau, p. XIV fgg. und XXXIX fgg., und sodann in der Erlach'schen Sammlung besonders den zweiten Band, Seite 161 fgg. (wo freilich nichts als ein Auszug aus Wolff) und 345—532.

Im Ganzen indeß ist das bisher Veröffentlichte hinreichend, sowohl um die hauptsächlichsten Kreise zu übersehen, in denen das historisch-politische Lied dieses Zeitalters sich bewegt, als auch um die Art und Weise kennen zu lernen, wie das Volkslied sich dieser Stoffe bemächtigte und wie es sie handhabte. Um dies Letztere voranzunehmen, so theilt auch dieser Zweig der Volksdichtung den allgemeinen Charakter der gesammten Gattung, insofern in dem Volksliede (vgl. Götting. Dichterb. 20—23.) das Pathos des Gemüths, die lebendige Theilnahme des Subjects zwar bereits erwacht ist, aber nur des Subjects in seiner Allgemeinheit; individuelles Leben dagegen und persönlicher Charakter mangeln ihm. Wie in den Liebes-, Trennungs- und Wanderliedern das sentimentale Interesse, so wird hier auch das politische nur in allgemeinen typischen Umrissen sichtbar. Daher einen prägnanten, großartigen Charakter, selbständige politische Ansichten, eine entschiedene persönliche Haltung, wie sie die Gedichte Walters von der Vogelweide und Ulrichs von Hutten auszeichnen, dürfen wir vom politischen Volkslied nicht erwarten. Somit ist auch die Zahl der eigentlichen Tendenzgedichte verhältnißmäßig sehr gering: solcher Gedichte, meinen wir, die die Ueberzeugung eines Einzelnen oder einer Partei, eine bestimmte politische Ansicht, ein politisches Glaubensbekenntniß, als solches, aussprechen. Vielmehr schließt sich das Volkslied

fast durchgängig historischen Ereignissen oder Personen an, und wiederum lieber Ereignissen als Personen; hauptsächlich kriegerischen Ereignissen, Schlachten, Belagerungen, Siegen und Niederlagen. In der Regel bildet ein Stoff dieser Art den eigentlichen Kern des Liedes, das insofern historisches Lied ist; das politische Element tritt nur im Allgemeinen in der Auffassung dieser Ereignisse herzu, ob diese das Geschehene billigt und preist, oder ob sie es als ein Unglück und eine Schmach darstellt. Auch dies geschieht oft nur in sehr flüchtigen und allgemeinen Zügen, meistens und hauptsächlich schon im Eingang des Liedes, der in der Regel, nach Art der alten Epen, das zu erzählende Ereigniß mit kurzen Worten ankündigt und sogleich eine Art von Kritik beifügt, nach der man die Stellung des Liedes zu seinem Gegenstand, ob dieselbe freundlicher oder polemischer Natur ist, sogleich beurtheilen kann. Ähnlich wiederholt sich dies am Schluß, wo der Dichter theils seinen Namen nennt, theils eine andere allgemeine Bezeichnung seiner Person, seines Alters, Standes oder dergleichen, beifügt, in der Regel mit der Versicherung, daß er bei dem oben besungenen Ereigniß selbst zugegen gewesen, und daß er auch in Zukunft wieder, wenn es sich so füge, seinen Mann stehen wird. Vgl. Soltan, p. LXVI fgg., und Gött. Dichterb. p. 21, 22.

Was sodann zweitens die historischen Kreise angeht; in denen diese Dichtung sich bewegt, so ist in dem ganzen Zeitalter der Reformation, vom Anfang des sechszehnten Jahrhunderts bis über die Mitte des siebzehnten hinaus, wohl kein einziges historisches Ereigniß von nur einiger Erheblichkeit, das nicht seinen Sänger und sein Lied gefunden hätte. Diese außerordentliche Fülle und Fruchtbarkeit der Volksdichtung macht es schwer, ja

bei der gegenwärtigen Beschaffenheit unsrer Sammlungen möchte es unmöglich sein, diese Kreise vollständig zu übersehen und zu sondern. Den Mittelpunkt bildet allerdings der religiöse Kampf. Da giebt es Lieder für Luther und gegen Luther, für den Papst (z. B. Soltau, 278, wo die Note am Schluß p. 284 zu beachten) und wider ihn. Doch ist die Partei der Reformation bei Weitem gefang- und liederreicher, als die katholische Partei; denn immer ist das Pathos des Angriffs lebendiger, als das des bloßen Widerstandes, die Freiheit poetischer als die Unterwerfung. Auch innerhalb der protestantischen Partei selbst giebt die Spaltung in Lutheraner und Calvinisten allerhand Stoff zu Gedichten, mitunter von größter Erbitterung und heftigstem Ton: s. Einiges der Art bei Wolff, 303 fgg. Aber die Energie der Dichtung wächst mit der Energie der Thatfachen; der ausbrechende Krieg steigert die Zahl der Lieder, ihre Mannigfaltigkeit und Frische um ein Unermeßliches. Zuerst der Bauernkrieg: s. Wolff, 198 fgg., und Soltau, 297—315, wobei es jedoch merkwürdig und ein Zeichen für die Stimmung ist, welche, trotz aller religiösen Aufregung, doch in Betreff politischer Zustände damals noch in Deutschland herrschte, daß von allen Gedichten, die über diesen Krieg erhalten sind, sich kaum ein einziges zu Gunsten der armen Bauern ausspricht. Sogar nicht einmal Mitleid hat man mit ihnen und erkennt das Drückende der Lage an, durch welche sie, verbunden allerdings mit hirnlosen, abentheuerlichen Schwärmereien, zu jenem verzweifelten Aufstand getrieben wurden: sondern verspottet werden sie und ausgelacht, nicht von ihrem Elend, nur von ihrer Hoffart wird gesprochen, ja es gilt schlechtthin für etwas ganz Unerhörtes, ganz Widersinniges, daß die Bauern sich haben

erfrechen wollen, „gegen die Herren“ sich aufzulehnen. Sodann der schmalkaldische Krieg und Moritz' Unternehmung gegen Karl, wo es besonders die Person dieser Beiden, und wiederum überwiegend die Person des Kaisers ist, an die sich die Dichtung, bald freundlich, bald feindlich anlehnt. Doch überwiegt, was den Kaiser anbetrifft, zuletzt die Zahl der Spottlieder bei Weitem die wenigen, die Gutes von ihm zu sagen wissen: vgl. Wolff, 182, 267, 380 fgg. Soltau, 354 fgg. und Vorr. p. XXXIV, XXXV. Daneben laufen andere Ereignisse, die der reformatorischen Bewegung der Zeit zwar ferner stehen, die aber gleichfalls nicht unbefungen bleiben, wie vornämlich die Würtemberger Händel (s. besonders Soltau, 225 fgg.), die Braunschweigischen (Wolff, 115.), die Grumbach'schen (ebend. 138, Soltau, 425.) u. s. w., woran auch einzelne außerdeutsche Begebenheiten und Personen, die Schlacht von Pavia (Soltau, 287, vgl. Vorr. LX und LXXXIV. Backernagel's Lesebuch II, Sp. 1591 f. Wolff, 657, und Barthold im Leben Georg's von Frundsberg, in den Beilagen p. 507 fgg., vgl. p. 350, Note 1.) und Anderes sich anschließen. Nach dem Jahre 1560 tritt eine gewisse Ermattung ein, herbeigeführt weniger durch die Censurmaßregeln, deren wir sogleich gedenken werden, als dadurch, daß die Bewegung der Reformation von dieser Zeit an scheinbar stille stand. Erst mit der gewaltigen Feuersbrunst des dreißigjährigen Krieges flammt auch das politische Volkslied wieder auf: Wolff, 411—442, und Soltau, 453—509. Aber die alte Kraft und die alte Fülle sind verschwunden. Denn schon hatte damals die Hegemonie der Volksdichtung ihr Ende erreicht, die Poesie der Gelehrten hatte sich an ihre Stelle gedrängt, und die Volksdichtung war nur noch ein untergehendes Gestirn. So wird auch der Kreis

immer enger, in welchem sich das politische Gedicht bewegt. Außer und nach dem dreißigjährigen Kriege ist es fast nur die Türkennoth und hie und da einmal ein auswärtiges Ereigniß, ein berühmter General, die Neuigkeit einer Schlacht u. dgl. °), woran das Volkslied sich hinfristet, bis es endlich völlig verstummt, ***) um noch einmal in der Kunstdichtung der modernen Zeit von Neuem zu erwachen.

°) Die Türkenlieder siehe bei Wolff, p. 7 fgg., und Soltau, 320 fgg. Ferner ebendasselbst p. 517 eine ‚Ganz neue Zeitung, daß der Chur-Fürst von Sachsen die Franzosen tapfer aus dem Sandhofen geschmissen,‘ 1690. Triumphirendes Seelied oder Engelländische chique und Holländische Sarabande, 1692: ebend. p. 519. Ferner Lieder auf dänische Zustände von 1713: p. 525, auf Prinz Eugen: 537, und Marlborough p. 532. — Das Gedicht auf die Enthauptung Karls des Ersten von England, 1649, von Georg Greflinger (bei Soltau p. 514, und auch bei Erlach I, 203, vgl. Koch, II, 129, sowie über den Dichter selbst Gervinus, III, 276—278.) gehört keinesfalls unter die Volkslieder, sondern entschieden zur Kunst- und Gelehrtenichtung, wo es namentlich mit der Gemordeten Majestät oder Carolus Stuardus des Gryphius (Gervinus III, 43 und die genaue Analyse von Tieck im 2. Band des altb. Th.) zu combiniren ist.

**) Einen nicht geringen Antheil an dem Erlöschen des historisch-politischen Gedichts hat gewiß auch das Aufkommen eigener politischer Zeitungen, seit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts (die erste regelmäßige Zeitung erscheint 1612, doch gab es einzelne Zeitungsblätter schon seit Ende des funfzehnten Jahrhunderts). Dadurch wurden die historischen Lieder, die bis dahin, vermöge ihrer Sangbarkeit und dadurch ihrer allgemeinen Verbreitung, die Stelle der Zeitungen vertreten hatten, wenigstens in dieser Rücksicht entbehrlich. Daß sie diese Stelle zum Theil wirklich vertreten haben, giebt schon der Titel vieler Lieder: *Minnew Zeitung* u. zu erkennen. Ein höchst deutliches Exempel bietet das Gedicht von dem Sieg der Schweden bei Lützen, bei Soltau 498. Es hat auch die Ueberschrift: *Gewisse neue Weise*, und die Rehrseite des letzten Blattes enthält noch einen in Prosa abgefaßten Bericht aus Oesterreich. S. Soltau a. a. D. in der Note.

Zum Schluß dieses Abschnittes haben wir noch der schon oben genannten Pasquille zu gedenken, als einer besondern und sehr entschiedenen Form unsrer politischen Volksdichtung, in der man sich, besonders in den ersten dreißig Jahren der Reformation, ganz außerordentlich gefiel. Es giebt über diesen Gegenstand eine erschöpfende Monographie von Johannes Vogt: „Ueber Pasquille, Spottreden und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts“ in des Herrn von Raumer histor. Taschenbuch. Neunter Jahrgang, 1838 p. 321 — 524, und können wir daher in dem Wenigen, was wir hier über diesen Gegenstand zu sagen haben, uns vornämlich dieser Schrift anschließen.

Zuerst ist zu bemerken, daß in dieser Art von Poesteen das poetische Interesse vollständig zurücktritt gegen das polemische. Wir haben sie daher als eine Art von Zwittergattung zu betrachten, die nicht selten, wie aus dem Geist der Poeste, so auch aus der poetischen Form heraus- und als Spottschrift, als Tractat und Abhandlung, einem Gebiete anheimfällt, das außerhalb der Grenzen unsrer Betrachtung liegt. Sodann, wie wir gesehen haben, daß der deutschen Poeste die Anregung zur politisch historischen Dichtung überhaupt nicht aus der Mitte Deutschlands selbst, sondern von fremdher, von den Grenzländern gekommen: so entwickelt sich auch das deutsche Pasquill erst in Nachahmung der Fremde. In Italien, in Rom, an der Säule des Pasquin, war das Pasquill geboren (a. a. D. 341). Schon hier, in seinem ersten Ursprung, war ihm der Weg vorgezeichnet, den es sodann besonders in Deutschland fortsetzte: seine polemische Richtung nämlich gegen den Papst, die Gebrechen der Kirche, die Schwelgerei und Sittenlosigkeit ihrer Diener.

Eine Waffe dieser Art, so scharf, so schneidend, so bequem zu handhaben, konnte auch in Deutschland, in der gewaltigen Bewegung der Reformation, nicht unbenutzt bleiben, zumal da hier der Boden dafür so überaus günstig war. Denn hatten wir in Deutschland auch keine Säule des Pasquin und kein müßiggängerisches Publikum, das sich vor dieser Säule versammelt: so hatten wir, was unendlich viel mehr war, eine Nation, die von einer allgemeinen historischen Krisis ergriffen war, und als Hilfsmittel unzählige Druckerpressen, die das verwegene Wort mit Flügeln versahn, mit unhemmbaren, unermüdlischen. Mit welchem Eifer der Deutsche, dessen langsamer, gutmüthiger Natur man dies wohl kaum zugetraut hätte, dieses Feld der Literatur ausbeutete, dies zeigen hauptsächlich die *Pasquillorum tomi duo*, welche angeblich von *Cölius Secundus Curio* gesammelt, im Jahre 1544 zu Basel ans Licht traten (siehe Vogt a. a. D. 341 Note, für dessen Aufsatz diese Sammlung die vorzüglichste Quelle gewesen ist, und Koch's *Compendium* I, 157. 158.) und von denen ein ansehnlicher Theil, namentlich im zweiten Band, auf die deutschen Verhältnisse bezüglich ist. Vogt, in dem gedachten Aufsatz, hat von mehreren dieser Pasquille eine ausführliche Analyse gegeben. *) Das Au-

*) Wir wollen hier nur eines davon beiläufig hervorheben, die „gründliche ursach der jez schwebenden Kriegsleuff und wie sich darin zu halten sei. Dazu ein klag des teutschen Lands,“ von Johann Schradin von Reutlingen, 1546: s. Vogt, 488—503. In diesem Gedichte nämlich treten *Arivovist*, *Armin*, *Friedrich Barbarossa* (dessen *Mythus* vom *Kyffhäuser* in demselben Jahre, 1546, zuerst entsteht: a. a. D. 489 fgg.) und *Fronsbberg* auf; *Armin* namentlich erzählt (p. 499) seine Heldenthaten und wie er die alten Deutschen befreit. Somit sehen wir hier den Anfang jener deutschhümelnden, in die Vergangenheit unsrer Geschichte und den alten Ruhm unsrer Altvor-

gemeine ihres Inhalts angehend, zerlegt er sie in zwei große Kreise (p. 362). Der eine, umfangreichere, umfaßt die Kirche und das Kirchenwesen; in ihm wieder lassen sich die katholische Kirche im Allgemeinen, sodann der Papst mit dem römischen Hof und der Geistlichkeit überhaupt, ferner die Concilien, besonders das zu Mantua, und endlich das Interim unterscheiden, welches letztere einen der ergiebigsten und beliebtesten Stoffe dieser polemischen Literatur abgiebt: p. 429 fgg. Der andre beschäftigt sich mit den weltlichen Verhältnissen; er geißelt besonders den Kaiser, Karl den Fünften, und dessen Anstalten zur Unterjochung der deutschen Freiheit, sowie als dessen Anhang die Fürsten und die Stände des Reiches überhaupt. — Was ferner die Form betrifft, so sind diese Spottschriften, insofern sie überhaupt noch dem Gebiete der Dichtung angehören, meist in Dialogen abgefaßt: a. a. D. 346. 390, wobei wir theils an die lokale Entstehung des Pasquills, als eines Frag- und Antwortspieles zwischen Marforio und Pasquin, theils aber auch an den durch Ulrich von Hutten vermittelten Einfluß des Lucian'schen Dialogs zu denken haben. — Eine besondere Bedeutung endlich erhalten diese Pasquille auch noch dadurch, daß sie zu Personen und Kreisen gelangten, denen, wie wir wohl annehmen mögen, das eigentliche Volkslied sich nicht nähern durfte. Denn nach Vogt's Mittheilung (p. 361) cursirten diese Pasquille auch an den Höfen und unter den Vornehmen, die sie wechselseitig, zur Ergözung, sich zuschickten. Sie nahmen also selbst keinen Anstoß an einer Literatur, die sie nichts desto

bern sich vertiefenden Richtung, der wir nachher noch mehrfach begegnen werden, und zu welcher sogar schon in Hutten ein Ausgangspunkt liegt: Serv. III.

weniger im Volke unterdrücken wollten oder sollten; weshalb es denn diesen Unterdrückungsmaßregeln auch durchgängig an derjenigen Energie der Ausführung mangelte, die ihnen allein zu einer, sei es auch nur momentanen Wirksamkeit hätte verhelfen können.

Nämlich schon im Jahre 1524 hatte Karl der Fünfte ein Censuredict gegen die politischen Lieber und Pasquille erlassen. Allein bei der Stimmung des Volks und zum Theil sogar der Großen konnte dasselbe nicht anders, als ohne Wirkung bleiben; so daß es bereits wenige Jahre darauf (1530) mit geschärften Drohungen wiederholt werden mußte. Als sodann in den vierziger Jahren mit dem Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges die gegenseitige Erbitterung der Parteien sich noch ungeschminkter offenbarte, und als namentlich nach so viel gewaltsamen Vorgängen, die über die eigentlichen Bestrebungen des Kaisers keinen Zweifel ließen, Karl der Fünfte selbst, „der Meßger von Holland“, (a. a. D. 505, die weiteren Citate s. p. 508.) der unmittelbare Gegenstand rücksichtsloser Angriffe und Verspottungen geworden war: so steigerten, mit der steigenden Polemik, sich auch die Verbote, so daß sie in der kurzen Frist von acht Jahren (1541 bis 1548) nicht weniger als dreimal von Kaiser und Reich erneuert wurden: Vogt, 351 — 358, bis endlich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mit der überhaupt eintretenden Abspannung auch diese Polemik sich verlor, oder doch in engere, vornämlich theologische Grenzen zog. Späterhin, im dreißigjährigen Kriege, erwachte sie von Neuem, hauptsächlich als politische Karrikatur, zu der auf einzelnen Flugblättern und Schildereien die Poesie sich mit den zeichnenden Künsten, dem Holzschnitt und Kupferstich

verband: worüber die neuen und interessanten Mittheilungen bei Gerwinus III, 305 — 310 zu vergleichen. *)

Endlich müssen wir hier auch noch des Drama's gedenken, dessen erste Entwicklung überhaupt in dies Zeitalter fällt und das daher gewissermaßen in politischer Luft aufwächst. Somit lag es ziemlich nahe, das politische Element mit Vorliebe auf diese neue Gattung zu übertragen. Denn erstlich war schon in der üblichen dialogischen Fassung des Pasquill, deren wir oben gedacht haben, ein formaler Uebergang zum Drama gegeben. Sodann forderten zu einem ähnlichen Uebergang auch die Processionen und kirchlichen Spiele des Katholicismus auf, die jetzt, mit dem Eintritt der Reformation, größtentheils ihres religiösen Inhalts entledigt waren, und statt dessen ein bequemes Gefäß für allerhand polemische Beziehungen darboten. Und endlich waren alle Schaustellungen dieser Art damals noch, im Sinne der Alten, eine Sache des Gemeinwesens oder wenigstens städtischer Körperschaften, und also schon an sich ein Akt öffentlicher, politischer Thätigkeit. Sie waren mithin noch mehr, als jetzt, wo wir (narrisch genug: denn bei unsern Opern und Balletts und den Stücken „nach dem Französischen“, welchen Grund haben wir dazu?) die Bühne ja auch noch als das

*) Khelein I, 251 fgg. citirt ein bis dahin noch unbekanntes Singspiel: „Der von Ponik, Eugenio und Duc de Marlebourg curirte Ludovicus XIV. König in Frankreich 1c.“, welches den spanischen Erbfolgekrieg mit vieler satyrischer Laune behandelt. Nach dem, was Khelein davon mittheilt, scheint man es als ein verspätetes und in dieser Zeit vermuthlich einzeln stehendes, politisches Pasquill betrachten zu dürfen.

letzte Refugium der Deffentlichkeit zu rühmen pflegen, eines großen Publikums, so wie einer weit greifenden, allgemeinen und sinnlich energischen Wirksamkeit gewiß.

Auch hier ging wieder die Schweiz mit der ersten Anregung voraus. Gerade in der Schweiz standen sich damals, wie jetzt, die religiös politischen Parteien, die Anhänger der alten und der neuen Zeit, am Schroffsten gegenüber. Auch hatte sich gerade hier, unter dem Schuz der politischen Einrichtungen, ein bequemes und reichliches Volksleben entwickelt, das sich gern in Aufzügen, Fastnachtspielen und andern Belustigungen dieser Art erging. Die zwei Fastnachtspiele des Nicolaus Manuel (über den eine eigene Schrift von Grüneisen erschienen ist, 1837; vgl. Gervinus II, 450. Koberstein, 314 Anm. und die ausführlichen Titel bei Kehrein, dramatische Poesie der Deutschen, I, 78. 79), die im Jahre 1522 zu Bern von dortigen Bürgerbühnen aufgeführt wurden, und in denen „die wahrheit in schimpffs weiß vom pabst und seiner priesterchaft gemeldet wird“, werden wir, neben den Komödien des Pamphilius Gengenbach, gleichfalls eines Schweizers, die jedoch mehr nur den moralisch satirischen Standpunkt behaupten (Kehrein, a. a. O. 81. 82, und Gervinus II, 387. 419. III, 87.), wohl als die frühesten Anfänge dieser Richtung unsers Drama zu betrachten haben. Auch katholischer Seits bleiben die Entgegnungen nicht aus: Kehrein, p. 81, wie dann im Ganzen diese Literatur mehr die religiösen, als die politischen Differenzen der Reformation ausbeutete, und auf diese Weise die Veranlassung zu jenen geistlichen und Schuldramen gab, die sich, hauptsächlich von Pastoren und Schulmeistern, bald auch ohne Rücksicht auf Darstellung geschrieben, noch Jahrhunderte lang, bis in das achtzehnte Säculum fort-

schleppten; worüber Gervinus in den ersten Abschnitten des dritten Bandes, und in Kürze die Angaben bei Rehren I, p. 108 fgg., sowie das vortreffliche Handbuch von J. W. Schäfer, 1842, I. 263 zu vergleichen. Mitunter zwar theilten auch diese dramatischen Vorstellungen das oben berührte Vorrecht des Pasquill, daß sie sich unmittelbar den Königen und Fürsten nähern durften, in welchen Fällen ihre Tendenz allerdings entschieden politischer Natur war. So bei den Tragödien, die 1523 im königlichen Saale zu Paris, nicht weniger bei der Pantomime, die in Augsburg vor Karl dem Fünften und König Ferdinand, im Interesse der Protestanten, zur Warnung und Besänftigung aufgeführt ward: Gervinus II, 451 und Rehren I, 79 fgg. Uebrigens scheint auch dies bemerkenswerth, und mag als ein Nachtrag zu dem früher Gesagten dienen, daß der hauptsächlichste und ohne Vergleich fruchtbarste dramatische Dichter dieser Zeit, Hans Sachs, unter den beinahe zweihundert Stücken, die er geschrieben und in denen er die ganze Weltgeschichte, alt und neu, heidnisch und christlich, Mythologie und Bibel, Historie und Volksbuch geplündert hat, doch kein einziges Drama aufweisen kann, das unmittelbar auf die Zeit bezüglich wäre: siehe den ausführlichen Katalog seiner dramatischen Dichtungen bei Rehren, a. a. D. 98 — 107.

So werthlos und unbedeutend diese dramatischen Anfänge nun auch sind, so zweckmäßig dünkte es uns doch, sie eben hier zu erwähnen, weil gerade in ihnen die allgemeinen Mängel dieser ganzen Literaturepoche am Sichtbarsten werden. Nämlich in der mangelnden Charakteristik, in der typischen, wir möchten sagen holzschnittartigen Einförmigkeit der dramatischen Personen, zeigt sich der Mangel an individuellem Leben; in der rohen und

ungeheuerlichen Form dieser Versuche der Mangel an Form und Schönheit überhaupt. Diese beiden Stücke waren es, die wir oben bereits, bei Besprechung des Volksliedes, vermischten und die wir schon da als die nächsten Zielpunkte der weiteren Entwicklung bezeichnet haben. Das abstracte Subject muß sich zur Individualität, die Formlosigkeit zur Schönheit concentriren, damit so endlich, aus der Vereinigung und Versöhnung dieser Beiden, die wahre Grundlage aller modernen Kunst, die schöne Persönlichkeit, gewonnen werde.

Es hält schwer, in den Jahrhunderten, welche der Reformation zunächst folgen, wenn man sie mit dieser selbst vergleicht, nicht einen Rückschritt der historischen Entwicklung zu sehen. Gegen die großartige Aufregung der Reformation, welche Stille, welche Erstorbenheit des deutschen Lebens! Jene schöne Begeisterung, jene Aufopferung für das Ewige und Wahre, an der das Zeitalter der Reformation so reich ist, wie ist sie nun wieder verdrängt von Selbstsucht, Gesinnungslosigkeit und Scheu vor allen öffentlichen Dingen! Der frisch quillende Brunnen der Luther'schen Reformation, dieses Wasser des Lebens, wie graben die Theologen es ab, wie zertheilen sie es nutzlos in tausend armselige, kleine Minnsale, die die unfruchtbaren Dünen ihrer Dogmatik doch nicht fruchtbar machen können, die vielmehr selbst ersticken und austrocknen unter dem Flugsand einer scholastischen, unerquicklichen Polemik! Die Poesie, wie wagte sie sich so keck hinein in Kampf und Schlacht, die muthige Bannerträgerin der Parteien — und wie ist sie nun zur Stubensitzerin geworden!

Die schmetternde Lerche des Volksliedes, wie macht an ihrer Stelle der Staarmag der Gelehrtenpoesie sich breit mit seinen lateinischen und griechischen, seinen italienischen und holländischen, seinen französischen und englischen Melodien!

Aber wer, der bloß die Pracht der Blüthe kennt und nicht wüßte, daß aus der entblätterten Knospe, in dieser unscheinbaren, kleinen, farblosen Gestalt, die Frucht selber reift — würde der nicht auch diesen Uebergang der Blüthe in die Frucht, die scheinbar die Blüthe aufhebt und die doch in Wahrheit nichts Anderes ist, als eben die wahre Verwirklichung der Blüthe, für einen Stillstand, einen Rückschritt der Entwicklung halten? Es ziemt sich aber wohl, daß wir dasjenige, was wir täglich an jedem Baum auf dem Felde sehen, auch dem urewigen Baum der Geschichte zutrauen. Auch in der Geschichte giebt es gewisse Zeitabschnitte, die, wie die Blüthe die Frucht, so gleichsam in einem kurzen Auszuge der Zukunft, diese selbst vorbilden. Solche Perioden sind glänzend und schön, wie die Blüthe; aber sie sind auch kurz, wie sie, und die nachfolgenden glanzloseren Jahrhunderte, welche in stiller, mühseliger Arbeit verwirklichen und begründen, ausfüllen und darstellen, was in jenen nur Vorbild und Andeutung war, sind so wenig ein Rückschritt, wie die reife Frucht ein Rückschritt der Blüthe ist.

So müssen wir die Jahrhunderte beurtheilen, die sich, bis zur Mitte des achtzehnten, an die Reformation anschließen. Namentlich müssen wir diesen Gesichtspunkt auch für die Literatur festhalten. In ihr gingen alle Bestrebungen zunächst auf die Form. Und wie wir das früher schon bei der ältesten Literatur der Geistlichen bemerkten, so müssen wir jetzt auch bei

der Dichtung der Gelehrten uns, um nicht ungerecht zu werden, ausschließlich von formaler, von philologischer Rücksicht leiten lassen. Es war gewiß nichts Kleines, das spröde, brüchige Metall der Sprache des sechszehnten Jahrhunderts an die vollendete Rhythmik der antiken Dichtung anzuschmiegen; es war nichts Kleines, unser Ohr, das unbeleidigt blieb, so von dem wüsten Einerlei der Meisterfänger, wie von der formlosen Willfür des Volksgefanges, für die schöne Mannigfaltigkeit der alten Maße, für die zierlichen Reimverschlingungen der italienischen Sprache empfänglich zu machen; nichts Kleines endlich, unsern schwerfälligen, nordisch abentheuerlichen Sinnen das Gefühl, das Bedürfnis und endlich die Fähigkeit hellenischer Schönheit aufgehen zu lassen. *)

Aber so nöthig und ersprießlich dieser Uebergang, so unvermeidlich war es auch, daß während desselben die ganze Haltung unsrer Poesie und namentlich ihre Stellung zum Leben sich wesentlich veränderte. Die Literatur zieht sich in sich selbst zurück; sie hat nichts mehr mit dem Leben und der Öffentlichkeit zu thun, sie ist sich Selbstzweck und arbeitet, die reformatorische Wirkung nach außen hin verschmähend, ausschließlich an sich selbst und ihrer eigenen formalen Bildung. Selbst, wo sie das patriotische, das deutsche Element einmal ergreifen will, kann sie ihm nur von der formalen oder der gelehrten Seite beikommen: wir meinen die sprachlich puristischen Bemühungen, wie sie sich in

*) Der Verf. erlaubt sich hier wiederum auf den Gött. Dichterb. p. 36 fgg., sowie auf seine beiden Aufsätze: Zur Geschichte der deutschen Uebersetzungsliteratur in den Hall. Jahrb. 1840 Nr. 57 fgg. und: Ueber die Literatur der Niederländer und ihr Verh. zur deutschen Lit. ebend. 180 fgg. zu verweisen.

Philipp von Zesen und seinem Anhang bis zur Karrikatur gesteigert haben, wie sie aber mehr oder weniger allen Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts zu Grunde liegen, und sodann jene antiquarische Beziehung auf die germanischen Urzustände, deren Ausgangspunkt wir schon oben in einem Pasquill des sechszehnten Jahrhundert gefunden haben, und auf die wir sogleich des Näheren zurückkommen werden. In dieser Art währt der sogenannte Verfall unsrer Literatur durch zwei volle Jahrhunderte, von der Mitte des sechszehnten bis gegen die Mitte des achtzehnten. In dieser Zeit wird (um nur dies festzuhalten) die Form der Poesie von den halb zufälligen Trimetern des Paul Nebhuhn (in der keuschen Susanne: vgl. Gerwinus III, 84.) bis zu den Metren eines Klopstock, Rammler, Voß u. s. w. fortgebildet: — und damit ist denn schon ausgesprochen, was von diesem sogenannten Verfall zu halten ist.

Für den Zweck unsers Aufsatzes können wir über diese Periode rasch hinweggehen. Allen Dichtern dieser Zeit, selbst den vortrefflichsten, ist die Abneigung gegen die Geschichte, die Sehnsucht nach friedlichen, idyllischen Zuständen, der Hang zur Reflexion, der leidenschaftlosen, und damit die Vorliebe für die Didaktik und ganz besonders für die Beschreibung, als die unverfänglichste aller Poesieen, gemein. Es sind durchweg Gelehrte: nicht zwar solche, wie die Reformation und die Zeit unmittelbar vor derselben sie gekannt hatte, Humanisten, wie Rudolph Agricola, Celtes, Neuchlin und Andere, über die man das schon öfter genannte Werk von Erhard vergleichen wolle. Diese hatten mit der formalen und gelehrten Erbschaft des Alterthums zugleich die große Gesinnung der antiken Welt überkommen; die nach-

folgende Zeit dagegen gebar jenen Begriff des Gelehrten, wie wir ihn, traurig genug! der großen Mehrzahl nach noch heute haben: Männer, die nur den Büchern, nie dem Leben, nur der Deffentlichkeit der Literatur, nie der Deffentlichkeit des Staates leben. Bleiben wir nur bei Opitz stehen: Gerwinus III, 203 fgg. Das ist nun ein viel gepriesener Dichter, der sogenannte Vater unsrer neuern Poesie: ein Name, den man mit den nöthigen Einschränkungen und bloß in formaler Hinsicht ihm allerdings wohl lassen mag. Aber wenn man nun weiß, daß das Leben dieses Dichters in die Zeit des dreißigjährigen Krieges fällt, dieses Krieges, der den Untergang des deutschen Volks herbeizuführen schien und der, sollte man meinen, in dieser ungeheuern Noth des Vaterlandes wohl hätte den letzten, kleinsten Funken des Patriotismus zu hellen Flammen aufblasen, den ärmsten, erbärmlichsten Feigling hätte zum Manne machen sollen: wird man nicht voll Erwartung sein, welchen Antheil die Poesie des Opitz an diesem Kriege nimmt? Sehr schmerzlichen Antheil, in der That; aber keinen männlichen, keinen politischen Antheil. Er beklagt den Krieg, er seufzt über die vielen Schlachten und das grimme Blutvergießen, dessen Ende er herbeiwünscht: allein über diese Elegieen, über dies unfruchtbare Mitleid, dies gemüthliche Predigen und Ermahnen kommt er auch nicht hinaus. Ihn stört und grämt nur die Unruhe des Kampfs, die großen Motive desselben fleht er nicht, wenigstens ist er ohne Interesse für sie. In auswärtige Dienste, als Hofgelehrter, verdingt er sich, während das Vaterland Noth leidet an Männern; alten Inschriften forscht er nach und edirt altdeutsche Gedichte, aber von dem Strom der deutschen Geschichte hält er sich in ängstlicher Entfernung; Protestant ist er und verschmäht es nicht, dasselbe

Haus Oesterreich, das zu derselben Zeit seinen Glauben ausröthen und die Freiheit seines Vaterlandes vernichten will, in Lobgedichten zu preisen, ja er ist nicht zu stolz, aus der Hand desselben Kaisers, dessen Heere sein Vaterland zerfleischen, den poetischen Lorbeer (1625), den Adelstand und ähnliche Ehren anzunehmen. So auch in der Poesie. Die Ehre des deutschen Namens, „den Lauf der großen Helden, die sich vor dieser Zeit den Römern widersezt und in dem stolzen Blut ihr scharfes Schwerdt genezt“, hat er besingen wollen; aber siehe da, unter der Hand ist ihm ein Wald voll Liebsgedichten daraus geworden, nachgemachten natürlich, wie ja die ganze Wendung den alten Poeten, von Anakreon abwärts, abgelernt ist, und wie die ganze Gelehrtenpoesie nur eine Poesie der Convention und Tradition ist: Gött. Dichterb. p. 50: und statt des Lobes ihrer Helden hat er „der deutschen Nation“ nur das Lob seiner „Asterie“ zu überreichen. Siehe den Eingang zum vierten Buch der poet. Wälder, Band II, p. 143 der Breslauer Ausg. von 1690. Die Süßigkeit des Landlebens besingt er und die Ruhe des Gemüths, während draußen die Woge des dreißigjährigen Krieges schäumt. Seine guten Freunde und Gevattern, die wohl- edlen Herren Nößler, Buchner und Consorten, und Berggipfel und murmelnde Bächlein und Waldeinsamkeiten — das kann er besingen, davon hallt seine Leier wieder: aber für die Helden seines Landes, seines Glaubens hat er keine Sprache. Er versucht es mitunter; er singt dem Kriegsgott (1628) einen Lobgesang, lang und künstlich, strotzend von Gelehrsamkeit und mythologischem Bilderfram, er thut trotzig und giebt zu, daß wir Männer zum Krieg erkoren sein, wir werden nicht „mit Dutten als ein Weib“ geboren — Allein was mehr? Der ist auch ein Mann,

der sich seinem Vaterlande zu gut erhält; wer jung erschaffen wird, der, hat er sich sagen lassen, wird nicht alt; — nicht für die Praxis des Lebens, er ist bloß für die Literatur vorhanden, außerhalb welcher ihm keine Existenz denkbar oder wünschenswürdig ist:

Dem Einen ist zu thun, zu schreiben mir gegeben,
Und möcht' ich, wie geschieht, nicht in den Büchern leben,
Ich lebte gar nicht mehr. (a. a. D. I, 100. 101.)

Dies ist bei Opitz nicht eine besondere persönliche Schwäche oder Indifferenz seiner Natur, es ist der allgemeine Charakter dieser Zeit und steht daher mit allen übrigen, auch den löblichen und achtungswerthesten Eigenschaften derselben in unlösbarem Zusammenhange. Denn um nur dies Letzte aufzugreifen, dies einseitige Bewußtsein ausschließlich als Poet, das sich in den obigen Versen des Opitz ausdrückt, und dies Gewicht, welches, der Praxis gegenüber, der abstracten Theorie der Literatur beigelegt wird: so fällt es in die Augen, wie nahe dies mit der ansehnlicheren und gewichtigen Stellung zusammenhängt, welche die deutschen Poeten durch Opitz, wie späterhin noch einmal und in erhöhtem Grade durch Klopstock, gewonnen haben, und welche durchaus nothwendig war, wenn zukünftig einmal die Dichter wieder ihre Stelle als berufne Sprecher der Nationen einnehmen sollen.

Allein wir wollen gerecht sein und dürfen daher nicht verhehlen, daß sowohl bei Opitz, als namentlich bei Weckherlin, seinem Zeitgenossen, ferner bei Zinckgraf, bei Flemming und bei einigen Andern, sich allerdings Gedichte finden, die ohne Umschweif auf die öffentlichen Zustände der Zeit gerichtet sind, ja sogar Kriegs- und Schlachtlieder fehlen nicht. Das sind Gedichte, wie Opitz

bekannter ‚Kriegsruf:‘ „Auf auf, wer teutsche Freiheit liebet, wer Lust für Gott zu sechten hat!“ — (a. a. D. II, 211, auch abgedruckt bei Erlach, II, 415 und bei Wackernagel II, 333. 334.) Ferner ein großer Theil der Weckherlin'schen Gedichte (eine hierher gehörige Auswahl bei Wackernagel, a. a. D. 263—273, s. auch Erlach, a. a. D. 413. Ueber Weckherlin selbst vgl. Gerwinus III, 158 fgg.), Zinkgraf's vielgerühmte Bearbeitung des Tyrtäus (Wackernagel, a. a. D. 302—310, wo ein vollständiger und getreuer Abdruck dieses durch vererbte Mißverständnisse und Verwechslungen mehrfach entstellten Gedichtes: s. Soltau, Borr. LXXIX, Anm.), die Vermahnung an die Deutschen bei Fischart (Erlach I, 46—48.) u. s. w.

Alle diese Lieder, und unter ihnen zunächst die von Weckherlin, athmen nun allerdings eine tüchtige, männliche Gesinnung; sie ermahnen zur Tapferkeit, zur Einigkeit, zum Schutz der Freiheit, zum Widerstand bei Unterdrückung und Tyrannei. Allein in bestimmter Fassung, irgend einem einzelnen wirklichen Fall, nähern sie sich der eigentlichen Geschichte, den Ereignissen des Tages nicht. Sie bewegen sich nur in allgemeinen, abstracten Begriffen, wie die eben angeführten: aber gegen wen die Tapferkeit sich richten soll, wer der Unterdrücker ist, auf welcher Seite sich die Freiheit und das Recht befinde, davon steht in diesen Liedern so gut, wie nichts. Das Pathos derselben ist also freilich ein achtungswerthes und sittliches, sogar, wenn man will, ein nationales. aber in dieser abstracten Haltung durchaus noch kein politisches Pathos. Am Vortheilhaftesten, wie gesagt, treten die Gedichte von Weckherlin hervor, der fast wie eine Ausnahme von seiner Zeit dasteht, und dem überhaupt die Anerkennung nachträglich zu gönnen, welche ihm in seiner Zeit selbst durch den glücklicheren

Stern des schlesischen Nebenbuhlers geschmälert ward, als eine Pflicht des Literarhistorikers erscheint.^{*)} Dennoch, und wenn ihm auch einzelnes Kleineres recht wohl gelungen ist, so liefert in seinem größeren, epischen Gedicht zu Ehren Gustav Adolphs (des großen Gustav Adolph u. Ebenbild, zu gloriwürdigstem und unvergänglichem Gedächtniß seines so schnellen als hellen Lebenslaufs aufgerichtet, 1633; Bruchstücke siehe bei Wackernagel II, 266—272) doch auch er den Beweis, wie unfähig im Ganzen, bei allem guten Willen und trotz einzelner gelungener Stellen, diese steife, schwerfällige Poesie der Gelehrten war, sich der Geschichte und ihrer Helden zu bemeistern. In erhöhtem Grade zeigen dies auch die ähnlichen Versuche anderer, unbedeutenderer Dichter, die sowohl in Betreff der politischen Gesinnung, als der poetischen Begabung weit unter Weckherlin stehen. So unter Andern Freinsheim, der bekannte Philolog, in dem Teutschen Jugendspiegel, oder Gesang von dem Stamm und Thaten des alten und neuen Herkules, in welchem er Bernhard von Waimar besingt (1639, s. Koch I, 3. Servinus III, 224). Ferner der Held aus Mitternacht (d. i. Gustav Adolph: vgl. Serv. III, 244) von Johann Sebald Wieland, 1633;

*) Eine Biographie Weckherlin's mit Nachricht von seinen Schriften hat Gönz, 1803 in einem eignen Schriftchen edirt. Eine Auswahl seiner Gedichte, welche zuerst 1618, vollständiger 1641—48 erschienen, ist nebst einer guten Einleitung, im vierten Band der Müller-Försterschen Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts enthalten. — Er war aus dem Württembergischen gebürtig, verbrachte jedoch den größten und bedeutendsten Theil seines Lebens in England, und man irrt wohl nicht, wenn man bei Beurtheilung seiner Gedichte die politisch freiere Luft in Anschlag bringt, die er bei diesem Aufenthalt einathmete.

der früher erwähnte Georg Greflinger, (stirbt um 1677) der unter dem Namen des Seladon von der Donau den ganzen Verlauf des dreißigjährigen Krieges in Reime brachte (Gervinus III, 194): der unzähligen Friedens- und Kriegsposauen, Triumph- und Danklieder (z. B. von Andreas Scultatus: Koch I, 231. Gervinus III, 248, auch in dramatischer Form oder Uniform: Koch II, 91. Rehrein I, 183. 184) gänzlich zu geschweigen.

Neben diesen fruchtlosen Versuchen, die deutsche Geschichte der Gegenwart, sei es auch nur in panegyrisch patriotischem, nicht in politischem Sinne, für unsere Dichtung zu gewinnen, müssen wir einer zweiten Richtung gedenken, welche, herauslenkend aus der lebendigen Unmittelbarkeit der Gegenwart, vielmehr die Vergangenheit der deutschen Geschichte zum Gegenstand der Poesie zu machen strebt.

Es ist dies ein merkwürdiges Phänomen, das in der Entwicklung des deutschen Geistes, in den verschiedensten Stadien, sich gleicher Weise wiederholt. So, zwei Jahrhunderte später, als durch Friedrich den Großen ein neuer Inhalt und ein neuer, kräftiger Umschwung in das deutsche Leben gekommen war, ist die Dichtung nicht im Stande, diesen Inhalt unmittelbar an der Gegenwart zur Darstellung zu bringen; sondern gleichfalls flüchtet sie in die Vergangenheit, in die Fabelwelt des nordischen Alterthums, in die Urwälder der alten Deutschen, zu Odin und den Einherien, zu Herman und Thusnelde: und das ganze bischen Muth und Thatendrang und männliche Gesinnung, das Friedrich der Große aufgeweckt, verpufft, armselig und aben-

teuerlich, in dem Kunstfeuerwerk der Bardendichtung. — Gleichweise im Anfange dieses Jahrhunderts, als der Orkan der französischen Revolution mit rauhem, aber wohlthätigem Hauch über die Trümmerstätte des deutschen Reiches strich; als inmitten dieser Trümmer der Keim eines neuen jugendlichen Staatslebens, ein politischer Frühling sich entfaltete, welchem es wohl gebührt hätte, daß die Lerche der Dichtung ihn begrüßte; als die Nation, umgeschmiedet unter dem Hammerschlag des Schicksals, nach langer träger Ruhe anfing, sich in ein Volk von Helden zu verwandeln — wo waren unsre Poeten damals? In's Mittelalter waren sie ausgewandert, die blaue Blume der Romantik sahen sie wachsen, von der Blume der Freiheit, die an's Licht brach, spürten sie nichts; in Nibelungenhelden, in altdeutsche Necken und Hünen metamorphosirten sie die Helden der Gegenwart, die ihnen nur in dieser Vermummung begreiflich waren; das alte deutsche Reich, über das die Geschichte zu Gericht geseßen und das politisch in Trümmern lag, wollten sie poetisch wieder aufbauen. — Und nun gar erst nach den Befreiungskriegen, wo die ganze Nation hätte ein einziger Mann sein sollen, Ein starker trotziger Mann, der unbittlich fest hielt am Recht der Gegenwart, welche Kinder waren wir da! Kinder, die mit langen Locken und altdeutschen Röcken, mit Bärten und Hemdkragen spielten, und darüber die reife Frucht der Gegenwart sich in Gottes Namen aus den Händen wegescamotiren ließen. Ja in dem Augenblick, da dies geschrieben wird — sind wir nicht wieder in der Gefahr, uns wieder und auf einen ähnlichen Abweg zu verlieren? Der alte Kaiser Barbarossa scheint wieder einmal im Traum emporzufahren; wir rühmen Viel — und vielleicht dür-

fen wir ein Weniges rühmen von der neuen politischen Gesinnung, die sich zu zeigen anfängt, und von dem einigen und deutschen Bewußtsein, das uns treibt. Und was machen wir? worin sehen wir die Zeugnisse dieser wieder erwachenden Volksthümllichkeit? was wollen wir gründen zum glorreichen Denkmal unsrer Einigkeit und unsres neuen, freiheitslustigen Bewußtseins? Den Kölner Dom wollen wir ausbauen: ein Unternehmen, das man vielleicht (aber auch nur vielleicht) vertheidigen kann in künstlerischer Hinsicht, das aber abgeschmackt wird, wenn man es, wie an allen Ecken, in Vers und Prosa, von Regierungen und Journalistenschreibern geschieht, zur politischen That erheben will; unsre Antiquare reisen umher und machen ordentlich Jagd, wo noch ein alter Königsstuhl, ein verrotteter Kaisersaal ist, an dem sich ausbauen und tünchen und der Eitelkeit fröhnen läßt — und über Alles hoch soll sich das Hermannsdenkmal erheben, dieser Koloss der Geschmacklosigkeit und des Überwiges!

Wahrlich, es gehört Muth dazu, um dieser sich ewig wiederholenden Fehlgriße willen nicht wirklich, wie Viele und zum Theil selbst unsre Besten thun, an der politischen Befähigung des deutschen Volkes zu verzweifeln. Es ist, als hätte der Deutsche eine wahre Furcht vor der Zeit, in der er lebt, als könne er das Angesicht der Gegenwart nicht ertragen. Gerade in solchen Epochen, wo uns die Geschichte gleichsam die Hand darreicht, in kritischen Momenten, wo wir nur zuzufassen brauchen, um auch unsern Antheil an den Rechten der Gegenwart zu erwerben: gerade in solchen Momenten ziehen wir uns in das Schneckenhaus der Vergangenheit zurück, wir spinnen Träume und setzen unser Blut in Wallung mit großen Erinnerungen, wo wir es versprühen sollten für das Bedürfniß der Gegenwart;

statt die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen, kriechen wir unter die Perücke unsrer Großväter. Und doch dürfen wir nicht verzweifeln, wir dürfen nicht schlecht denken von der Grundlage der deutschen Natur! Auch dem Ixion begegnete, was uns begegnet: auch er umarmte die Wolke statt der Juno — und war doch ein Titan! Wir sind nur noch in unsern politischen Kinderjahren und da geht es uns, wie dem Kinde vor dem Spiegel, das die Gegenstände auch nur im Spiegel und nicht da sucht, wo sie sind. Es ist doch immer schon etwas, daß wir suchen! Man kann nicht ewig ein Kind bleiben: wir werden heranwachsen und finden.

Mit dieser Abschweifung haben wir dem Laufe unsrer Darstellung nun freilich bei Weitem vorgegriffen. Allein dies schien uns nöthig, um den Zusammenhang und die eigentliche Bedeutung jener Dichtungen zu begreifen, welche, schon seit dem Beginn des sechszehnten Jahrhundert, sich bemühen die Vergangenheit der deutschen Geschichte bald in größerem, bald in geringerem Umfange poetisch darzustellen. Auch Gelehrten und Hofdichtern, was nunmehr Eines wird, mußten Stoffe dieser Art sehr erwünscht sein. Denn erstlich hatten sie an ihnen eine bequeme Gelegenheit, ihre antiquarische Gelehrsamkeit an den Mann zu bringen: wobei wir uns erinnern müssen, daß in diese Zeiten, namentlich in das siebzehnte Jahrhundert, die ersten Anfänge zu einer wissenschaftlichen und philologischen Behandlung unsrer Alterthümer, durch Merula, Goldast, Dpiß, Schilter u. s. w. fallen. Anfänge, von denen sich wohl behaupten läßt, daß sie zur Geschichte

wie zur Dichtung jener Zeit dasselbe Verhältniß einnehmen, wie in unserm Jahrhundert die Anfänge unsrer deutschen Philologie zur Geschichte der Befreiungskriege und zur Poesie der Romantiker. Zweitens aber war hier auch ein guter Anknüpfungspunkt für Schmeicheleien, Lobeserhebungen, Vergötterungen einzelner Fürsten und ganzer Fürstenhäuser. Es ist wahr: von dergleichen Schmeicheleien abgesehen, enthalten diese Gedichte meist einen Ueberfluß von politischen Sentenzen und patriotischer Rhetorik. Schade nur, daß man ziemlich für jede Stelle dieser Art das Vorbild in der klassischen Literatur der Alten nachweisen kann, die mit derselben Betriebsamkeit, wie in der Form und der Maschinerie der Gedichte, so auch hierin nachgeahmt wurden. Es war eben auch nur eine Art von Form, ein Schmuck, eine gelehrte Reminiscenz, bei welcher das Herz nichts fühlte; mit Einem Worte: die ganze Dichtung dieser Zeit, nach innen wie nach außen, war die Dichtung der Convenienz.

Wir haben hterbei zwei Gattungen zu unterscheiden: die eigentlich deutsche und die neulateinische Dichtung der deutschen Gelehrten. In der erstern gedieh die patriotisch alterthümelnbe Richtung erst spät und sparsam, namentlich zu selbständigen, größeren Gedichten oder eigentlich epischen Versuchen; meistens bleibt sie in kleineren Dichtungen, wie das früher erwähnte Pasquill, oder in einzelnen gelegentlichen Parthieen bei Fischart, Moscherosch u. s. w. stecken. Dies kann uns nicht befremden, sobald wir uns nur an dasjenige erinnern, was oben bereits über die formale Mangelhaftigkeit der damaligen deutschen Dichtung gesagt ist, vermöge deren es also unmöglich war, daß größere und insbesondere epische Gedichte entstehen konnten. Aus dem siebzehnten Jahrhundert läßt

sich beinahe nur der Habsburgische Ottobert des Freiherrn von Hohenberg nennen: s. Gervinus III, 245, vgl. 225 und 404. Koch I, 112. Der Ottobert erschien 1664, ein ausführliches Epos von sechs und dreißig Büchern, und (nach Gervinus Angabe a. a. D. 245) ungefähr eben so viel tausend Versen; sein Held war Rudolf von Habsburg, und die Verherrlichung des Habsburgischen Hauses sein Ziel. Das Gedicht ward seiner Zeit außerordentlich gepriesen: „er schien seinen Freunden den Homer überflogen und den Namen des österreichischen Dryheus verdient zu haben“ (Gervinus a. a. D.) In beinahe hundert Jahre nach seinem ersten Erscheinen fand der Ottobert noch Bewunderer: Gottsched, in der Vorrede zur kritischen Dichtkunst vom J. 1741 (vgl. Manso im VIII. Band der Nachträge zur Sulzer'schen Theorie, p. 94 und 89, und des Verf. Gött. Dichterb. p. 110 Note 1), trug kein Bedenken, ihn unter denjenigen Gedichten aufzuführen, die Deutschlands Ehre gegen das Ausland retten sollten und die man das Recht habe, neben Ariost und Milton zu nennen. — Erst mit der steigenden Kultur der Form steigt auch die Zahl dieser historischen Dichtungen. Postels Großer Wittekind (er ward erst 1724 durch Wichmann herausgegeben, aber jedenfalls vor 1705, als des Autors Todesjahr, geschrieben: s. Gervinus III, 531, vgl. 495, 547), Schönaich's berühmter German- oder das befreite Deutschland (1753), sowie sein Heinrich der Vogler oder die gedämpften Hunnen (1757), ein Thema, welches sich auch Klopstock in seiner Jugend vorgesetzt hatte: Gött. Dichterb. 105 fgg., und ebenso die zahlreichen Dramen, deren Held Arminius war (s. ebendasselbst), bezeichnen die Stufenfolge, in welcher diese Richtung fortvegetirte, und in der sie, trotz aller Anstrengungen und Versuche, es doch zu keinem nur einigermaßen achtbaren

Erfolge bringen konnte: eine Erscheinung, die wir in der oben citirten Stelle unsrer früheren Schrift zu begründen gesucht haben. — Ueber Flemmings Germanis und den Lohenstein'schen German werden wir später, bei den politischen Romanen, sprechen.

Weit zahlreicher und zugleich weit zierlicher in der Form sind die hieher gehörigen Gedichte der Neulateiner. Den Anfang, wenn wir nicht irren, macht Konrad Celtes mit seinem unvollendeten Theodoricus s. poema heroicum de rebus Theodorici Regis Gothorum 1502: f. Koch I, 107 und Erhard a. a. D. 126. Auch seine Germania generalis, „ein historisches Gedicht, welches eine allgemeine Ansicht Deutschlands nach seiner Lage, seinen Flüssen und Gebirgen enthält“ (Erhard a. a. D. 130), ist, um seiner historisch antiquarischen Ausstattung willen, hier in Betracht zu ziehen. Ferner Heinrich Bebel's (ft. 1514) laudes Germanorum, 1513: Koch a. a. D., und Erhard III, 141—170 und im Einzelnen p. 167; die Germanis s. res egregiae et fortia facta veterum Germanorum des Laurentius Rhodomannus (ft. 1606) in griechischen Versen; Schöffers, Professors der Dichtkunst in Frankfurt, Marchias, eine Geschichte der Markgrafen zu Brandenburg, 1558, und Anderes, worüber man außer Koch II, 110 fgg. namentlich das Erhard'sche Werk vergleiche.

Gedichte, wie die Marchias, stehen nun bereits auf der Grenzscheide, wo die Geschichtspoesie der Gelehrten unmittelbar in die Hofdichtung übergeht. In diesen Gedichten bildet schon nicht mehr das historische, das vaterländisch anti-

quarische Interesse den Angelpunkt der Dichtung, sondern dieses selbst giebt nur die Grundlage für ein anderes, das höfische Interesse ab. Der ganze große Aufwand von Gelehrsamkeit dient endlich nur, das Lob des Fürstenhauses zu motiviren; der breite Unterbau von antiquarischen Untersuchungen, historischen Excursen, gelehrten Studien, bekommt zuletzt nur das Ehren-
denkmal des regierenden Herrn zu tragen. So also, wie wir oben gesehen haben, daß an die Stelle der ritterlichen Hofdichter die Hofgelehrten traten, so entwickelt sich jetzt wieder aus der Gelehrsamkeit der Stand der Hofpoeten. Je näher nun die Poesie in die Sphäre des Hoflebens gezogen wird, je mehr natürlich sucht sie die Spuren ihrer gelehrten Herkunft zu verwischen. Sie schüttelt den Schulstaub von sich, sie lernt französisch sprechen, sie wird üppig und frech; das schwerfällige Erz lateinischer Epoden muß sich in einen zierlichen Flitterschaum von Gratulationsepisteln, Festspielen und Opern umschmelzen lassen. — Die Poesie der Gelehrten hat also nur den Uebergang aus der Volksdichtung zur Hofdichtung vermittelt; sie hat die Poesie, so zu sagen, wieder blank pußen müssen, sie ist das Purgatorium gewesen, wo die Poesie von den rohen Spuren der Volksthümlichkeit geläutert und mit einem neuen Leibe bekleidet worden ist, nach der neuesten Mode, dem jüngsten Geschmack: so daß vornehme Hände sie wieder berühren dürfen. Im Ganzen freilich treibt dabei nur ein Teufel den andern aus. Die Nachahmung der Alten weicht der Nachahmung der Franzosen (vgl. Gött. Dichterb. p. 39—51), für die Convenienz gelehrter Reminiscenzen tritt die Convenienz des Hoflebens ein; aus den Schulpedanten werden Hofpedanten.

Solchergestalt nun gerieth im Laufe des sechzehnten Jahr-

hundert die deutsche Literatur in eine entschiedene Abhängigkeit von den Höfen, und überhaupt von den Adligen und Vornehmen. Wie ehemals in den Kreisen der Bürger, so schließt sie sich jetzt in den Zirkeln der Vornehmen und Hoffähigen ab. Dieselbe Bedeutung, die ehemals einerseits die Schulen der Meistersänger und andererseits, in der Restaurationsperiode des Alterthums, die gelehrten Gesellschaften, wie die Societas Rhenana des Johann von Dalberg (1496 s. Erhard a. a. D. I, 362. II, 63—66), das collegium poetarum des Kaiser Max (s. ebendas. im Leben des Conrad Celtes II, 103—109) u. dgl. m. einnahmen, nehmen jetzt die deutschen Sprachgesellschaften, die Vereine und Orden ein, welche (seit 1617, dem Stiftungsjahre des Palmenordens: s. in Kürze Otto Schulz, die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhundert, Berlin 1824), mit der ausgesprochenen Absicht, die Pflege der vaterländischen Dichtung zu befördern, nunmehr unter dem Patronat regierender Herren und Fürsten gebildet wurden und sich größtentheils, ja beinahe ausschließlich aus Edelleuten recrutirten. So zählte z. B. der eben erwähnte Palmenorden, unter den 806 Mitgliedern, die er bis 1668, also in einem Zeitraum von fünfzig Jahren hatte, nicht weniger als „einen König, drei Churfürsten, neun und vierzig Herzöge, vier Markgrafen, zehn Landgrafen, acht Pfalzgrafen, neunzehn Fürsten, sechzig Grafen, fünf und dreißig Freiherrn und sechshundert Adlige und Gelehrte; eigentlicher bürgerlicher Gelehrter sind darunter kaum hundert!“ (Servinus III, 181.)

In Folge dieses Uebergangs mußte auch die Stellung der Poesie zur Tagsgeschichte sich aufs Neue verändern. Die Gelehrtendichtung, in ihrem abstracten Formalismus, hatte die Berüh-

rung mit der Gegenwart ängstlich vermieden; aufgewachsen in der Studierstube, genährt von Büchern und Pergamenten, hatte sie ihre Zuflucht zur Vergangenheit genommen, und über dem alten Deutschland das neue, gegenwärtige, glücklich vergessen. Anders natürlich stellte sich die Hofdichtung. Dürfen wir die Epoche der Gelehrten, sowohl wegen der formalen Erziehung, welche die deutsche Poesie durch sie erhalten, als auch wegen ihrer Entfernung von der Gegenwart, mit dem früheren Principat der Geistlichkeit vergleichen, so findet dagegen die Hofdichtung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ihre nothwendige Parallele in der ritterlichen Hofdichtung des Mittelalters. Auch hier wieder steht der Poet von der ganzen Geschichte nichts, als die Persönlichkeit seines Fürsten und Mäcen; der Hofstaat ist der Staat. Und wie wir das letzte Motiv jenes mittelalterlichen Verhältnisses in geschichtlichen Zuständen, in dem historischen Ursprung der Lehnverhältnisse, als der Grundlage des Ritterstandes, fanden: so entspricht auch diese moderne Hofdichtung den gleichzeitigen Zuständen der Geschichte. Oder war es nicht damals die Zeit, wo Ludwig der Vierzehnte das bezeichnende Wort sprach: *L'état c'est moi?* nicht damals, wo die persönliche Laune eines Fürsten oder Fürstengünstlings, ein Paar Handschuhe, ein Glas Wasser, die beleidigte Eitelkeit einer Maitresse, oder ein Zufall von ähnlichem Kaliber, über die Schicksale der Welt entschieden? wo die Politik ein Gewebe von lauter elenden Persönlichkeiten, lauter inhaltlosen Formeln geworden war? wo nur persönliche Rücksichten und Interessen, Successionsfragen und ähnliche unmittelbare Ansprüche der Fürsten, den Inhalt der Geschichte, den Anstoß der Bewegung gaben? An

keinen Gott in der Geschichte, man glaubte nur an sich selbst: und die Völker galten nichts. *)

Um Nichtswürdigkeiten dieser Art dreht sich, wie im Großen die Geschichte, ebenso nun auch die Dichtung. Die Poesie des Formalismus mußte auch am Formalismus des Staatslebens kleben bleiben. Daher lauter persönliche Zustände des Regenten: das hohe Wiegenfest des Allerdurchlauchtigsten, sein Allerhöchstes Beilager, die Geburt eines Prinzen, in dem der Poet zum Voraus einen Marc Aurel und Cäsar witterte, Jagden und Reisen, Hoffeste und Maskeraden — das ist es, wovon die Dichtung sich nährt und wozu sie nicht müde wird, alle Götter des Olympus, alle Erinnerungen der Vorzeit zu citiren.

In die Einzelheiten dieser höfischen Literatur sich einzulassen, ist bedenklich. Denn weder historisch noch ästhetisch, ist die Ausbeute, welche sich aus diesen Gratulationsgedichten und Episteln, diesen Wirthschaften **) und Operntexten gewinnen

*) Wir wollen unsre Leser hier wieder recht dringend auf Schloffer's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts verweisen. Nichts Besseres wissen wir für die wahre Bildung unsrer Zeit zu wünschen, als daß dies Buch in Aller Händen, sein Inhalt in Aller Herzen sei. Zunächst aber wünschen wir, daß dem ehrwürdigen Verfasser Zeit, Kraft und Stimmung bleibe, sein Werk zu vollenden.

**) So hieß eine damals sehr beliebte Art von Hofmaskeraden, von denen man aus Canig' Gedichten, p. 199 fgg. der König'schen Ausg. von 1727, sowie aus König selbst, Ausg. von Rost, 1745 p. 452 fgg. eine Vorstellung gewinnen kann. Näheres bei Flügel, Gesch. des Grotesken, p. 241, und Plümke, Entwurf einer Theatergesch. von Berlin, 1781 p. 58. Selbst bei den Franzosen, diesen Maitres de plaisir des damaligen Europa, waren die deutschen Wirthschaften (hotéleries) berühmt.

läßt, von einiger Bedeutung, namentlich nachdem bereits ein so scharfsichtiger und gründlicher Forscher, wie Gervinus (III, 498 fgg.) durch diese traurigste Steppe unsrer Literatur vorangegangen ist. Nur bei Einem dieser Dichter, dem Herrn von König, der mit Canitz und Besser (a. a. D. 503, 506) das vornehmste Dreigestirn der höfischen Dichtung bildet, wollen wir einige Augenblicke verweilen. Denn seine Gedichte, statt aller andern, muß man zur Hand nehmen, wenn man das Neueste kennen lernen will, wozu diese Poesie der Gesinnungslosigkeit und Nichtigkeit sich selbst emporgehoben (Gervinus III, 509 fgg.). An ihm kann man sehen, wie gut (aber auch in welchem Sinne) die Poeten sich damals auf Politik verstanden, und wo sie den Pulsschlag der Geschichte, die Ader des öffentlichen Lebens suchten. — König war aus Süddeutschland gebürtig, und nach mancherlei Abenteuern nach Sachsen verschlagen worden. Die Sachsen galten damals für eine der polirtesten Nationen; man verglich sie gern mit den Franzosen und sprach ihnen den ersten Preis in Sachen des Geschmacks und der feineren Bildung zu. Das war weniger ihr eigenes Verdienst, als nur ein Abglanz von dem Ruhm ihres Regenten, August des Starken, der an Pracht und Verschwendung die meisten Fürsten seiner Zeit übertraf, und auch an Verworfenheit der Gesinnung schwerlich hinter Einem zurückblieb; wofür Schloßers parteilose und quellenmäßige Darstellung, im ersten Bande des erwähnten Werks, die näheren Belege giebt. Sein Hof war ein ewiger Carneval der Maitreffen, der Günstlinge und Abenteurer; man pries ihn als einen der prächtigsten in Europa. Daß zu derselben Zeit das Land am Rande des Abgrunds schwebte, daß Habe und Gut, Leben und Blut des angestammten, wackern Volkes, ja

sein Glaube und (in den schimpflichen Unterhandlungen mit Karl dem Zwölften und dem wiederholten Treubruch, dessen Friedrich August sich schuldig machte) seine Ehre selbst für den Scheinbesitz einer fremden Krone geopfert wurde, davon sagte man nichts. Welch fruchtbares, welch furchtbares Terrain hätte hier ein politischer Dichter gehabt — ein politischer, im wahren Sinne des Wortes! Wie hätte sich ihm hier der Stoff entgegengebrängt zu Satyren und Strafgedichten, vor denen der Purpur selbst hätte erbleichen müssen! Er hätte ja auf der einen Seite nur diesen Kurfürsten und König zeigen dürfen, in der Pracht seiner Verschwendung, mit dem enträumten Scepter und Feldherrnstab, wie er als Sonnengott zu den Füßen seiner Königsmark lag — und auf der andern dieselbe Königsmark, bei Karl dem Zwölften bettelnd für ihren fürstlichen Liebhaber — und das grimmigste Pasquill wäre fertig gewesen. Aber im Gegentheil: die Poesie ließ es sich angelegen sein, sie betrachtete es als eine Ehrensache, diese nichtswürdigen Zustände pomphaft auszuschnücken und aufs Prächtigeste zu beschönigen. Es ist keine Frage, daß diese politischen Zustände des damaligen Sachsen und diese feige Unterwürfigkeit der sächsischen Dichter von größtem Einfluß für die ganze deutsche Literatur geworden sind. Denn gerade in dieser Zeit übernahm Sachsen (wozu es vermöge seiner formalen Cultur allerdings berechtigt war) die Hegemonie unserer Literatur, die von ihm jene Unterwürfigkeit, jenes schüchterne, unterthänige Wesen, jene süße Zierlichkeit erbt, welche die nächsten dreißig Jahre unsrer Poesie bezeichnet, und von der sie erst mit dem Eintritt der Berliner sich allmählig befreit. — Insbesondere war in Dresden eine förmliche hohe Schule der Hofdichtung. Nach Dresden hatte sich Herr von

Besser zurückgezogen (1713), als Friedrich Wilhelm der Erste, Friedrichs des Großen Vater, der lockeren Wirthschaft seines Vorgängers ein Ende gemacht hatte. Von Besser (s. Gervinus III, 508) wurde König zum Ceremonienmeister und Hofpoeten angelernt. Aber wir haben eigentlich schon mit der ersteren Benennung genug gesagt: denn auch als Poet ist er nur ein Ceremonienmeister. Unter allen seinen Gedichten (sie sind am Vollständigsten und Treuesten von Kost herausgegeben worden: Des Herrn von Königs Gedichte, aus seinen von ihm selbst verbesserten Manuscripten gesammelt und herausgegeben. Dresden, 1745) ist kaum eines, das ein anderes Thema hätte, als die wir vorhin im Allgemeinen angegeben. Da sind lauter Weilager, Entbindungen, Namensfeste, Genesungen, Wirthschaften, ein ganzer Hofkalender in Versen. Den Gipfel unter seinen Gedichten selbst bildet, nach unserm Dafürhalten, das „Heldenlob Friedrich August's“ 1719, gleich im Anfang der Kost'schen Ausgabe, p. 1 — 38. Es wird Einem ganz wirbelicht zu Muth, wenn man dieses Machwerk liest; man wird irre an der Geschichte. Der Dichter kennt an seinem Helden nichts als Lügen: aus Schimpf und Schande wird hier Preis und Ruhm, Niederlagen heißen Siege, wo der König notorisch davon gelaufen ist, da heißt es hier: er ist vorgedrungen und hat Alles erobert; oder wird gar einmal zugestanden, daß er hier und da ein Weniges gewichen, so ist das bloß Großmuth von ihm gewesen, pure Menschlichkeit und Sanftmuth, die dem besiegten Feind bloß ein bequemes Davonlaufen hat gönnen wollen; ja so weit geht die Verworfenheit dieses Poeten, daß er dem König zu verstehen giebt, warum er Karl den Zwölften, bei dem berühmtesten Besuch in Dresden, zu dem Friedrich August ihn

eingeladen hatte, nicht lieber gefangen genommen. Das wäre bloße Großmuth und Sanftmüthigkeit von ihm gewesen, und hätte er anders gethan, so hätte Niemand es ihm wehren können.*) Der nächste Rang neben diesem Gedicht kommt wohl dem „August im Lager“ zu, einem „Heldengedicht“, wie der Verfasser selbst es nennt. Doch ist wenig Heldenmäßiges darin; ja dem Stoffe nach, könnte man es ehr für die Travestie eines epischen Gedichts gelten lassen, von dem Genre des geraubten Simers, des Peder Paars und dergleichen, als wirklich und ernsthaft für ein heroisches Gedicht. Aber allerdings meint der Poet es ungemein ernsthaft.

*) N. a. D. p. 19. Er spricht von dem Altranstädter Frieden, den Friedrich August selbst hinterdrein so schimpflich fand, daß er mit jener Doppelzüngigkeit, die diesem Fürsten eigen war, ihn brach, sobald er sich selbst wieder in Sicherheit fühlte. König sieht auch in diesem Friedensschluß nur einen neuen Ruhm seines Gebieters; dann fährt er fort (p. 18):

„Der Himmel wollte bloß durch diesen Frieden zeigen,
Es könne Dich kein Held an Großmuth übersteigen,
Dieweil ihr wahrer Sitz in Deiner Heldenbrust;
Dies hat der kühne Karl auch wohl von Dir gewußt,
Sonst hätt' er sich fürwahr das Herze nicht genommen,
Und wäre ganz allein zu Dir nach Dresden kommen;
Wer nahm ihn damals doch Dir wieder aus der Hand?
Nur Deine Großmuth, Herr, die Dir die Krone band.
Wer anders hätte Dich hierzu wohl zwingen können,
Als Deine Neigung nur, den Frieden uns zu gönnen.“ u. s. w.

Sein gegebenes Wort halten, ist also bei Leuten dieses Schlags (und gewiß spricht der Dichter hier nicht bloß seine Meinung, sondern die Meinung des Hofes überhaupt aus) nicht eine Sache der Ehre und der Pflicht, sondern nur der Großmuth; wer sein Wort bricht, ist darum noch nicht ein Schurke, er ist bloß nicht „großmüthig“ gewesen. Das gab denn jene Politik, die nicht der Ehre, der Tugend, der Sittlichkeit, sondern bloß dem Nutzen gehorcht — und die noch heut, in unsern großen und kleinen Talleyrands, nicht ausgestorben ist.

Er hat sich nicht unterstanden, sagt er, *) den hohen und merkwürdigen Gegenstand durch eigene Erfindungen zu entstellen; auch hat er es nicht nöthig gehabt, da er gewiß ist, daß diese Beschreibung, so wahrhaftig sie ist, den Nachkommen gleichwohl fabelhaft genug erscheinen wird; wem das Gedicht daher mißfallen sollte, den erklärt er (man höre den Höfling!) ohne Weiteres für „gemeinen Pöbel“. Und was ist nun der großartige Gegenstand dieses Gedichts? Nicht mehr und nicht weniger, als ein Lustlager, ein militärisches Fest, mit dem Friedrich August den Besuch des Königs von Preußen feierte. **) Es sollten sechs und mehr Gesänge werden; nur der erste ist vollendet, ein Wandwurm von

*) Im Vorbericht, a. a. D. p. 189 f. — Das Gedicht erschien zuerst einzeln, Dresden, 1735.

**) Man höre nur, wie pomphaft er sein Thema ankündigt, ein völliges *arma virumque cano*:

Der Sachsen Musterung, Volk, Lager, Waffen, Helden,
 Und Kriegesübungen will ich der Nachwelt melden,
 Was auf der Ebene bei Radewitz geschehn,
 Das soll man künftig noch in diesen Blättern sehn.
 Auf! Dichtkunst, steh mir bei! verkehr die sanfte Flöte
 In eine muthige laut schallende Trompete,
 Damit mein kühner Reim erhaben, edel, frei,
 So großer Dinge wehrt, des Lesens würdig sei.
 Erinnre mich genau, was täglich vorgegangen,
 Wie schön man aufgehört, wie schön man angefangen,
 Wie zahlreich Hof und Heer, wie vielfach Pracht und Lust,
 Kurz, wie im Lager war mein göttlicher August. (p. 191.)

Eine sehr ausführliche prosaische Schilderung der stattgehabten Festlichkeiten findet man in: Merkwürdiges Leben und Thaten des Weltberühmten u. Friedrich Wilh. Freiherrns von Rhau. Auf Verlangen der curiösen Welt gesammelt u. von Gregandern. Cölln, 1736. II, 50 bis 138. — Auch fürstliche Wirthschaften, von denen wir oben gesprochen, werden in diesem, für die Hof-Sittengeschichte der damaligen Zeit nicht unwichtigen Buche beschrieben, z. B. II, 47.

mehr als tausend Versen — und enthält doch nur den Anfang des Anfangs, die Einholung des erlauchten Gastes. Aber auch in dieser fragmentarischen Gestalt fand es weit und breit großen Beifall; ja es ward für ein Juwel unserer Literatur gehalten, und Gottsched, der sich von König protegiren ließ, nannte ihn Deutschlands Virgil und Horaz. — Soweit also war es mit unsrer Dichtung, unserm Leben gekommen: Soldaten exerciren, Schmausen und Zechen, Jagen und Reiten, das macht den epischen Helden, das sind Thaten, an denen es sich lohnt, ein Homer zu werden, das ist unsre politische Dichtung aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Wir haben die Hofdichtung bisher nur in den Kreisen verfolgt, die ihr zunächst eigenthümlich waren, also in den Kreisen des Hoflebens selbst. Allein wie jede literarische, und überhaupt jede geistige Richtung den Drang hat, ihre ursprüngliche Sphäre überschreitend, ein Allgemeines und Volksnäheres zu werden, so suchte auch die höfische Dichtung das Interesse der Menge zu gewinnen, indem sie sich jener Literatur bemächtigte, die eben die Menge nun einmal nicht entbehren kann: der Unterhaltungsliteratur. Das unterscheidende Kennzeichen dieser Literatur, welche, bei ihren unermesslichen Einflüssen auf die Bildung der Nation, wohl einmal ihre eigne Geschichte verdient hätte, ist, wenn wir recht sehen, dies, daß sie ihren Zweck nicht in sich, sondern außerhalb ihrer, in den Neigungen und Bedürfnissen, dem Geschmack und der Laune des Publikums hat; weshalb sie auch von jeher der eigentliche Herd und Tummel-

platz gefinnungslofer Lohnschriststellerei gewesen ist. Einen eigenen Inhalt also hat die Unterhaltungsliteratur nicht. Sie bildet nur immer gleichsam den verdünnten Aufguß, das geschwächte Abbild der übrigen Literatur; sie ist wie ein Kleidungsstück, eine Mode, die zuerst die Vornehmen sich satt und müde tragen, und die dann erst, nur ein wenig übertrieben und in schlechterem Stoff auch das Eigenthum der niederen Klassen wird. So die politischen Romane und die Haupt- und Staatsactionen des deutschen Drama.

Bis zur Entwicklung des politischen Romanes (seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts) hatte die Unterhaltungsliteratur, die überhaupt erst ein Bedürfnis der modernen Zeit ist und daher erst mit der Reformation eintritt, sich hauptsächlich von den alten epischen Gedichten, von Volksfagen und Legenden des Mittelalters genährt, die sie in Prosa auflöste und durch Entfernung aller eigentlich poetischen Zuthat für das Bedürfnis der bloßen Leselust zurichtete. Sie hatte sich also ebenso an die Vergangenheit gewendet, wie die Gelehrtenichtung, zu der daher diese Erneuerung der mittelalterlichen Dichtung in derselben Parallele steht, wie jetzt die politischen Romane zur Hofdichtung. Und wie diese selbst, so gehen auch die Anfänge des politischen Romanes aus der Gelehrtenichtung hervor. Schon Paul Fleming, angeregt durch die Argenis des Barclay, *) hatte die Absicht gehabt, eine Margenis (anagrammatische Versehung

*) Sie war zuerst 1621 zu Paris erschienen: ein lateinischer Roman, der die damaligen Staatsverhältnisse Frankreichs allegorisch darstellt. Er hatte sich eines ungeheuren Beifalls zu erfreuen, und ward vielfach fortgesetzt und übersezt; zuletzt noch 1794 zu Berlin. Siehe Ebert's allg. bibliogr. Lex. I, 136 fgg.

von Germanis *) zu schreiben, in der er die damalige Lage Deutschlands im Kriege schildern wollte: **) gleichfalls allegorisch und mit versetzten Namen, was einerseits an ältere allegorisch-historische Gedichte, wie den Theuerdank, erinnert, und andererseits die Scheu der Gelehrtendichtung charakterisirt, welche die Geschichte der Gegenwart, wenn überhaupt, doch nur in Masken ertragen konnte. Allein Flemmings Plan kam nicht zur Ausführung, oder wenn ausgeführt, so wurde das Gedicht niemals bekannt: (Gervinus a. a. D.) und so ist Dietrich von dem Werder, als Hauptbeförderer des Palmenordens sowie als Uebersetzer des Tasso und Ariost berühmt (Gervinus III, 404), zugleich der Erste, der in seiner Diana (1644) den Ansatß zum historisch politischen Romane nimmt. In der Diana hat Werder „in Episoden die Geschichte des dreißigjährigen Krieges niedergelegt, obwohl höchst schwach und dürftig, so daß man wohl den Anfänger erkennt; in den Erzählungen von Dinanderfo, Lodaso, Kastewin, Mivara u. s. w. erkennt man bald den Krieg, die Schlacht bei Lützen, Ferdinand, Adolph, Wallenstein, den Herzog von Weimar u. s. w. wieder. Hier also beginnen sogleich die Geschichtsgedichte, und recht deutlich heißt dies Werk ein Räthsel-Gedicht, das zum erstenmale der Fabel wegen, das zweite und dritte Mal der

*) Deren sich auch Sigmund von Birken (Betulejus) bediente: Margenis, das vergnügte, bekrigte und wieder befreite Deutschland, 1679, eines von den oben erwähnten Gelegenheitspielen, das 1652 öffentlich zu Nürnberg war aufgeführt worden. Koch I, 270. Vgl. Gerv. III, 300. 430.

**) „Es sollte die Thaten der Helden auf die Nachwelt bringen, die um die Margenis gebührt; sie sollten anagrammatisch benannt werden: Bagust, Herbrand, Stallwein, Zelafor u. s. f.“ Gervinus III, 239 Note 145.

Neben wegen, das vierte Mal der politischen Weisheit und verdeckten Geschichte wegen gelesen werden müsse.“ (Gervinus III, 396.) Auf demselben Wege schritten Philipp von Besen, Bucholz, Anton Ulrich von Braunschweig vor; besonders die Octavia des Letztern (1711) ist reich an Episoden aus der Zeitgeschichte, die sie, in allegorischer, oft schon den Zeitgenossen, geschweige denn uns unverständlicher Verkleidung, mit der Geschichte des römischen Alterthums in Verbindung setzt: a. a. D. p. 399. Vor Allem aber ist hier Lohenstein's Hermann und Thusnelda (1689) zu nennen. Denn wie in den Romanen des Herzogs von Braunschweig das römische Alterthum, wie in anderen andere fremde Historien, so bildet in diesem Werke des Lohenstein das vaterländische Alterthum, die Vergangenheit der eigenen deutschen Geschichte den Grundstock des Romans, an den sich, ebenso wie bei jenen, Episoden aus der Zeitgeschichte, oder wie Gervinus es passend nennt: apocalyptische Geschichten der Gegenwart, anschließen.^{*)} Es bezeichnet dieser Roman also den Punkt, wo die Gelehrten dichtung mit ihrer antiquarisch patriotischen Neigung für die Vergangenheit und die politische Dichtung mit ihrer Allegorie der Gegenwart zusammentreffen. Seitdem wurden diese Hof- und Staatsromane immer häufiger. Happel, Bohse und Andere haben ganze Bibliotheken dieser Art zusammengeschrieben; die Titel findet man bei Koch II, 248. 261 fgg.**)

^{*)} „Unter Hermanns Figur agirt nicht undeutlich Kaiser Leopold selbst.“ Gerv. III, 401.

^{**}) Wir wollen einige dieser Titel hersetzen: Amor am Hofe, oder das spielende Liebesglück hoher Standespersonen (1710). Verliebte Verirrung der sicilianischen Höfe (1725). Der Liebes-Feengarten, in



Zeit die historische Grundlage völlig fahren lassen, machen es sich hauptsächlich zur Aufgabe, das politische Leben jener Zeit, also das Hofleben zur Darstellung zu bringen. Sie wollen dem Leser, der nicht hoffähig ist, und nicht selbst in das Allerheiligste des Hofstaats treten darf, doch wenigstens ein Spiegelbild dieses fürstlichen Daseins gewähren. Man befindet sich bei ihnen immer in der vornehmsten Gesellschaft, lauter Kaiser und Könige, Prinzen und Prinzessinnen; die Ceremonieen des Hoflebens werden gewissenhaft inne gehalten, die Sprache ist galant und schwülstig, wie sie vornehmen Herrschaften zukommt. Und wie das Hofleben selbst sich gern in kleinen Intriguen und Geheimnissen bewegt, mit denen es, in anmuthiger Vielbeschäftigkeit, sich selbst über seine eigene Nichtigkeit zu täuschen wünscht, so fehlt auch dem Roman dieser Stachel des Geheimnisses nicht. Versteckte Namen, Anspielungen und Räthsel geben zu deuten und zu fragen; ja man muß schon selbst ein Stück Politiker sein, um diese politischen Romane zu verstehen.

Von ähnlichem Schlage waren nun auch die theatralischen

welchem hoher Personen unterschiedene Liebesgeschichten vorgetragen werden (1724): sämmtlich von August Bohse, bekannt unter dem Namen Calander: vgl. *Gerwinus III*, 504. Ferner die bekannte Banise des Herrn von Ziegler, 1721: a. a. D. 402, 404, 450, 504, die noch 1754 einer „Engeländischen Banise, oder Begebenheiten der Prinzessin von Suffer“ zum Muster diente. Dann die Happel'schen Romane, in einer fortlaufenden Reihe von „sogenannten europäischen Geschichtsromanen“: ein italienischer, ungarischer, spanischer, französischer, deutscher, engeländischer, bairischer, sächsischer, schwäbischer u. s. w. Koch, a. a. D. 262, 263. Vgl. *Gerwinus III*, 276, 401, 532. — Auch Christian Weise, wiewohl er in seinen Romanen dieser höfischen Richtung eigentlich entgegensteht, nimmt doch gleichfalls von hier seinen Ausgangspunkt: *Gerw. III*, 411 fgg.

Haupt- und Staatsactionen, die gleichfalls nur in den höchsten Regionen spielten. Es waren die historischen Tragödien der Zeit. Harßdörfer (st. 1658: er war mit Johann Klay d. J. Stifter des Pegnitzordens, 1644. vgl. Gervinus, III, 289 und 416 fgg., von welcher letztern Stelle auch das Folgende entnommen ist) erklärt in der Vorrede zu seiner Diana ausdrücklich: den dreierlei Hauptständen der Welt entsprächen dreierlei Hauptgattungen von Poesieen: dem bäurischen Nährstande das Waldgedicht und Schäferspiel, dem bürgerlichen Wohlstande das Freuden- und Lustspiel, dem fürstlichen Ehrstande das Epos, oder der Roman und das Trauerspiel. Kaiser und Könige in das Lustspiel einzuführen, (fährt Gervinus fort) war schon Opizens Ansicht nach ein Irrthum, und ebenso war umgekehrt ein heroisches Personal und eine heroische Darstellung im Trauerspiel unentbehrlich, ja Klay hält sich überzeugt, daß ehemals bloß Kaiser, Fürsten und Helden Trauerspiele gedichtet!“ — Dieser Zweig unsres Drama entspricht also genau der eben besprochenen Richtung des Romans: „auch in das Schauspiel gehen politische Räthsel ein, und politischen Rath geben ist einer der ersten Zwecke dieser Geschichtstücke.“ (Gervinus 419.) Hierher gehören also die Trauerspiele der Gryphius, Lohenstein, Hallmann und Haugwitz; aber auch die eigentlichen Haupt- und Staatsactionen gehören hierher: jene größtentheils improvisirten Spektakelstücke, meinen wir, die in dem ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts der Stolz der herumziehenden Banden, die Lust des zuschauenden Publikums waren, und die selbst über die Grenze der deutschen Zunge hinaus, nach Dänemark verpflanzt wurden, wo Holberg (siehe dessen Ulysses von Ithacia, mit den Anmerkungen der Herausgeber:

Kopenhager Ausgabe von 1833, Bd. III p. 95 und IV, und in der großen Rahbek'schen Ausg. von 1804 Bd. II, p. 477 — 484. Vgl. Löwen's Gesch. des deutsch. Theat. in dessen sämmtl. Werken, IV, p. 19) ihr seine Bauern- und Bürgerkomödie entgegengesetzte, und dadurch selbst auf die Wendung unsrer deutschen Bühne von großem Einfluß ward. Die Stoffe dieser Haupt- und Staatsactionen waren allerdings meist aus der alten, namentlich der römischen Geschichte entlehnt; aber auch die Zeitgeschichte, sowohl die einheimische als die fremde *), ging dabei nicht ganz leer aus: vgl. Gervinus III, 419.

Inzwischen hatte sich, im zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, die formale Ausbildung der Literatur so weit vollendet, daß die deutsche Dichtung fähig ward, auch die Verhältnisse

*) Da die meisten dieser Stücke eben nur improvisirt, selten aufgeschrieben und kaum jemals gedruckt worden sind, so hält es schwer, den Umfang dieser Richtung zu übersehen. Plümcke a. a. D. p. 110 hat den ausführlichen Titel eines derartigen Stückes aufbewahrt, das 1731 in Berlin von Titus Maas, Baden-Durlachischem Hofkomödianten, aufgeführt ward, wiewohl nur mit Marionetten, und das den Beweis giebt, daß diese Komödie ihre Stoffe mitunter auch aus der Tagesgeschichte, selbst aus der fremden, entnahm. Das Stück lautete: Sehenswürdige, ganz neu elaborirte Hauptaction, genannt die remarquable Glücks- und Unglücksprobe des Alexander Danielowiz, Fürsten von Mengikopf, eines großen favorirten Cabinetministers und Generalen Petri I., Czaren von Moskau, gloriwürdigen Andenkens, nunmehr aber von den höchsten Stufen seiner erlangten Hoheit bis in die tiefsten Abgründe des Unglücks gestoßenen veritablen Belisary mit Hannswurst, einem lustigen Pastetenjungen, auch Schnirfax und kurzweiliger Wildschütze in Sibirien u. s. w. Es ward aber vom Berliner Hof — verboten.

der Griechen, die, wie überall, so auch im Formalen der Poesie den Gipfel der Schönheit erreicht haben, sich selbständig anzueignen. Damit ist das Höchste erlangt, was in dieser Richtung zu erlangen steht. Die formale Übungszeit unsrer Literatur ist beendet; aus der Lehre der Alten und der Franzosen, der Italiäner und der Holländer kommen wir, uns anlehnend an die stammverwandten Engländer, endlich zu uns selbst zurück. Zugleich aber ist damit, daß wir nunmehr also die bloß formale, bloß äußerliche, conventionelle Dichtung abgethan haben, auch dies gegeben, daß wir nun überhaupt auf den Inhalt, auf eine lebendige Dichtung des Gemüths zurückkommen. Auch hiezu waren bereits, in Günther, Brockes, Drollinger, stufenweise Vorbereitungen geschehen, die wir an einem andern Orte (Gött. Dichterb. p. 52 fgg.) näher beleuchtet haben, und die nun endlich zu Klopstock führen. Klopstock knüpft die Poesie da wieder an, wo sie bereits bei der Volksdichtung stand: bei dem musikalischen Element und dem Pathos des Gemüths. Aber jenes hat in der mühseligen Schule, die es inzwischen durchgemacht, sich zur schönen Form befestigt; dies dagegen beginnt mit Klopstock die Entwicklung zum schönen Subject, dem schönen, kunstberechtigten Individuum, das endlich in Göthe zu seiner Vollendung kommt. Stufenweise wird während dieser Entwicklung unsrer Poesie die Innerlichkeit, innerhalb der Kunst, sich selber gegenständlich; die ganze Gemüthswelt, eine Sphäre nach der andern, geht in die Welt des Schönen über und verkörpert sich in Kunstwerken. Die Religion, das gemüthliche Verhalten zur Natur, die Freundschaft, die Liebe, Alles nach einander wacht auf, wird lebendig, findet Form und Klang, Gestalt und Leben: bis zuletzt Göthe erscheint, dieser Kenner der Höhen und Tiefen, der das ganze glühende Herz,

die lebendig bewegte Welt des Innern, alle die Freuden, die unendlichen, alle die Schmerzen, die unendlichen, ein ganzes, völliges Menschenleben, vom wildschäumenden Sturz der Jugend bis zum stillen klaren Spiegel des Greisenalters, in der Dichtung niederlegt.

Aber hier ist auch die Schranke dieser Richtung. Der Uebergang aus der Subjectivität der Gemüthswelt in die Objectivität der Geschichte, aus der Isolirtheit des Individuums in die Allgemeinheit des Staates ist ihr versagt. Es ist die Selbstsucht der schönen Persönlichkeit, der künstlerische Quietismus des Poeten, woran sie ihre Schranke findet. „Stört mir meine Kreise nicht!“ Der Dichter mag nichts wissen von der Geschichte, die ihm den Selbstgenuß seiner Persönlichkeit, seiner subjectiven Empfindungen und Leidenschaften verkümmern würde; neben den großen Schicksalen der Welt, wohin würden sie schwinden, diese Schicksale des Seelchen, das sich anmuthig in sich selbst gesponnen hat? Für die politische Poesie daher, die Poesie der Oeffentlichkeit und der historischen Bewegung, ist diese Entwicklung unserer Literatur, die im Uebrigen so unvergleichliche, vollsaftige Früchte getragen hat, vollkommen unfruchtbar geblieben. Anfänglich, ehe sie noch über sich selbst klar ist, macht sie einzelne vergebliche Versuche, die Politik in ihren Kreis zu ziehen; späterhin, in der Zeit ihrer eigenen Blüthe, kehrt sie sich sogar polemisch gegen dergleichen Versuche, und begründet jenes Dogma der Aesthetiker, von dem wir im Eingang dieses Aufsatzes gesprochen haben. Aber nicht dürfen wir jenes der Mangelhaftigkeit der Talente (denn wer wollte Klopstock's Talent gering schätzen?), noch dieses einem Mangel an Sittlichkeit, einem schlechten und verderbten Willen zuschreiben. Diesen letztern Einfall haben Börne und Menzel gehabt; sie haben aus Göthe's

Theilnahmlosigkeit für die politischen Begebenheiten seiner Zeit Veranlassung genommen, ihn der Unsitlichkeit zu beschuldigen und eines förmlichen Hochverraths an unserem Vaterlande anzuklagen. Als ob es nur in Göthe's Willen gelegen hätte, der Ulrich von Hutten des neunzehnten Jahrhunderts zu werden, und als ob nicht jede menschliche Existenz, auch die vollkommenste und größte, in dem Boden ihrer Zeit und ihrer Umgebung wurzelte! Der Einfall war kindisch, und beweist nur, daß weder Börne noch Menzel sich jemals auf Geschichte verstanden haben. Jeder Zeit muß man gönnen, was ihr gebührt. Man muß nicht Trauben von den Disteln — oder wie hier wohl die Meisten werden umgekehrt sagen: nicht Disteln von den Trauben lesen wollen; man muß nicht von Göthe politische Lieder, nicht von ihm ein Herz für seine Zeit verlangen.

Zwei geschichtliche Ereignisse fallen in diese Periode, welche beide die allgemeinste Theilnahme des deutschen Volkes erregten und auch auf die Dichtung nicht ohne Einfluß blieben: die Regierung Friedrichs des Großen und die französische Revolution.

In der höchsten Sphäre des Lebens, auf dem großartigsten Schauplatz menschlicher Wirksamkeit brachte Friedrich der Große zur Darstellung, was übrigens, im Kleinen und Großen, in Theorie und Praxis, in Literatur und Leben, der allgemeine Charakter, und recht eigentlich die Aufgabe seiner Zeit war: die Reaction nämlich des werthvollen, lebendigen Subjects gegen die todte Masse der Convenienz und in die inhaltlose Ueberlieferung. (Götting. Dichterb. p. 112 fgg.) Diese Könige, die vor und neben ihm die Polster ihrer Throne drückten, was

waren, was wurden sie im Vergleich mit ihm! Der Begriff des Königthums, bis dahin nur noch ein leerer Popanz, ein Göße, vor welchem nur Schmeichler knieten, erhielt durch ihn einen neuen und wirklichen Werth. Nicht als ein Mysterium sah er das Königthum an, sondern ihm war es ein Ministerium, bei welchem die Pflichten größer waren als die Rechte; nur der erste Diener des Gesetzes, der erste Beamte des Volkes wollte er sein; in Krieg und Frieden, als Soldat und Staatsmann, als Feldherr und Regent, immer und überall war er es, er selbst, mit der Fülle seines Genies, der Unbezwinglichkeit seines Charakters, der an der Spitze seiner Nation stand, die zuerst durch ihn und in ihm gelernt hat, sich als Nation zu fühlen. Die Schmeichelei, diese Pest der Höfe, und das leere höfische Ceremoniel, das, wie wir gesehen haben, auch schon die übrigen Kreise der Gesellschaft und selbst die Literatur zu beherrschen anfing, durfte sich ihm nicht nähern; der traditionellen Verehrung des Thrones, der hohlen erlogenen Bewunderung ward durch ihn, durch sein Leben, seine Thaten, ein innerer Kern der Wahrheit und Lebendigkeit, eine schöne und großartige Berechtigung gegeben, und dadurch ein an sich unstütliches und nichtiges Verhältniß stütlich und werthvoll gemacht. Wahrlich, es muß etwas Großes, etwas Ungeheures muß es sein um einen König, der wirklich der Erste seines Volkes, der Held seiner Zeit, der lebendige Träger und Vorfechter der Freiheit ist! Es muß schön sein, auch einen König verehren und sich für ihn begeistern können: nicht mit der hergebrachten Verehrung, dem stereotypen Enthusiasmus der Höflinge, auch nicht bloß mit jenem abstracten Respect, der schon theoretischer Weise dem Oberhaupt des Staates gebührt, und der also mehr dem Amt gilt als dem Mann:

sondern in dem Könige zugleich die Idee der Zeit, den Bestätiger des Volkswillens, den Mann des Jahrhunderts ehren zu können — das ist es, wonach die Welt sich sehnt, und wovon Friedrich der Große ein erhabenes, leider nur, wie es scheint, unerreichbares Beispiel nachgelassen.

Wie Friedrich der Große solchergestalt auf unsre Literatur eingewirkt hat und was diese ihm schuldig geworden, das läßt sich nicht erschöpfender aussprechen, als Göthe mit einem kurzen und treffenden Wort gethan hat, welches tausend andere erspart und uns namentlich auch der Nothwendigkeit überhebt, jene noch immer nicht ganz verhallten Stimmen zu widerlegen, welche Friedrich dem Großen aus seiner (wie sie es nennen) undeutschen Vernachlässigung unsrer Literatur ein Verbrechen machen. „Durch Friedrich den Großen“, sagt er (Wahrheit und Dichtung, II, 130: der sämmtl. Werke Band 25) „und die Thaten des siebenjährigen Krieges kam der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie.“ Denn aus der schwülen Stille eines langen, leid samen Friedens war die Nation durch ihn zuerst wieder in die geschichtliche Bewegung hineingezogen worden, ja noch mehr: sie ward an die Spitze der Bewegung gestellt und ein deutscher Staat, so lange das Adlerauge Friedrichs des Großen wachte, führte die Hegemonie der Welt. Wie hätten wir uns aus der Dienstbarkeit fremder Muster, fremder Sitten erheben mögen, ohne diesen geistigen Mittelpunkt, den Friedrich der Große, der Stolz seines Volkes, der allgemeine Stolz seiner Zeitgenossen, uns bot? Wie hätten wir die Franzosen theoretisch überwinden wollen, hätte Friedrich sie nicht bei Rossbach praktisch in die Flucht geschlagen, und die zierlichen Meister der Welt zum Gespötte der Welt, selbst zu ihrem eigenen, gemacht?

Woher hätte Abbt Leser nehmen wollen für seine Schrift vom Tode fürs Vaterland (1761), ja woher hätte ihm selbst der Gedanke dieser Schrift kommen wollen, wenn nicht aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, wo Tausende, und unter ihnen ein Dichter, ein Liebling der Nation, Erwald von Kleist (Gött. Dichterb. 154, 155), den praktischen Commentar zu seiner Schrift abgaben und wirklich den Tod für's Vaterland starben?*) Was hätte es Klopstock genügt, die großen Begriffe des Vaterlands, der Freiheit, der deutschen Ehre abstracter Weise zu erneuern, wenn Friedrich der Große uns nicht praktisch gelehrt hätte das Vaterland lieben, der Freiheit dienen, die deutsche Ehre wieder aufrichten? Ja wenn er, durch seinen Ruhm, seine Thaten uns nicht ein Vaterland gegeben hätte, auf das wir wieder stolz sein konnten? eine Freiheit vertheidigt, die wir preisen, eine Ehre verschafft, deren wir uns rühmen durften? Erst nach den Schlachten Friedrich's war Klopstock's Wir und Sie (1766) möglich, vorher wär' es eine Nennmisterie gewesen, nicht besser als heutzutage — der Becker'sche Rhein.

*) Dies Verhältniß seiner Schrift zu der Zeit, in welcher sie entstand, hat Abbt selbst sehr wohl gefühlt: „Die Zeiten,“ sagt er in dem Vorbericht zur ersten Ausgabe (Verm. Werke v. 1768 fg. Theil II im Anfange): „durch welche unser Leben jetzt fortgestoßen wird, machen die Gedanken über den angezeigten Gegenstand sehr natürlich und lassen wenig Leser übrig, die sie nicht näher angehen sollten. Der Verfasser dieser Schrift hat geglaubt, daß sich ein Patriot wohl damit beschäftigen dürfe, den Tod für das Vaterland auf einer Seite vorzustellen, von welcher ihn ein jeder preußischer Unterthan betrachten kann und betrachten muß, seine Grundsätze mögen übrigens beschaffen sein, wie sie wollen.“ Und ähnlich in dem Vorbericht zur Schrift vom Verdienst, im I. Bd. der erwähnten Ausgabe. — Die Darstellung, welche Gervinus von Abbt giebt, (IV, 237 fgg.) ist bei Weitem nicht ausreichend, namentlich bleibt die patriotische Seite ganz unberührt.

Und das Alles, meint Ihr, hat ein undeutscher König gethan? Diesen Thatfachen gegenüber, meint Ihr noch Recht zu haben, von Friedrich's Franzosenthum *) und seiner Vernachlässigung unsrer Literatur zu sprechen? Er hat Thaten gethan, er hat der Geschichte gedient und der Dichtung einen größeren Stoff gegeben, als sie noch in Jahrhunderten wird bezwingen können; das, meinen wir, ist genug gethan und überhaupt die einzige Art, wie ein König für die Literatur sorgen kann und darf. Denn die Literatur ist selbst nichts Einseitiges und Eigenes; sondern nur ein Abbild, eine bestimmte Darstellung ist sie des Lebens überhaupt. Daher wenn es einen König gelüftet, ein Beförderer der Literatur, der Kunst, der Wissenschaft weniger zu heißen, als zu sein: so entschliefte er sich und befördere die Zeit, die Geschichte, das Leben überhaupt. Statt sich Sänger zuzuziehen und Hofpoeten abzurichten, gebe er Thaten: so werden die Sänger sich von selbst einstellen und vieles andere Gute dazu. Allerdings wäre es unbillig, wenn wir läugnen wollten, daß auch der äußerlichen Anerkennung der Dichter und Künstler von Seiten der Könige oftmals eine liebenswürdige, edle Gesinnung, eine wohlmeinende und achtungswerthe Bestrebung zu Grunde liegt, und daß die Orden und Ehrenzeichen, die man neuerlich für Kunst und Wissenschaft gestiftet hat, immerhin sehr erfreulich sein mögen: mehr zwar für den, der sie austheilt, als für den, hoffen wir, der sie empfängt. Aber die Stellung der

*) Göthe, a. a. D. 105: „Wie kann man von einem Könige, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält (und, setzen wir hinzu, nach Allem, was ihm davon zugekommen war, für barbarisch halten mußte), nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen?“

Könige, wie in vielen anderen Dingen, so ist sie auch hierin nicht mehr so naiv und selbständig, wie in der guten alten Zeit. Sollen diese Auszeichnungen wirklich den Sinn haben, den man ihnen hie und da beilegt und ohne den sie freilich gar keinen haben, das heißt: sollen sie (und unter den gegenwärtigen Umständen sind sie in der That nicht mehr) nicht bloß ein Zeichen persönlicher Gunst und ein persönlicher Maßstab des fürstlichen Geschmacks, sondern eine nationale Anerkennung, eine Verherrlichung der Kunst von Seiten der politischen Macht sein; so dürfen diese Auszeichnungen nicht von autokratischen, sondern nur von solchen Regierungen ausgehen, die wirklich den Volkswillen repräsentiren, und an deren Handlungen der Volkswille (durch die Vertreter des Volks) einen wirklichen und ausgesprochenen Antheil hat. Es ist damit, wie heut zu Tage mit allen Dingen: alle Straßen führen nach Rom; Alles und Jedes in unsrer Zeit drängt auf das vornehmste und einzige Bedürfniß der Zeit, auf constitutionelle Verfassung, hin. Man wird uns den Einwand machen, daß repräsentative Versammlungen sich schwerlich mit derlei Gegenständen befassen, und daß Kunst und Wissenschaft, bei dem zu erwartenden Uebergewicht der materiellen Interessen, völlig leer ausgehen würden. Darüber läßt sich vorher nicht streiten; machen wir die Probe. Anders für jeden Fall, das geben wir schon jetzt zu, würden die Auszeichnungen werden, als jetzt: aber vermuthlich zeitgemäßer. Oder ist es nicht ein Irrthum, wenn auch ein sehr liebenswürdiger, und eine Verkennung unsrer Zeit, daß man gerade denen, die man selbst für die Weisesten und Besten erklärt, nichts Geringeres zutraut, als den ordinärsten Köhlerglauben des Volks zu theilen und in einem Endchen Band, einem blanken Stern eine Aus-

zeichnung zu finden? Aber wär' es nun auch und kümmern die Regierungen sich gar nicht mehr um Künstler und Poeten, was wär' es denn für ein Schade? Es klingt grell, was wir hier sagen, und ist ein Mißton in den allgemeinen Jubel, der von dergleichen Auszeichnungen bereits eine neue Aera der Kunst und Wissenschaft datirt: aber dem Historiker, der die Erfahrungen der Geschichte vor sich hat, muß man es zu Gute halten, wenn er in diesen Jubel nicht einstimmt und sogar ihm widerspricht. Noch nie und nirgend ist die Poesie eines Volkes (denn sie ist eben des Volkes) durch Regierungsmaßregeln, durch Orden und Pensionen gefördert worden. Denn was sollten diese auch fördern? Sie können ja ihrer Natur nach nur immer die Vergangenheit belohnen; die Vergangenheit aber ist fertig, der Baum des Genies bekommt nicht dadurch einen neuen Trieb, daß man ihm ein buntes Band umbindet. Und für die Zukunft geschieht mit diesen Dingen nun völlig gar nichts: oder was wären das für Talente, die sich durch die Aussicht auf einen Ordensstern, einen Jahrgelohlt aufwecken oder befördern ließen? Und gleichwohl ist es noch der seltene, der beste Fall, wenn diese Dinge bloß nichts nützen; die Geschichte lehrt auch, daß sie sogar schaden können. Cäsar Augustus und Ludwig der Bierzehnte, sie haben Beide zu vielem Andern, was sie dem Volk entwendet haben, ihm auch seine Literatur entzogen und ihm statt deren eine Hofpoesie geschaffen, an der es wahrlich nichts gewonnen hat. —

Und weil die Dinge so stehen, so ist es wohl jedenfalls das Sicherste und Beste, wenn man sich von oben herab lieber gar nicht, weder zum Guten noch zum Bösen, weder mit Auszeichnungen noch mit Bestrafungen, um die Poesie bekümmert.

Man nennt sie gewöhnlich eine Blume: wohlan, wächst nicht Alles in der Natur von unten nach oben? So hat auch die Poesie ihre starken lebendigen Wurzeln nur unten beim Volk; von oben her braucht sie nur Luft, nur Freiheit zum Wachsen, alles Uebrige findet sich. Und selbst diese Freiheit braucht ihr nicht bloß von oben zu kommen: wenn man sie ihr nicht geben will, was mehr? sie nimmt sie sich. — Zwar hat man auch Pflanzen, die sich umgekehrt ziehen lassen, von oben nach unten: aber das sind Schling- und Schmarogerpflanzen — und welcher Fürst möchte die erziehen?

Man ahme also auch hierin Friedrich dem Großen nach, der sich überhaupt leichter nachahmen, als erreichen, geschweige denn überbieten läßt. Er war der Held seines Jahrhunderts und damit genug; um die deutschen Poeten bekümmerte er sich nicht. Er zog sie nicht in seine Nähe, er aß mit ihnen nicht von Einer Tafel: aber er setzte sie auch nicht ab, wenn sie ihm Mißfälliges gedichtet hatten; er stiftete ihnen keinen Orden: aber das Pasquill, das man auf ihn gemacht hatte, ließ er eine Elle tiefer hängen, damit die Leute es besser lesen könnten.

He was a man, take him for all in all,
We shall not look upon his like again.

So groß nun allerdings der indirecte Einfluß Friedrichs des Großen auf unsere Dichtung war, so wenig doch, bei der ganz andern Sphäre, in welcher sie sich bewegte, war diese selbst im Stande, Friedrich den Großen, seine Schlachten und Siege direct zu ihrem Inhalt zu machen und an den politischen

Ereignissen der Zeit poetischen Antheil zu nehmen. An Versuchen dazu hat sie es nicht fehlen lassen; aber sie sind alle unzulänglich geblieben und mußten es bleiben, weil nicht das Epos, sondern die Lyrik, nicht das politische, sondern das sentimentale Interesse in der Absicht und dem Vermögen dieser Epoche lag. Hievon abgesehen, und wenn es nur auf Versuche, nicht auf Leistungen, nur auf Namen, nicht auf die Sache selbst ankäme, so ließe sich freilich mit leichter Mühe eine ganze Friedrichs-Literatur zusammenstellen. Hier mag uns statt aller Uebrigen nur Ramler zum Exempel dienen; wie er denn wirklich das Muster für die Uebrigen abgab, die Schubart, Willamow, Karfchin, wie auch andrerseits für die Denis, Sonnenberg, Hachka und wie sie weiter heißen. Ramler (vgl. *Gerwinus IV*, 210 fgg.) hat das Privilegium für den Flaccus des neuen Cäsar zu gelten; der Vergleich, soweit er ihn betrifft, ist in der That nicht unpassend. Er ist ebenso conventionell, ebenso nüchtern, berechnend, unpoetisch, verschanzt sich ebenso hinter Allegorie und Mythologie, wie Horaz *) in seinen Oden. Darin nur übertrifft er den Schmeichler des August unendlich, daß, wenn Senen nur die Schmeichelei und die persönliche Abhängigkeit, ihn dagegen ein wahres, lebendiges Pathos treibt, welches nur leider in dieser antikisirenden Verhüllung sich selbst um seinen eigenen Effect bringt, und ferner darin, daß die edelste Unabhängigkeit, ja man könnte sagen, eine Art von Troß gegen diesen König, der von seinem Dichter nichts weiß noch wissen mag,

*) Vgl. die eben erschienene, treffliche Schrift von S. W. Teuffel: *Charakteristik des Horaz. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte*. Leipzig 1842, an der freilich die Verehrer des Alterthums quand même großes Vergerniß nehmen werden.

ihm zur Seite steht. Es ist die veredelte, von den Schlacken des Eigennuzes, noch aber nicht vom Staub des Pedantismus gesäuberte Hof- und Gelehrtenichtung, die Ramler uns darstellt. „Er ist“, sagt Gervinus a. a. D. 214, „neben Gleim der Chorführer der ganzen Reihe jener bardischen Dichter, die von großen Persönlichkeiten angefeuert, wieder Gelegenheits- und Lobgedichte verfertigten, die sich von denen des siebzehnten Jahrhunderts nur durch bessere Objecte und poetische Gabe unterscheiden.“

Dieses Urtheil indessen, so wahr es übrigens ist und so sehr wir es zu dem unsern machen, bedarf doch in Bezug auf Gleim einiger Einschränkung. Denn man würde eine sehr wichtige Seite an Gleim übersehen, wollte man ihn ohne alle Ausnahme bloß unter den großen Haufen der Gratulationsdichter setzen. In seinem Alter freilich, wo er den Dichter von Amtswegen machte, ein wahrer Ueberall und Nirgend, mit hunderterlei Vorstellungen, Empfehlungen, Bitten sich an Fürsten und Fürstinnen drängte und, mit einem Gleichniß *), das nicht schiefser gedacht werden kann, sich „den Distan des preussischen Hauses“ nennen ließ: da freilich war er weiter nichts, und vielleicht in seinem eigenen Bewußtsein hat er nie etwas Anderes sein wollen. Denn er war nun einmal von Jugend an der allgemeine Lobredner und Enthusiast, die personifizierte Süßthuererei und Bewunderungssucht seiner Zeit. Aber dasselbe unverdiente Glück, das ihn, sehr gegen seinen Willen und seine eigene Absicht, zum Vater der deutschen Romanze gemacht hat (Gött. Dichterb.

*) Es rührt von der Königin Luise von Preußen her: Körte im Leben Gleims, p. 348.

256 fgg.), machte diesen kleinen feinen Mann auch zum Tyrtaus des siebenjährigen Krieges. Gleim's „Kriegslieder“, diese gelungenste Erneuerung des Volksliedes, deren unsre Literatur sich bis auf Göthe zu rühmen hat, stehen als eine ebenso große Abnormität in Gleim's übrigem Leben und Dichten, als überhaupt in der Literatur dieses Zeitalters da. Gleim, der Anakreontiker, der nur von Wein und Mädchen sang, wiewohl er weder den einen trank, noch die andern küßte, der seine Freunde mit allen Liebenswürdigkeiten und allen Unarten eines verliebten Frauenzimmers behandelte, der mit seinem Freunde Jacobi wahre Liebesbriefe gewechselt hatte, der dem Petrarck und den Minnesängern nachzulallen strebte, der süße, redselige, unausstehlich geschwähige Gleim — wer hätte in ihm den „Grenadier“ Friedrichs des Großen gesucht, wer ihm den kurzen, knappen Gang dieser Lieder zuge-
traut, die daher schreiten, leicht und fest, hurtig und sicher, in geflügeltem Takt, wie der Sturmschritt der Kolonne? Wer hätte in dieser Literatur, die kaum erst anfing, die Fesseln der Convenienz von sich zu streifen, und die bis dahin erst in dem religiösen Gebiet zur Ausföhnung der Form mit dem Inhalt und zur wirklichen Darstellung des Kunstschönen gekommen war, übrigens aber noch überall in fremden Fußtapfen wankte — wer hätte von ihr schon jetzt ein Product von der Volksthümlichkeit, der Frische und Ursprünglichkeit, dem historischen Sinne, der politischen Bestimmtheit erwartet, wie diese Kriegslieder es sind? Auch wußte man sich Anfangs weder in den Dichter, noch in die Gedichte selbst zu finden: man bewunderte sie zwar, man staunte sie an, aber wie etwas Fremdes, etwas Unerhörtes und Problematisches. Die Wenigsten wollten glauben, daß Gleim

wirklich ihr Verfasser wäre. „Es ist ja abzustimmen mit dem Stoß in der Hand“, sagten die Einen. „Alle Sprachgesetze sind mit Füßen getreten“, klagten die Andern (s. Körte, a. a. D. 99, 100). Lessing selbst, wiewohl er es gewesen, der die Gedichte des Grenadiers bevorwortet und ins Publikum eingeführt hatte *), konnte sich mit der entschieden politischen Färbung und dem patriotischen Pathos des Poeten nicht ganz befreunden. „Der Patriot (tadelte er bei Gelegenheit eines Gleim'schen, sonst nicht bekannt gewordenen Kriegsliedes) überschreitet den Dichter zu sehr; zwar ist auch bei mir der Patriotismus nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner

*) Im Jahre 1757. Aus diesem Vorbericht, der auch in der Körte'schen Ausgabe der Gleim'schen Gedichte (in 7 Bänden, 1811 fgg.), Bd. IV, p. XXI—XXXII wiederholt ist, und aus der vielen Mühe, mit welcher Lessing, dessen Sache die Pedanterie doch sonst nicht war, den Standpunkt der Kriegslieder durch Parallele und Analogie mit den Alten zu bestimmen und den Dichter, seine Form, seine Sprache u. s. w. zu vertheidigen sucht, läßt sich der Schluß machen, wie ungewohnt und überraschend dem größeren Publikum diese Gedichte gewesen. Noch ein Umstand ist in dieser Vorrede bemerkenswerth: indem Lessing nach einer Analogie zu den Kriegsliedern sucht und die Vergleichung mit den Alten nicht ausreichend findet, kommt er endlich (p. XXVI) zu der etwas barocken Schlussfolge, daß, „wenn er den Grenadier ja mit Dichtern aus dem Alterthum vergleichen solle, so müßten es unsere Barden sein.“ Das war vermuthlich wohl ziemlich das erste Mal, daß dieser Name in diesem Sinn und diesem Zusammenhange angewendet ward. Er mußte damals auch noch ziemlich neu und unbekannt sein; denn Lessing, mit der Gelehrsamkeit, die ihm immer überall zu Gebote stand, wenn er sie zu gebrauchen für nöthig hielt, citirt gleich hinterdrein Lucan, Eginhard u. A., um sich verständlich zu machen über Barden und Skalden. Nur wenige Jahre später (seit 1766), und unser Parnas wimmelte von Barden und Skalden: eine Umwendung, für welche vermuthlich auch diese Stelle des Lessing'schen Vorberichtes nicht ohne Einfluß gewesen ist.

Denkungsart, das Allerletzte ist, wonach ich geizen würde, des Patriotismus nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger bin." (Aus Lessing's Briefwechsel mit Gleim, Berlin 1795: Körte a. a. D. 101, und in der Lachmann'schen Ausg. der Sämmtl. Werke, Bd. XII, p. 125.) In der That, wenn ein Mann, wie Lessing selbst, und den Ereignissen des siebenjährigen Krieges gegenüber (wohlgemerkt: Lessing war von Geburt ein Sachse, und hätte also provincieller Weise bei den Feinden Friedrichs des Großen stehen müssen: vgl. Gerv. IV, 233) den zweideutigen, inhaltlosen Ruhm des Kosmopoliten über die substantielle Tüchtigkeit des Patrioten setzen konnte: wie mag es da erst bei den Andern ausgesehen haben, die keine Lessinge waren! Und es gab keinen Zweiten, wie ihn. — Aber während die Gelehrten noch stuzten und stritten, hatte das Volk die edle Mahnung, welche ihm in diesen Liedern geboten wurde, rasch erkannt, und Gleim hatte die Freude, daß selbst die Bauern auf dem Felde seine Kriegslieder sangen: Körte, a. a. D. 104. Und noch jetzt, nachdem bald ein Jahrhundert verflossen ist und nachdem unsere Poesie inzwischen alle erdenklichen Tonarten erlernt hat, gehören die Gleim'schen Kriegslieder, wennschon auch sie in einzelnen Mängeln und Einseitigkeiten (Gött. Dichterb. 151 Note 2) die Spuren ihrer Zeit tragen, zu dem Vorzüglichsten, das unsre politische Dichtung aufzuweisen hat. Sie zeigen, zu welcher poetischen Energie die Energie des Patriotismus, in einem übrigens nichts weniger als energischen Subject, sich steigern kann, und daß daher das politische Pathos doch wohl kein so ganz schlechter Lehrmeister der Dichtung ist, als man gemeiniglich behauptet. — Von den zahlreichen Nachahmungen der Gleim'schen Kriegslieder, die zum Theil mit

vieler Anstrengung, aber geringstem Erfolg (wie in den Liedern von Rautenstrauch) namentlich auch von der Gegenpartei nachgeahmt und zum Theil sogar wieder rückwärts in die conventi-
 onelle Poesie übertragen wurden (wie in Weiße's Amazonenliedern, den Türkenliedern im Leipziger Musen-Almanach von 1773 p. 126: vgl. den Wieland'schen Merkur v. 1773, II, 51, 52, und im Grunde auch in Lavater's Schweizerliedern, 1764) brauchen wir hier nicht weiter zu reden; sie sind meist werthlos und auch im besten Fall, wie eben die Lieder von Weiße und einige von Lavater, doch nur liebliche Nachahmungen ohne innern politischen Gehalt. Ueber die Gleim'schen Kriegslieder vgl. noch Göthe, Wahrheit und Dichtung, a. a. D. 104, wo sie gleichfalls die gebührende Anerkennung finden.

Dieselbe Anerkennung läßt Göthe mit demselben Recht auch der Lessing'schen Minna von Barnhelm zu Theil werden: a. a. D. 106. Er nennt sie „die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt. Es ist die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von specifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that. Diese Production war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.“ — In der That ist sie die einzige Dichtung, die wegen ihres politischen Hintergrundes hier neben den Gleim'schen Liedern genannt zu werden verdient: vgl. Gerv. IV, 383. Auf ähnliche Weise, wie Göthe selbst in Hermann und Dorothea, hat Lessing in diesem bürgerlichen Schauspiel, das übrigens auf Diderot und die Comédie larmoyante hinweist, die historische Grundlage der Zeit zum Fundament seiner Dichtung benutzt.

Aber was dem Göthe'schen Gedichte gerade abgeht, nämlich die politischen Sympathieen, das gerade vermehrte die schlagende und beinahe beispiellose Wirkung der Minna, die in Berlin (laut der Plümicke'schen Theatergesch. von Berlin) im März 1768 binnen zwei und zwanzig Tagen neunzehnmal gegeben ward, und „wie der Götze die Mitterspiele, so eine Fluth von Soldatenstücken“ (Gerv. a. a. D. *) veranlaßte, die aber freilich bloß die Neußerlichkeit der Scenerie, nicht den lebendigen, politischen Kern dieses Stückes wiedergaben und sich nicht besser zur Minna stellten, als die Nachahmer Gleims zu den Kriegsliedern.

Denn im Uebrigen fehlte Viel, daß unsere Dichtung die Bahn verfolgte, auf welche Gleim und Lessing sie in den Kriegsliedern und der Minna von Barnhelm gewiesen hatten, oder richtiger: auf welche Gleim und Lessing selbst in diesen beiden Fällen mehr durch einen glücklichen Instinct waren geführt worden, als daß sie dieselben vorsätzlich beschritten hatten und sich und Andere hätten darauf erhalten können.

Vielmehr entwickelt sich jetzt jene altdeutschthümelnnde Rich-

*) „Kein Werk, außer dem Messias und Göthe's Erstlingsdichtungen, hatte eine solche Theilnahme gefunden. Nach Berlin brachte es das erste Interesse an den deutschen Literaturgegenständen ins Volk; obgleich im Anfange die Aufführung Schwierigkeiten fand, da „über Polizei und Regierung nicht dramatisirt werden sollte.“ — Zu dem Letzteren ist zu merken, daß auch von den Gleim'schen Kriegsliedern Einige in der Berliner Censur stecken geblieben sind: Lessings s. W. XII, 125. Doch versteht sich von selbst, daß der König, wie er sich überhaupt um die deutsche Literatur nicht kümmerte, so auch hiervon nichts gewußt hat.

tung, welche oben bereits erwähnt ward und die wir als die andere, die abstracte und abenteuerliche Seite unserer politischen Poesie zu betrachten haben: die Bardendichtung. Charakteristisch für dieselbe ist dies, daß sie von Solchen ausgeht, die dem preussischen Interesse, dem Interesse für Friedrich den Großen, fremd oder gar ihm feindlich sind. Gerstenberg der Däne, Klopstock, der Friedrich den Großen wegen seiner Undeutschheit haßte und den dieser Eine, historisch sowohl erklärbare und sogar gerechtfertigte Zug gegen die übrigen, unvergleichlichen Eigenschaften des großen Königs wenn nicht blind, so doch gleichgiltig und verschlossen machte, Kretschmann der Sachse, dessen Vaterland, politisch und literarisch, durch Preußen überwunden und gedemüthigt war, Denis der Oesterreicher, bilden die vornehmsten Ausgangs- und Anhaltspunkte dieser abenteuerlichen Richtung: lauter Männer also, die aus Beschränktheit, theils persönlicher, theils provinzieller, sich vorsätzlich gegen die lebendige Gegenwart der Geschichte capricirten, und die daher auch in der Poesie nur eine Caprice zu Wege bringen konnten. Es war ferner ganz consequent, und eine nothwendige Folge dieser unhistorischen Tendenz, daß diese Poeten auch da, wo sie, wenn schon immer in bardischer Verhüllung, Personen und Zustände der Gegenwart aufzufassen suchten, gleichfalls fehlgreifen und statt Preußen Oesterreich, statt Friedrich den Zweiten, Joseph den Zweiten fassen. Es ist das eine historische Idiosynkrasie, ein politisches Scheelsehen, das sich aus dem ganzen Bildungsgange unserer Nation recht wohl erklärt und wovon es in ähnlicher Art noch heute und noch viel schlimmere Beispiele giebt: wenn auch mehr in der Praxis, als in der Poesie.

An diese Dichter schließen sich nun einerseits, an Klopstock,

die Göttinger Genossenschaft, mit einigem Anflug auch aus dem rheinischen Kreise — andrerseits, in Oesterreich, an Denis und Sonnenberg, die Wiener Odenmacher an, die mit Barden und Skalden, mit Freiheit! Freiheit! und Tyrannenblut! Tyrannenblut! beinahe noch freigebiger waren, als ihre Kollegen in Nord- und Westdeutschland. Aber diese ganze Heldendichtung hatte nicht viel auf sich; die Schilde schlug man wohl an einander und sie raffelten: aber die Helden fehlten. Auch mit der Freiheitsliebe und der gerühmten Unabhängigkeit der Gestattung war es nicht weit her. Wie in der Namlerschen Odenmacherdichtung, so und noch viel deutlicher, spukte auch noch in dieser Bardendichtung viel alte Hofdichtung; besonders in der Richtung, die man in Wien und nach Wien hin nahm. Man hätte gar zu gern einen kaiserlichen Patron, einen literarischen Hof, eine tonangebende Hauptstadt gehabt. Wieland und Klopstock, sonst in allen Dingen die entschiedensten Antipoden, stimmten doch in diesem Punkte überein. Klopstock's Aufschrift an Joseph vor der Hermannschlacht, seine Oden an ihn, die Correspondenz mit dem Fürsten von Lichtenstein u. s. w. sind bekannt: vgl. Götting. Dichterb. 165. Weniger entschieden und weniger öffentlich sprach Wieland seine desfallsigen Wünsche und Hoffnungen aus; aber auch bei ihm verrathen sie sich, sowohl in seinen Briefen aus dieser Zeit, als namentlich auch in einzelnen beiläufigen Stellen in den ersten Jahrgängen des Merkur: wie wir dies in Bälde an einem anderen Ort ausführlicher nachzuweisen hoffen. Ja es dauerte auch gar nicht lange, so schlug dieser abstracte Freiheitstaumel bei Einigen gerade in das Gegentheil um. Kaum daß das Irrlicht der Josephinischen Aufklärung erloschen und die alte oesterreichische

Dunkelheit in integrum restituit war, so hatten die Herren Hascha und Consorten auch flugs ihre Flöte wieder umgekehrt, und wollten von Freiheit und Menschenrechten nun so wenig wissen, wie sie bis dahin unermüdlich gewesen waren, Tyrannen zu züchtigen und das Volk zu den Waffen aufzurufen — versteht sich, Alles nur auf gut Wienerisch und bloß zum Spaß: aber immerhin genügt es, die Inhaltlosigkeit und Verlogenheit dieser ganzen Richtung darzuthun.

Allein da dies Thema eines der hauptsächlichsten war, die der Verfasser in seiner Schrift über den Göttinger Dichterbund zu erörtern hatte, so hält er hier bei diesen Andeutungen inne, indem er auf das genannte Buch, namentlich auf die Abschnitte p. 162 und 321 fgg., daneben aber auch auf Servinus IV, 227. V, 22 fgg. verweist.

Das zweite bedeutende Ereigniß, welches in die früher bezeichnete Periode fällt, ist die französische Revolution mit ihrem Vorspiel, der Befreiung Nordamerika's. Damals war die eigenthümliche Dichtung dieser Epoche die subjective, gemüthliche Dichtung, die Poesie der schönen Persönlichkeit, gerade auf dem Gipfelpunkt ihrer Entwicklung; mit zauberischer Gewalt beherrschte sie die gesammte Literatur und ließ keinen, oder doch nur einen höchst spärlichen Raum neben sich, auf welchem die politische Poesie hätte gedeihen können.

Zwar nicht so haben wir dies zu verstehen, als ob es dem damaligen Deutschland an Theilnahme für die Schicksale Amerika's und Frankreich's und überhaupt an politischem Interesse,

politischer Erregbarkeit gefehlt hätte: ging es uns doch nicht unmittelbar an und brauchte man doch nur Worte, höchstens Schriften, aber keine Thaten beizusteuern. Nur war nicht die Poesie das Organ, durch welches diese politische Erregtheit sich offenbarte. Sie blieb mehr innerhalb der eigentlichen Publizistik, die um diese Zeit unter uns entstand, in ausschließlich historischen und staatsrechtlichen Discussionen, die nur zum Theil, wie in Wieland's politischen Romanen und Dialogen *) (Serv. IV, 8. 310. V, 386), in den historischen Romanen Albrechts von Haller (ebendaf. 356) u. s. w., scheinbar eine poetische Form erborgten, ohne dadurch im Geringsten wirklich ein Object der Kunst, ein Gegenstand der Poesie zu werden. Wollte man daher die Theilnahme, welche unsre Nation und unsre Literatur dem welthistorischen Ereigniß der französischen Revolution geschenkt hat, nur nach dem beurtheilen, was von diesem Ereigniß sich in der sogenannten schönen Literatur, in der eigentlichen Poesie widerspiegelt, so würde man sehr falsch urtheilen; außerhalb ihrer bewegten sich die Männer und die Schriften, die von dem historischen Inhalt ihrer Zeit auch ihrerseits erfüllt waren. Jene war eben die schöne Literatur: sie hatte es erst zur Humanität, zur Menschlichkeit, noch nicht zum Bewußtsein des Bürgers und des Staats, zum Kosmopolitismus, noch nicht zur politischen Bildung gebracht. Mit Einem Worte: noch war erst nur die Innerlichkeit des Gemüths, nur die per-

*) Schon früher, seit 1760 hatte Bodmer „politische Trauerspiele“ herausgegeben, die gleichfalls, wie die späteren Romane von Wieland, Haller, Moser u. s. w., zur Erläuterung gewisser politischer Grundsätze dienen sollten. Sie sind aber, politisch sowohl, als poetisch, völlig inept und wurden von Jedermann dafür erkannt.

fönlliche Existenz des Subjects, noch nicht die Geschichte selbst für die Schönheit erobert und der Dichtung unterworfen.

Dies zeigte sich namentlich im Fortgang der französischen Revolution. Mit den Anfängen derselben hatte unsere Poesie sich noch recht wohl vertragen können. Die Kluft zwischen den humanistrenden Träumen der deutschen Literaten, den inhaltslosen Extravaganzen der Göttinger Enthufasten auf der einen — und den idealen Anfängen der politischen Bewegung in Amerika und Frankreich auf der andern Seite war nicht gar so groß. Unsere Gelehrten und Dichter glaubten hier etwas ganz Ähnliches im Werk, als wovon sie immer träumten: die Menschen lauter liebe Brüder, der Himmel auf Erden und Asträa in Person Beherrscherin des neuen Utopien. Sie begrüßten daher den Anfang der französischen Revolution wie den Aufgang eines lang erharrten, segnenden Gestirns, den Beginn einer neuen, platonischen Epoche. Klopstock stand dabei seit 1787 an der Spitze; in zahlreichen Oden (Sämmtl. W. IV, p. 306 fgg., vgl. Gerwinus V, 383, 384) pries er sich glücklich, diesen Morgen der Freiheit, diese Aera der Bruderliebe und Menschlichkeit erlebt zu haben: und mit vollen Backen stimmte der Haufe der Nachahmer, besonders aus dem Göttinger Bund, die Stolberge, Voß, Cramer u. s. w. in denselben Ton. Zu diesen Gedichten bietet nun allerdings die Zeitgeschichte den Stoff, sie sind auch mit lebendigem Mitgefühl, mit entschiedener Parteinahme für die Geschichte geschrieben: und doch können wir sie nicht unbedingt als politische Gedichte gelten lassen. Denn selbst politische Thatfachen fassen diese Gedichte weniger vom politischen, als vom kosmopolitischen Standpunkt, vom Standpunkt der üblichen Humanität und Bruderliebe auf. Der Poet nimmt seine Stel-

lung nicht innerhalb des Staates, bei den Partelen der Geschichte, er kämpft nicht um bestimmte, faßbare, politische Rechte: sondern jenseit steht er und führt prächtige Worte in's Feld: Freiheit, Bruderliebe, schönere Menschlichkeit, wo er sich hätte wie ein Hamster festbeißen sollen in dem Nächsten und Besten, wenn es nur etwas Positives, etwas Wirkliches, ein bestimmter politischer Zustand, ein Recht, ein Bedürfnis seines Volkes war. Es war ganz natürlich, daß diese „schöne Menschlichkeit“ sich sehr unangenehm aus dem Traum geholfen sah, als die Unmenschlichkeiten der Revolution, jene Gräuel- und Blutszenen ihren Anfang nahmen, die zu beloben eben so kindisch ist, als um ihretwillen die Revolution selbst zu verabscheuen. Es waren eben historische Consequenzen, der böse Anwuchs böser Saaten. Man muß sie verdammen, gewiß; aber mehr noch als sie, diejenigen, durch welche sie möglich geworden, und die durch die brutalen Ausschweifungen ihrer Tyrannei den Grund gelegt zu diesen brutalen Ausschweifungen der Freiheit. Diese selbst konnten auch die Blutflecke, die jetzt ihr Kleid bespritzten, nicht entstellen, auch die Henkerdienste, zu denen Fanatismus, Unverstand und Bosheit sie nöthigten, konnten sie nicht unehrlich machen: denn sie ist göttlicher und unvergänglicher Natur, ein Stern, der wohl mitunter sinken kann, der aber doch niemals vom Himmel fällt.

Wenige Männer des damaligen Europa hatten die Kraft und die Einsicht, dies Vertrauen zu bewahren. In Deutschland, unter den Literaten, weiß Gervinus, V, 389, nur den Einen Georg Forster zu nennen. *) Aber von den eigentlichen

*) Doch ist Kant nicht zu übersehen, von dem Nicolovius, der Freund Jacobi's, im J. 1794 bitterlich klagt: er sei ein völliger Demo-

Poeten war nicht Einer, der nicht den Muth verlor. Klopstock verzweifelte; er widerrief förmlich und fluchte nun (S. W. IV, 333 fgg.) mit demselben Eifer, nur in einer noch barockeren, noch sybillinischeren Sprache, als er bis dahin gesegnet hatte: vgl. Hegel's Aesthetik III, 478. Die Nachtreter aber echauffirten sich nun wiederum ebenso sehr mit Loyalitätsliedern, Sanscülottenjagd und Denunciationen, wie vorher mit Freiheits hymnen und poetischem Tyrannenmord. Der fruchtbarste von Allen in dieser Hinsicht war der alte Gleim. Freilich, die Xenien hatten Recht: die Kraft des alten Peleus war sehr geschwunden. Die Zeitgedichte, die der alte Mann seit 1793 drucken ließ, geben nicht bloß ein erbärmliches Zeugniß für die Einfälligkeit des Alters, sondern sie beweisen auch, daß Gleim niemals auch nur eine Spur historischer Einsicht oder politischer Bildung besessen, und daß an seinen oben erwähnten Kriegsliedern der blinde Enthusiasmus, der Instinkt, die Günst des Glücks einen viel größeren Antheil gehabt hat, als seine Einsicht und sein historisches Bewußtsein. Welch ein Abstand zwischen den Liedern des Grenadiers und den Zeitgedichten! Jene hatte der Bauer im Feld gesungen, diese ließ Gleim auf seine Kosten drucken und den Soldaten auf Regimentsbefehl in den Tornister packen; für jene hatte ihn die Liebe seiner Nation, der Enthusiasmus

trat und habe ihn neulich seine Weisheit hören lassen: Alle Gräuelt, die jetzt in Frankreich geschähen, wären unbedeutend gegen das fortbauernde Uebel der Despotie, die vorher in Frankreich etablirt war u. s. w. S. die Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius von Dr. Alfred Nicolovius, 1841 p. 64. Einen Aufsatz über Kant's Stellung zur Politik in der letzten Hälfte der achtziger Jahre von F. W. Schubert enthält der früher citirte Jahrgang des Raumer'schen Hist. Taschenb. p. 525 — 628.

von Alt und Jung, für diese ward er mit gnädigen Kabinets-schreiben belohnt (Körte, p. 253). Und doch könnte man diesen Abfall von Vernunft und Poesie, von Wahrheit und Geschichte, dessen er sich in diesen Gedichten schuldig macht, dem alten Manne selber noch verzeihen: es waren die Zeitvertreibe seiner schlaflosen, grilligen Nächte, die Phantome eines Blinden. Er selbst drängte sich mit ihnen nicht in die Literatur, er verschenkte sie bloß an Monarchen und Musketiere und so mochte man ihm diese Scheinthätigkeit *) als ein unschuldiges Privatvergnügen zugestehen. Allein was soll man zu der Lactlosigkeit des Mannes sagen, der vor anderthalb Jahren, als die Becker'sche Rheinfarce spielte, speculirend auf die franzosenfresserische Stimmung der Zeit, auch diese verlegenen Papiere an den Mann zu bringen, diese Cruditäten des Alters als eine angemessene Nahrung unsrer Zeit, als die begeisterten Vorhersagungen eines Sehers und Propheten, uns anzupreisen die Stirn besaß? Siehe Gleim's Zeitgedichte, herausgegeben von Körte, Leipzig 1841. — War das eine Speculation, so ist sie vermuthlich keine glückliche gewesen; war es Patriotismus, so war es nicht der rechte, und war es Pietät gegen den alten Gleim, so war diese Art, sie an den Tag zu legen, die ungeschickteste, die sich denken läßt.

Aber es ist Zeit, daß wir uns nach demjenigen Dichter umsehen, welcher, wie bereits früher bemerkt worden, den eigent-

*) Die ihm indessen auch einen bedenklichen Ehrenplatz in dem Obscurantenalmanach von 1798 verschaffte: p. 299—314.

lichen Kern, die wahre Blüthe und Vollenbung dieser Literatur-epoche bildet: nach Göthe. Gerade in dieser hohen und letzten Stufe, welche Göthe in der Entwicklung des schönen Individuums behauptet, liegt es auch, daß die französische Revolution, weil sie weit über die bisherige Entwicklung hinausging und weniger ästhetischen als historischen Sinn, weniger kosmopolitische als politische Bildung in Anspruch nahm, von allen Dichtern dieser Periode Keinen so schwer traf, Keinen so innerlich aus den Fugen rückte, Keinem ein so unvernünftiges, unerträgliches, unfühbares Ereigniß blieb, als Göthe. Auf den ersten Anblick zwar möchte man glauben (und seine Ankläger haben es geglaubt und ihm gerade daraus ein Verbrechen gemacht), als ob er sich gegen die Revolution und im Allgemeinen gegen die politischen Bewegungen, die sich an dieselbe angeschlossen, nur gleichgiltig verhalten. Das ist gewiß: er hat nicht wie andere Gegner der Revolution diese seine Abneigung in Oden und Hymnen ausgeströmt; er hat nicht den Fanatismus der Stolberge getheilt, deren Blut sich empörte, wo sie etwas von Frankreich hörten und die sogar nicht leiden wollten, daß man die Franzosen damals Franken nannte, nämlich weil ihre, der Grafen Stolberg, Mutter aus einem fränkischen Adelsgeschlechte sei: vgl. die S. W. der Brüder Stolberg in der Ausg. v. 1820 II, 119. 142. Vor solchen Extravaganzen war Göthe schon durch seinen ästhetischen Sinn, sein tiefes und lebendiges Gefühl des Schönen und Würdigen geschützt. Aber sieht man näher zu und vergleicht man namentlich den Göthe, der eben aus Italien zurückkehrt, mit dem, der er sodann in Deutschland wird, den Zurückkehrenden mit dem Zurückgekehrten: so wird man wohl gewahr, welche gewaltsame Veränderung in ihm vor-

gegangen und welche tiefe, unausgleichbare Verstimmung durch die Beitereignisse in seine Seele geworfen war. Es war die Zeit, wo (daß wir uns seiner eigenen Worte bedienen) „das Unheil der französischen Staatsumwälzung sich immer weiter verbreitend, jeden Geist, er mochte hin denken und sinnen, wohin er wollte, auf die Oberfläche der europäischen Welt zurückforderte und ihm die grausamsten Wirklichkeiten aufdrang.“ (S. W. XXX, 193.) Auch Göthe konnte sich diesem Zauber der Geschichte nicht entziehen, der eben für ihn nur ein Zauber, sogar ein Bann, eine unheimliche dämonische Gewalt war, die ihn sich selbst entrückte und in der organischen Ruhe des schönen, ästhetischen Bewußtseins störte. Göthe war gewohnt, Alles, was ihn innerlich beunruhigte und quälte, Sehnsucht und Hoffnung, Erwartung und Verlust, poetisch darzustellen und eben durch diese Plastik der Leidenschaft sich der Leidenschaft selbst zu entledigen. Er schloß mit seinen Schmerzen ab, indem er sie in ein Gedicht verwandelte; aus seinen gemüthlichen Krisen gingen poetische Kunstwerke hervor. Es ist deutlich zu sehen, wie er sich bemüht, diese Praxis auch damals zu üben, als die französische Revolution den heitern Horizont seiner künstlerischen Stimmungen umwölkte. Eine ganze Reihe von Productionen, großen und kleinen: der Großkophtha, der Bürgergeneral, die Aufgeregten, die Unterhaltungen der Ausgewanderten, die natürliche Tochter u. s. f. sind ebensoviel Versuche, die materia peccans der historischen Erregtheit, die sich weder abwehren, noch bewältigen ließ, in der selben Weise, wie es ihm bis dahin mit den subjectiven Mißstimmungen gelungen war, poetisch abzulagern. Aber hier war die Grenze seines Talents. Alle diese Productionen sind mehr oder weniger verfehlt; sie tragen alle eine gewisse krankhafte,

unnatürliche Färbung; sie sind alle der Nation fremd und unbeliebt geblieben. Nur Hermann und Dorothea macht davon eine Ausnahme. Denn in diesem unvergleichlichen Gedicht ist Göthe, trotz des historischen Stoffes, dennoch seiner Natur getreu geblieben. Er hat sich hier darauf beschränkt, aus der historischen Grundlage auf gemüthliche Zustände, aus der Geschichte zur Idylle zu kommen, während die übrigen oben genannten Versuche umgekehrt darauf ausgehen, gemüthliche Zustände zu historischen zu erweitern und sittliche Conflictte zugleich als politische nachzuweisen. In diesen Gedichten also strebt Göthe aus seiner eigenthümlichen Sphäre hinaus: er geht vom Subject aus und will den Staat begreifen. In Hermann und Dorothea dagegen geht er vom Staat aus und kommt wieder zum Subject, die Geschichte bildet (gerade wie in seinen historischen Dramen, auf die wir uns hier nicht einlassen können) nur den Hintergrund, auf dem die persönlichen Leidenschaften sich bewegen; das große Epos der politischen Begebenheiten dient nur als Folie einer Idylle, einer Liebes- und Hausstandsgeschichte. Der Poet bleibt also schließlich auf seinem Boden: und darum steht uns Hermann und Dorothea unter den übrigen Göthischen Gedichten dieser Zeit auch nicht anders an, als ein ächtes Kind, der Kraft seines Vaters voll, zwischen Stiefkindern.

Göthe selbst, wiewohl er über dieses Verhältniß schwerlich je zur Klarheit gelangt ist, scheint doch andrerseits selbst gefühlt zu haben, daß er hier an die Grenze seiner Kraft gekommen war. Darum von jetzt an diese Vernachlässigung der Poesie, für die nur Schiller ihn mühsam und vorübergehend wieder gewinnen kann; daher dieses geflissentliche Versenken in Naturgeschichte und andere gelehrte Studien, diese capricirte, ja wir

dürfen wohl sagen: carrikirte Indifferenz gegen die Geschichte, wie z. B. wenn er während des Feldzugs nach der Champagne, mitten im Wirrwarr der Schlachten und des Lagerlebens, Optik studirt und Theaterprologe schreibt unter dem Donner der Leipziger Völkerschlacht. Man hat das auch als großartig bewundert und gemeint, das sei das Rechte, das zeige den wahren Mann: *Si fractus illabatur orbis etc.* Das Großartige geben wir zu; denn das lag in Göthe's Natur, er konnte nichts Kleines, nichts Unschönes thun: aber das Rechte war es nicht. Und darum, wie wir Jenes zugeben und überhaupt dafür, daß dies Alles so war und nicht anders, nicht Göthe verantwortlich machen, sondern seine Zeit, „die allmächtige, seine Herrin und unsre, die ihn zum Manne geschmiedet und uns“: ebenso gebe man nun auch uns zu, daß der Standpunkt seiner Zeit kein absoluter gewesen ist, und daß wir von unsrer Zeit aus das Recht und sogar die Pflicht haben, die weitere Entwicklung der Gegenwart, wie überall, so auch im Angesicht Göthe's, anzuerkennen und auszusprechen.

Im Uebrigen hat Göthe über seine Stellung zur Geschichte und ins Besondere über das Verhältniß seiner Poesie zur Politik sich verschiedentlich selbst ausgesprochen. Er kommt, sowohl in den zahmen Xenien als namentlich auch in den Eckermann'schen Unterhaltungen, diesen schätzenswertheften Beiträgen zur Kenntniß unsers großen Dichters, wiederholentlich darauf zurück: so daß man schon daraus schließen kann, wie dieser Gegenstand, trotz des Alles bewältigenden Humor's der Göthe'schen Natur, ihm dennoch immerdar in der Seele gelegen und ihm innerlich zu schaffen gemacht hat. Wir wollen die Hauptstelle, welche die genannten Unterhaltungen über dies Thema bieten, hierhersetzen;

durch eine wunderjame Fügung ist sie zugleich die letzte Unterhaltung, (März 1832, also einige Tage vor seinem Tode) von welcher Eckermann uns berichtet. Ueber die Stelle selbst, in welcher Wahres und Falsches auf eine beängstigende Weise gemischt ist und die wohl als das Credo der Eingangs erwähnten Aesthetiker gelten darf, enthalten wir uns aller Bemerkungen; sie würden jedenfalls nicht am Orte sein: für die Einen, weil sie dieselben nicht mehr brauchen; für die Andern, weil sie ihnen doch nicht glauben würden.

Hier das Göthe'sche Bekenntniß: a. a. D. II, 356 fgg.

„Wir Neuern sagen jetzt besser mit Napoleon: die Politik ist das Schicksal. Hüten wir uns aber mit unsern neusten Literatoren zu sagen, die Politik sei die Poesie, oder sie sei für den Poeten ein passender Gegenstand. Der englische Dichter Thomson schrieb ein sehr gutes Gedicht über die Jahreszeiten, allein ein sehr schlechtes über die Freiheit; und zwar nicht aus Mangel an Poesie im Poeten, sondern aus Mangel an Poesie im Gegenstande.

So wie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben; und so wie er dieses thut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Ueberblick Lebenwohl sagen, und dagegen die Kappe der Bornirtheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen.

Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er ist darin dem Abler gleich, der mit freiem Blick über Ländern

schwebt, und dem es gleichviel ist, ob der Gase, auf den er hinabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft.

Und was heißt denn: sein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln, was soll er denn da Besseres thun? und wie soll er denn da patriotischer wirken? — An einen Dichter so ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre eben so, als wenn man von einem Regimentchef verlangen wolle: er müsse, um ein rechter Patriot zu sein, sich in politische Neuerungen verflechten und darüber seinen nächsten Beruf vernachlässigen. Das Vaterland eines Regimentchefs aber ist sein Regiment, und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot sein, wenn er sich um politische Dinge gar nicht bemüht als so weit sie ihn angehen, und wenn er dagegen seinen ganzen Sinn und seine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillons richtet, und sie so gut einzuexerciren und in so guter Zucht und Ordnung zu erhalten sucht, daß sie, wenn das Vaterland einst in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann stehen.

Ich hasse alle Puscherei wie die Sünde, besonders aber die Puscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht.

Sie wissen, ich bekümmere mich im Ganzen wenig um das, was über mich geschrieben wird, aber es kommt mir doch zu Ohren, und ich weiß recht gut, daß, so sauer ich mir es auch mein Lebelang habe werden lassen, all mein Wirken in den Augen gewisser Leute für Nichts geachtet wird, eben weil ich

verschmäht habe, mich in politische Parteien zu mengen. Um diesen Leuten recht zu sein, hätte ich müssen Mitglied eines Jakobinerklubs werden und Mord und Blutvergießen predigen! — Doch kein Wort mehr über diesen schlechten Gegenstand, damit ich nicht unvernünftig werde, indem ich das Unvernünftige bekämpfe.“ *)

Die Schranke, an welcher Göthe's Genie zu Schanden ward, hat Schiller überschritten. Mit ihm ist die Poesie aus der bloßen Innerlichkeit des schönen Subjects hinausgetreten in die erfüllte, bewegte Welt des historischen Subjects, welches das schöne, als seine Voraussetzung, bereits in sich hat. Er ist der Anfang einer neuen Epoche unsrer Dichtung, in deren ersten Stadien wir uns noch gegenwärtig befinden, der helle, leuchtende Ausgang einer Bahn, die wir noch lange nicht vollendet haben, ja von der wir uns geraume Zeit verloren hatten und auf die wir erst jetzt allmählig zurückkehren. Es ist derselbe Weg, der uns im Leben der Nation von dem bloß ästhetischen zum politischen Bewußtsein führen will, zu welchem jenes nur Durchgang und Vorbereitung gewesen ist; wie das von Schiller selbst in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschenges-

*) Vgl. einige andere hieher gehörige Stellen in gedachtem Werk I, 66. 118 fgg. 306 fgg. 340. II, 92. (vgl. I, 324. II, 341.) — Aus Gervinus haben wir keine einzelne Stelle citiren mögen, weil der ganze Abschnitt des fünften Bandes, über Göthe und Schiller, p. 363 — 569 hieher gehört; in ihm ist beinahe Alles erschöpft, was hier zu sagen war. Auch einige Stellen aus dem vierten Band müssen damit zusammengehalten werden: IV, 499, 425, 517.

schlechts (Gervinus V, 421 fgg.) mit klarer Einsicht ausgesprochen worden ist. Die Poesie wird die Nation auch auf dieser neuen Entwicklung begleiten: und also ist, von Schiller an, die politische Poesie unsrer Zukunft gewiß.

Das Pathos der Göthe'schen Poesie ist die lebendige Persönlichkeit; das Pathos der Schiller'schen ist die Freiheit. Das hat auch Göthe, dieser Kenner der Herzen, wohl erkannt: „Durch alle Werke Schiller's, sagte er zu Eckermann, (Januar 1827: I, 306) geht die Idee von Freiheit, und diese Freiheit nahm eine verschiedene Gestalt an, sowie Schiller in seiner Cultur weiter ging und selbst ein Anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtung überging; in seinem späteren Leben die ideelle.“ Aber diese Freiheit bleibt bei ihm nicht bloß ideell, sie ist nicht immer bloß ein Postulat, das zwar ausgesprochen, aber nicht befriedigt wird: sondern die Geschichte bietet ihm den Stoff, das göttliche Recht, die lebendige Erfüllung dieser Forderung nachzuweisen. Zwar ist es nicht unmittelbar die Geschichte seiner Gegenwart, die er poetisch bewältigte: aber mit sicherem historischen Takt, ja mit prophetischem Geist fand er, statt sich wie Klopstock in eine fabelhafte, abstruse Vorzeit zu verlieren, stets solche Zeiten heraus, die den damaligen analog waren; er hat uns nicht selbst politische Lieder hinterlassen, aber die Anregungen dazu hat er gegeben und die Bahn bezeichnet. Es ist ein interessantes Problem, was Schiller gethan haben würde, wenn er die Katastrophe von Jena und jene schwachvollen Jahre der Fremdherrschaft, die sich an diese angeschlossen, erlebt hätte. Aber man darf es ja nicht einmal ein Problem nennen: wie hätte der Mann, der sich schon von fremdher in die französische

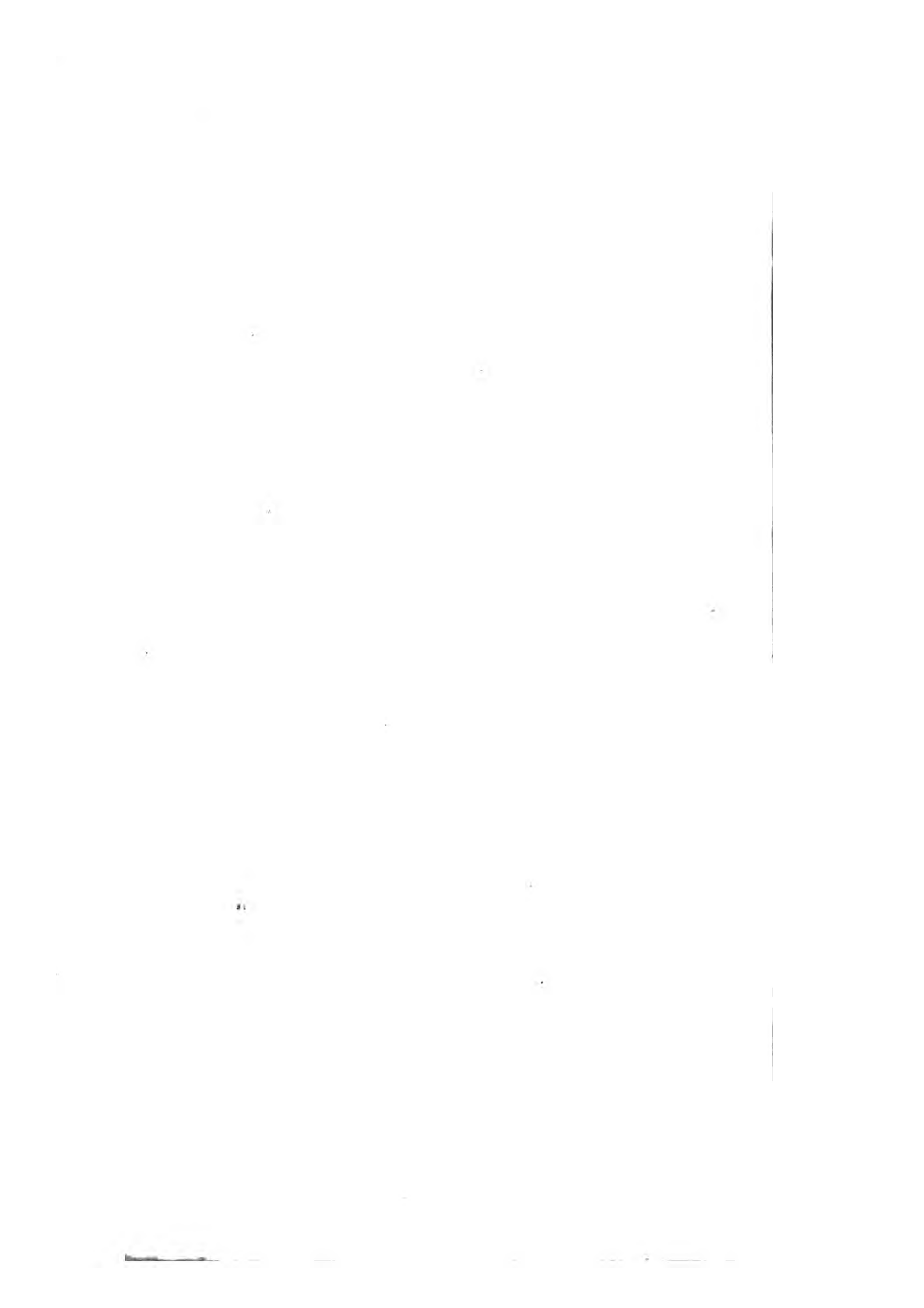
Revolution einmischen wollte, (in der projectirten Vertheidigung Ludwigs des Sechzehnten: vgl. Gervinus V, 368 f.) gleichgiltig sein können gegen das Schicksal seines Vaterlandes? wie hätte der Historiker, der den Freiheitkrieg der Niederlande verherrlicht hatte und der sich mit dem Gedanken eines deutschen Plutarch trug, die Knechtschaft seines Volkes ertragen wollen? wie hätte der Dichter des Tell, dieses unsterblichen Gedichtes, das er uns scheidend, ein letztes, theuerstes Denkmal hinterlassen, ein glorreiches Festspiel der Freiheit, vor dem noch dreißig Jahre später die Könige sich scheuten — *) wie hätte er von sich selbst abfallen und den Heroldruf der Freiheit, der Einigkeit, der männlichen That verläugnen können?

Aber das Alles sind nun müßige Träumereien. Schiller ward uns entrückt, gerade zu der Zeit, wo er seinem Volk am Nöthigsten gewesen wäre. In der vollen Kraft seines Geistes, in der schönsten Blüthe seines Talentes, schied er dahin; er sollte uns nur ein heller, schöner Polarstern werden, der keinen Niedergang kennt, der Stern unsrer Zukunft, zu dem unser Auge sich allzeit erhebt.

*) „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren:
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.“

Und so stehen wir hier am Schluß unsres Aufsatzes. Nicht, daß wir glaubten, die Geschichte der Literatur nach Schiller sei nicht werth geschrieben zu werden: wir glauben nur, daß es gegenwärtig noch zu früh ist, diese Geschichte zu schreiben, da wir selbst erst mitten in ihren Anfängen stehen. Es ist aber bedenklich, die Geschichte einer Zeit zu schreiben, die eben erst im Werden ist, und einer Richtung, die sich nur erst in Anfängen bewegt; man bekommt sonst am Ende das Geschichtsbuch ehe, als die Geschichte selbst. Wir lassen daher auch die besondern Schicksale, welche seitdem unsre politische Poesie betroffen, hier einstweilen unerörtert, sowohl die mittelalterliche Reaction der Romantik während der Zeit unsers politischen Unglücks, als die Sänger der Freiheitkriege, die sich zum Theil an Jene (Schenkendorf), zum Theil an Schiller (Körner) anlehnen, zum Theil endlich beide Richtungen zu vereinigen suchen (Arndt), und deren Gedächtniß in manchem trefflichen Liede fortleben wird. Solch eine Anerkennung zwar, verdient wie sie ist, läßt sich schon jetzt aussprechen; aber vollständig, nach ihrem ganzen Umfang und ihren wahren historischen Zusammenhängen, wird diese Richtung erst in einer späteren Zeit gewürdigt werden können. In erhöhtem Maße gilt das von den wenigen Einzelnen, die auch während der allgemeinen, politischen wie literarischen Abspannung von 1817 bis 1830, mitten in den Hungerjahren der Furcht, der sittlichen Verworfenheit, des Indifferentismus, der Klatschereien und Nichtigkeiten, die schlaffen Saiten der deutschen Leier zu einzelnen männlichen Tönen zu stimmen wagten, und von denen wir nur den Einen Uhland mit all der Anerkennung und Ehrfurcht nennen wollen, die diesem deutschen Manne gebührt. Und endlich und am Meisten gilt es von denen, die seit 1830

(Grün, Lenau), oder gar zehn Jahre hernach, seit unsrer jüngsten Entpuppung, die verfolgte, verkümmerte, für närrisch erklärte politische Poesie unter uns zu restituiren versucht haben. Urtheile man jetzt über diese Versuche, ihren Werth und ihre geschichtliche Bedeutung, wie man mag. Die historischen Thatsachen zu einem solchen Urtheil glauben wir in Vorstehendem zusammengetragen zu haben; wir selbst enthalten uns, es zu fällen. Wir appelliren an die Vergangenheit — und obenein ist uns die Zukunft gewiß.



Ueber

**die Stellung der römischen Literatur
zur Gegenwart.**

Von

Gottfried Bernhardt.

Es erregt ein unheimliches Gefühl, wenn man mitten unter blühenden Studien, welche der geistige Nachlaß der Nationen sowohl dem Forscher als der allgemeinen Bildung und dem Kunsttriebe gewährt, einer fast aufgegebenen Literatur begegnet. Ein solches kalt und fremd gewordenes Vermächtniß pflegt sonst zu den Berufsgelehrten zu wandern und in ihren stillen Kreisen wenigstens einen leidlichen Schutz zu finden; denn alles literarische Gut will, um fruchtbar zu wirken, mit Neigung und Gunst ergriffen sein. Wenn es aber fortwährend an kräftiger Theilnahme verliert und gleichwohl durch die Macht der Tradition eine Herrschaft, ja den Anspruch eines unentbehrlichen Moments besitzt: so darf Niemand sich wundern, daß auch ein heftiger Widerspruch dagegen ankämpfe; vielmehr kann die Opposition im Laufe der Jahre nur gewinnen, je kleiner und einsamer das Feld wird, auf dem ein stets zurückweichendes Object, das gleich einer Ruine in das moderne Leben hereinragt, sich zu behaupten vermag. In diesem Falle befindet sich gegenwärtig die römische Literatur. Sie hat, wie jeder weiß, lange Jahrhunderte hindurch allein gegolten und mit dem Herrschergeiste ihres Volkes, den sie nach dem Untergange des Weltreichs als Erbtheil überkam, auf den neu-europäischen Nationen gelastet; ihr Einfluß war aber am wenigsten durch den literarischen

Genius begründet. Dieser ist niemals müde geworden die Griechen zu begleiten: er hat sie befähigt die Römer selber für eine großartige Schöpfung anzuregen, er verlieh ihnen den nährenden Geist, um das Jahrtausend byzantinischer Verknöcherung und Barbarei mit einigem Anstande zu überdauern, und sogar nachdem ihr politisches Dasein völlig hingeschwunden, haben sie durch ihn einen unmittelbaren Zugang zur neuesten Zeit erhalten. Gingen bei den Römern zweifeln, ob es ihnen gelungen wäre mit der Literatur möglich zu machen, was ihre Sprache, von den gewichtvollsten Ueberlieferungen getragen, auf den einfachsten Wegen verrichtete. Man erstaunt billig über die Zähigkeit und pädagogische Gewalt, welche im Wesen der lateinischen Sprache liegt. Mittelft ihrer konnte einst die römische Politik, dauerhafter als durch Waffen geschehen mochte, die wildesten und entlegensten Völkerschaften händigen, verknüpfen und in einer äußeren Einheit gruppieren; mit gleicher Nothwendigkeit gänzelte diese Sprache das Mittelalter, und stellte den formalen Zusammenhang eines Ganzen her, welches in Rom, in der vom römischen Heidenthum gefärbten Kirche Italiens, nicht minder auch in den Traditionen des römischen Rechtes tiefe Wurzel schlug. Erst die sogenannte Restauration der Wissenschaften zog die Autoren an's Licht, die bisher in planlosen und vereinzeltten Stücken zur Losung gedient hatten; was jene Zeiten mit jugendlichem Enthusiasmus begehrten, Muster des Geschmacks und der stilistischen Korrektheit, das gewährten nunmehr die plöghlich hervortretenden Denkmäler des ersten Ranges. Indessen hörte man bereits vor dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts auf, diesen Normen sich unbedingt hinzugeben und den Gipfel der Produktivität nur in schöner

lateinischer Form zu suchen: die Studien wurden damals unwillkürlich in andere Bahnen gedrängt, nicht bloß durch die strengere Haltung des Katholicismus und den Aufschwung des materiellen Wissens, sondern und recht eigentlich weil ein solches Kopiren des Alterthums nicht mehr als eine Stufe des Uebergangs bedeutete, diese aber den Platz räumen mußte, sobald ernste Aufgaben sich entwickelten und die Landessprachen aus der Unmündigkeit erwachten. Seitdem erkalteten die freie Neigung und der Dilettantismus; an ihrer statt theilten sich zünftige Gelehrsamkeit, die namentlich in Holland ihren Sitz nahm, und Schulmänner, wiewohl durch den Zuschnitt vorzüglich der protestantischen Scholae Latinae beengt und gedrückt, in die Pflege der römischen Literatur. Ein praktisches Ergebnis hievon war die Voraussetzung, welche sich als Thatsache bis in's vorige Jahrhundert behauptet und am wesentlichsten die deutsche Kultur berührt hat: daß die allgemeine Bildung auf römischem Grunde ruhte. Nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die Studien der holländischen Latinisten sich erschöpften, und die wissenschaftlichen Regungen der Philologie begannen, blieb eine neue Wendung der Dinge nicht fern. Ueberall hatte sich der Blick erweitert, und die Fachgelehrten waren unvermerkt über den römischen Maßstab hinaus gegangen, den die Männer von Welt längst verleugneten. So fiel bald aller Anlaß, mit dieser Literatur in der gewohnten Breite zu verkehren; mit dem äußeren Anlaß und dem Herkommen fiel auch der Glaube; woraus denn ohne weiteres diejenige Scheidung der Autoren entstand, welche durch die heutige Praxis fast vollendet ist, daß nämlich das Publikum eine kleine Schaar derselben eklektisch als sein Eigenthum betrachtet, während es die Mehrzahl nebst den vielen

substantiären Trümmern an die Philologen von Beruf verweist. Auf der anderen Seite haben die Schulen das Latein und mittelbar dessen Literatur unter Obhut genommen; es entgeht aber Keinem, daß die Lichtpunkte des Unterrichts eben nur in der erwähnten kleinen Gruppe zusammenlaufen. Das verkündet schon einen sehr geschmälerten Boden mit den Aussichten auf ferneren Verlust und Rückschritt; dieser hat auch nicht lange warten lassen. Wer weiß es nicht, daß in unseren Tagen das Gebiet der antiken Philologie kläglich gekürzt und vor den übermächtigen materiellen Interessen im Rückzuge begriffen ist; daß das Latein sammt seinen formalen Zwecken mißfällig geworden und zusehends in Belagerungstand geräth, daß die Nachbarschaft vieler und ausgedehnter Lehrobjekte ihm den Raum und gewissermaßen die Luft entzieht, daß endlich seit den Anfängen des Jahrhunderts Griechen und griechisches Alterthum in die Vorderreihe getreten sind? Um so weniger verwundert man sich, daß jenes einst glänzende Vorurtheil, welches alle römischen Schriftwerke verschönte, geschwunden ist und einer nicht verhehlten Unlust Platz gemacht hat. Weinake sollte man meinen, daß das Wort von Wolf, der doch eine seltene Vertrautheit mit den Geheimnissen des lateinischen Stils besaß, und den Arbeiten über Römer einen nicht geringen Theil seines Ruhms verdankt, das Wort in der Darstellung der Alterthumswissenschaft: „Für unser Studium geben unter den alten Nationen schon die Römer eben keinen erwünschten Stoff“, gar manchem aus der Seele gesprochen sei. Genug, die Latinisten können nicht mit Freudigkeit in die Zukunft blicken; sie erfahren nur zu häufig, sobald sie den gewöhnlichen Schulbedarf überschreiten wollen, welcher Kaltfinn bei Lesern, Verlegern und selbst den

Männern des Faches herrsche; man greife nur zu dem frischesten und popularsten Beweise, der uns gerade bei diesen Zeilen in den Wurf kommt, man sehe den neuesten Messkatalog auf römische Literatur an und nehme in der dortigen Rede den Artikel Cicero statt jeder umständlichen Antwort.

Dieser Schattenriß der Vergangenheit mag im voraus deutlich machen, was der in den Eingang hingestellte Begriff einer fast aufgegebenen Literatur aussprechen solle. Wiewohl hier alle Bindeglieder und die Nachweise von den inneren Wandelungen eines so weitächtigen Studiums unterdrückt sind, so lassen die fortwährend geminderten Beziehungen zur modernen Welt doch nicht zweifeln, daß die römische Literatur im wesentlichen mehr eine propädeutische Kraft entwickelt, als durch die Macht und Fülle des Gedankens eingegriffen habe. Bei dieser Wahrnehmung wird auch vielleicht das Schicksal, welches sie zuletzt betroffen, weniger überraschen. Wenn die Nationen der Weltgeschichte eine bestimmte Chronologie beobachten und in streng bedingter Abfolge, jede nach ihrem Maß und Vermögen, die Bahnen für eine Zukunft bereiten: so dürften wohl ihre Literaturen, die Blüte des nationalen Geistes, noch entschiedener einem solchen Gesetze sich unterwerfen; ist ihre Zeit vorüber, war ihnen, wie der römischen, sogar ein Nachleben beschieden, das weit über die Grenzen ihrer alten volkstümlichen Existenz hinausreicht. so fällt aller Grund zu jammern fort, und es handelt sich nur darum, daß man unbefangen ihren Platz im gesammten literarischen Organismus erkenne. Daran hängen aber alle weiteren, wissenschaftlichen und praktischen Resultate. Dinehin ist man nur zu geneigt, über dem Gewühl der Erscheinungen mitunter die nächsten Analogieen zu vergessen. Einen Beleg statt anderer

bietet hier die französische Literatur, die der römischen am meisten geistesverwandte, zu deren Kritik sie die vielfachsten Parallelen liefert. Von ihren Eroberungen, welche während eines Jahrhunderts den Geschmack, die Bildung und Denkart des civilisirten Europa fesselten, ist für uns wenig mehr als die Erinnerung geblieben; denn die Nachbarn haben sich auf ihre Selbständigkeit besonnen und den fremden Einfluß in enge Schranken gewiesen; und doch hindert diese Scheidewand und Entfremdung nicht, die formalen Fortschritte, die Vertiefungen und neuen Richtungen, welche die letzten Decennien jenseit des Rheines zu Tage förderten, mindestens in ihrem nationalen Werthe zu schätzen. Diesen Punkt könnten wir also ruhen lassen, um einigen dringenden Fragen zu begegnen.

Welchen Vorwurf sollte man hier eher erwarten, als die Anklage gegen die Vertreter des Faches? Wo die Kunst gefallen (lautet die übliche Verdammiß), ist sie durch die Künstler gefallen. Dieses Urtheil scheint aber gerade dort am rechten Plage zu stehen, wo man ein ehemals glänzendes und privilegiertes Studium von Stufe zu Stufe sinken, ermatten, zuletzt unaufhaltsam in's Enge und in Mißachtung laufen sieht. Nun wird allerdings sogleich einzuräumen sein, daß nicht geringe Fehler und selbst unbegreifliche Thorheiten von unseren Vorgängern verschuldet worden, wofür deren Erben empfindlich büßen. Jene hatten sich im römischen Haushalte mit einer Zuversicht angefleddelt, als ob sie dort für immer Wohnung behaupten müßten; und sie merkten nicht, daß sie dem Leben abstarben und anfangen mumienartig einzuschrumpsen, während die Welt rings umher sich verjüngt hatte. Die edelsten Kräfte sind hierdurch verschwendet und für untergeordnete Zwecke ver-

braucht, ein angemessener Erfolg aber nicht gewonnen worden, wie man besonders am Füllhorn der holländischen Ausgaben cum notis variorum entdeckt, welche früher gefeiert und überschätzt, nunmehr verschmäht sind, oder doch als unvollendete Repertorien gelten. Denn es bedarf nur eines mäßigen Umganges mit diesen Arbeiten, um über ihren wahren Bestand sich aufzuklären. Die meisten älteren Herausgeber nutzten ihre zum Theil ansehnlichen Apparate, wie jeder weiß, sorglos und mechanisch, ihre diplomatische Thätigkeit war unzuverlässig, ihre kritische Technik ein Bruchstück, das von Launen und Geschmack abhing; die Interpretation gab was nur der einzelne wußte, jetzt zu viel und noch öfter zu wenig, sie pflegte sich aber zu theilen zwischen grammatischer Erläuterung, die man vorzugsweise mit den Massen ungeschickter Kollektaneen abfand, und antiquarischen Notizen, die gewöhnlich am einzelnen haften; doch lief auch ein rhetorisches Prinzip mitten hindurch, mehr oder weniger für den Nachweis von Redefiguren, Bildern, Sentenzen, zumal auf dem behaglichen Felde der Dichtersprache. Letzteres erinnert an eine der weitesten Lücken, deren Dasein man geraume Zeit nicht verspürte. Daß die römischen Klassiker ihre Bildung von Griechen empfingen, daß namentlich die Dichter unter Augustus, die Gesetzgeber für die nächsten Jahrhunderte, an den Griechen eine vollständige Schule durchmachten, und mithin der Erklärer ihre Form und poetische Stellung als Ergebnis zweier ungefügiger Elemente begreifen und zergliedern müsse, dies und ähnliches gehört zu den elementaren Thatsachen. Allein jene Latinisten, welche nur gelegentlich von der Gräcität Kenntniß nahmen (wie Burmann I., der selten über das neue Testament hinaussteigt), blieben unbekümmert bei Latium stehen und erläuterten Phrasen

oder dichterliche Gedanken, deren Quellen und innere Bezüge man selten ahnte, durch mühsam gesammelte Parallelen; ja Broukhuis wagte den Properz, den Niemand anders als im Mittelpunkte der griechischen Sprach- und Sachgelehrsamkeit ergründen kann, mit bloßem Latein zu besprechen. Dies ist die Scholiastenzunft, wider deren Nebel Klopstock seine Stimme erhob; man erstaunt über diese Denkmäler des unermüdblichen Fleißes, der unter den Außenwerken eines stattlichen Reichthums Blößen und Armuth verbirgt; dort begann auch zuerst das Uebergewicht des arithmetischen Prinzips, der sinnlichen Buchgelehrsamkeit, welche zum Schaden der freien lebendigen Philologie fremde Citate statt eigener Gedanken zu liefern geübt war. Die Vorgänger also, damit wir auf den früheren Satz zurückkommen, haben ansehnliche Fehler begangen; wengleich selbst hierin wie billig die vorzüglichen und selbständigen Köpfe von dem langen Troste der Nachtreter zu scheiden sind. Und doch wird man bei unparteilicher Erwägung zwei Momente nicht übersehen, welche das Geschehene nicht nur in milderem Lichte zeigen, sondern es auch unter einen anderen Gesichtspunkt zu bringen rathen. Erstlich hat alles Studium des Alterthums mit den römischen Werken anheben müssen, sie waren der Ausgangspunkt für die moderne Formenbildung; in Kurzem aber wechselten sie diese Bestimmung und dienten den Interessen sowohl der Didaktik als des engeren Berufs; erst seit ihrer Festsetzung im abgeschlossenen Kreise (oder um den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts) regen sich die Latinisten von Fach und versuchen, ohne Plan und fast nur durch Tradition geleitet, eine philologische Methode zu stiften. Diese zu erreichen wehrt damals der spröde Stoff, auf den man sich beschränkte; den

methodischen Sinn erweckte die griechische Literatur, denn von ihr, als der originalen, kam die Möglichkeit, das alterthümliche Wesen in seiner Gesamtheit anzuschauen, sie gewährte die schwierigsten und individuellsten Aufgaben, an denen jede geistige Kraft entwickelt und geübt wurde, sie zog auch die dürren römischen Studien heran, und ihre Pfleger waren die ersten, welche das von Bentley ausgesprochene, in seinem Horaz erprobte rationale Prinzip erkannten und zur Norm erhoben. Man braucht nur die Ausgaben römischer Schriftsteller, die von Duker, Dübendorp, Nuhnkenius in Holland besorgt wurden, den Claudian von Gesner, und statt anderer als summarischen Beleg ein paar Blätter von Gemsterhuis hinter dem Burmannischen Properz in's Auge zu fassen, deren Gehalt ganze Quartanten variorum aufwiegt, um den geschärften Blick eines reisenden Zeitalters zu würdigen. Soweit hätten die frühesten Vertreter der römischen oder zünftigen Philologie gewirkt, was in ihren Kräften stand. Aber ein zweites Moment wird uns kurz und bündig über den Sinn ihrer Betriebsamkeit belehren und ein gerechtes Urtheil ermitteln. Es geschieht ihnen Eintrag, wenn man sie für Bearbeiter der Autoren nimmt und nach heutigem Maßstab von solchen fordert, was allein die mündige Wissenschaft im Zusammenhange zu begreifen und zu erfüllen versteht. Diese hat zuerst in die Welt der antiken Autoren (den früheren eine terra incognita) eingeführt, und den literarischen Größen ihren Ideenkreis, ihre Werthe und Ansprüche zugemessen; denn ehemals galt jeder sogenannte Autor, gleichviel ob genial oder winzig, und im Range eines Meßschriftstellers, ungefähr dasselbe, und mit einiger Vorliebe schien man die Schätze der angelegentlichsten Studien auf geringe Bücher zu

häufen, wie die Commentare zum Nepos, Mela oder Gtutrop darthun, während die edelsten Objekte (z. B. Lukrez) nicht anzulocken vermochten. Kein Wunder: es handelte sich nicht um Autoren, sondern um Texte; die Linguistik war oberste Norm, mit welcher die sprachliche Kritik und die antiquarische Gelehrsamkeit einen zwanglosen Bund schlossen; Texte sind aber allen zufälligen Neigungen und partikularen Interessen preisgegeben, und Niemand kann verlangen, daß in diesem atomistischen Reiche gewisse Normen und innere würdige Motive hätten entscheiden sollen. Ein lustiges Beispiel — um nicht zu sagen ein Lustspiel auf dem Felde der Latinisten — bietet Petronius: in welchen Notenwust hat sich dieses Buch umgesezt, wie verführerisch reißt eine Bemerkung über die Lesart, über ein Stück der Phraseologie oder der Alterthümer ganze Rotten heran, so daß zuletzt kein Auge den Wald vor Bäumen gewahr wird, und noch weniger die Möglichkeit entsteht, über den seltsamen Autor und die Verfassung seines Werkes Auskunft zu bekommen. Ziehen wir also die Summe: die Commentatoren der Römer sind als Sprachforscher zu betrachten, welche bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Menge von Beiträgen für Grammatik, Lexikon und gelegentlich für Alterthümer zu Tage förderten, mit größerem oder schwächerem Erfolge die Mittel zur Läuterung und Interpretation der Texte zusammenbrachten; hingegen haben sie weder eine literarische Ansicht hinterlassen, noch irgend Einfluß auf den weiteren Stand der römischen Literatur und die daran geknüpfte Meinung ausgeübt, vielmehr von aller Schuld sich fern und ledig auf neutralem Platz bewahrt.

Dies wäre der kurze, vielleicht unerwartete Bericht auf die Frage, die schon fast zum Vorurtheil geworden ist, ob nicht den

Männern des Faches ein wesentlicher Antheil an den mißlichen Zuständen des letzteren anzurechnen sei. Genau genommen stehen wir auf einem freien Felde, das wir urbar und wohnlich machen müssen, und nicht die Vorgänger, sondern uns wird der Vorwurf treffen, wenn dieses literarische Vermächtniß kalt-sinnig in den Hintergrund geschoben und als ein unvermeidliches Uebel geduldet würde. Doch da bisher von den Latinisten die Rede gewesen, sollten wir nicht eine zweite Frage, die ohnehin nahe liegt, hiermit verknüpfen? Die Frage nemlich, ob der lateinische Stil und die darauf gerichtete Schulbildung noch an der Zeit sei. Diese Kontroverse hat, wie bekannt, noch vor wenigen Jahren eine Menge Federn der Idioten in Bewegung gesetzt, auch den Beitritt einiger Schulmänner von der humanistischen Bank gewonnen; für den Augenblick aber ist der Sturm vorübergerauscht, um interessanteren Kämpfen und Wünschen Raum zu geben. Nun sind zwar stichfeste Gründe gar nicht zum Vorschein gekommen: und wie hätte man solche bei denen erwarten dürfen, welche nur flüchtigen Umgang mit dem streitigen Objekt gepflogen hatten, und lieber das langjährige Vorurtheil ausbeuten, welches in allem Lateinschreiben eitlen Phrasenkram und Pedanterie steht. Was aber diesen Gegnern an tüchtigen Gründen und an Sachkenntniß fehlt, das ergänzt die Stimmung der Zeit; denn Niemand kann sich über das Mißbehagen und die einschleichende Rauheit täuschen. Wie leidenschaftlich jetzt die Studien der lateinischen Form abgewehrt werden: darin trifft bereits das sogenannte Publikum mit der akademischen Jugend zusammen, dahin neigen in Thun und Lassen auch akademische Lehrer, und zum größten Erstaunen (wenngleich die Quellen des Uebels nicht verborgen sind) muß

man bemerken, daß im Widerspruch mit dem sonst bewährten Horazischen Sage, quo semel est imbuta recens, servabit odorem testa diu, die zum Theil ehrenwerthen Anstrengungen der Schule frühzeitig verhallen oder schwächer nachklingen, und keinesweges wie früher auf's ganze Leben aushalten. Daher treten die Ankläger mit einer Entschiedenheit und Zuversicht hervor, deren sich der wissenschaftliche Forscher weder rühmt noch bemeistert; sie rechnen und pochen auf immer williges Gehör. Kaum überrascht dann jenes verdammende Wort, in dessen Spitze der verbissene Grimm ausgeströmt ist, das Latein sei gut genug zum diplomatischen Organ, um Gedanken zu verbergen, oder ihren Mangel zu verhüllen. In der That, wenn dahin die Natur und Bestimmung dieses Idioms geht und sein Gehalt in der abstrakten Formel besteht, so müssen wir den neueren Sprachen Glück wünschen, daß sie nur die reine Wahrheit des Gedankens vertragen und alle Kopflosigkeit, alles breite Geschwäg, welches anerkanntermaßen im Latein zum Aerger selbst der Philologen sich aufgespreizt hat, gewaltsam ausstoßen. Indessen sollten die ideologen Tadler — um nur eine sehr populäre Thatfache zu nennen — das lateinische Kirchenlied vergessen haben? Hier ist keine gekünstelte Phrase, kein eleganter Schulwitz oder Versteck der Armuth, im Gegentheil hält sich der Ausdruck von aller Bildung und alterthümlichen Farbe ziemlich fern: und doch giebt es wenige Dichtungen, welche bei gleicher Einfach solche Tiefe des innigsten Gefühls athmen, mit so schlichten Mitteln und lichten Gedanken den religiösen Glauben entzünden könnten. Im Uebrigen lohnt es nicht an einem Streite zu verweilen, der seinem Wesen nach unfruchtbar und tumultuarisch erhoben ist. Das heutige Latein, weiß jeder Sachkundige, hat

gleich der neueren Sprachenfamilie ein modernes Element; die Lateinschreiber befaßen sich mit ihren technischen Objekten, und mit welchen Erfolgen immer sie diese Form behandeln (denn ihre Schaar begreift Meister und Jünger, zünftige und unzünftige), es gelüstet sie nicht nach dem Beifall des großen lesenden Publikums. Auch ist praktisch von mehreren Seiten her der Beweis geführt worden, daß die lateinische Darstellung, weit entfernt ein mechanisches Dressirmittel zu sein, mit der Energie des schärfsten Denkens sich wohl verträgt und schmiegsam in die feinsten Wendungen der Kombination eingeht: man braucht darauf nur Wolf's homerische Prolegomena anzusehen und in den Opuscula von Hermann zu blättern. Um aber auch in der Theorie zu ermessen, wieweit das Latein für jede freie prosaische Komposition tauglich und Sympathieen zur heutigen Bildung besitze, wird eine vollständige Kritik des Sprachschages und der Einflüsse erfordert, welche die wechselnden Perioden der römischen Literatur auf denselben ausgeübt haben: ein vielumfassendes Problem, dessen Werth und Schwierigkeiten wir noch im Verlauf dieser Blätter berühren. Doch wird es nicht überflüssig sein, vorher einen anderen nahe verwandten Punkt in Erwägung zu nehmen.

Daß lateinische Kultur und Sprache mehrere Jahrhunderte lang über Deutschland ruhten, seinen Geschmack unter Vormundschaft hielten und den Geschäftsstil färbten oder barbarisirten, diese merkwürdige Schickung ist ehemals ohne zu lauten Widerspruch ertragen und durch keine feindliche Reflexion gestört worden. Man lebte noch des unbedingtesten Glaubens an das Alterthum, das nur römischen Stempel trug, und die gesammten Anstalten für Unterricht und wissenschaftlichen Beruf, denen die

meisten Wortführer unsrer Literatur entstammten, waren auf römischen Grund gebaut. Erst Herder trat in der dritten Sammlung seiner Fragmente zur deutschen Literatur, welche den Sturm auf alle konventionellen Schranken einleiteten und namentlich die noch unerkannten Reichthümer der Griechen empfahlen, mit den ernstesten Vorwürfen gegen die Schäden der latinisirten Bildung hervor, wodurch die vaterländische Form gedrückt, und besonders die Prosa zur steifen zwitterhaften Schwäche herabgewürdigt sei. Dieser Sturm auf Rom in Germanien wird durch jene feurige Begeisterung und Entschiedenheit des Tones unterstützt, die den jugendlichen Schriften Herder's so wohl ansteht; aber seine Aus- und Einfälle sind rhapsodisch in einander gewirrt, und es fällt schwer, aus den wetterleuchtenden Phantasieen etwas zusammenzufassen, was einer Ordnung von Begriffen und Beweisstücken ähnlich sieht. Die Summe, zum Theil mit seinen eigenen Worten gegeben, ist folgende. Die deutsche Bildung hat sich von den Anfängen an nach lateinischer Form gestaltet, ihr despotisches Gesetz unterjochte die stegenden deutschen Völker und erstikte im Mittelalter den Geist, schnitzelte den Geschmack an spekulativem Unsinn, und drang, durch zwei Mächte der Barbarei, Mönchslatein und gedankenloses Priestertum, befestigt tief in's innerste Mark der Literatur. Die deutsche Denkart wurde zer schlagen, man blieb bei der äußeren Schale, als man nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften zu lernen liebte, was die Alten gedacht, der Zuschnitt aller Gelehrsamkeit war Römisch, und die Sprache kroch meistens unter akademischen oder homiletischen Fesseln. So kam ein Gegensatz zwischen der fremden gelehrten und der Muttersprache auf, als einer Rede des gemeinen Volks, die deutsche Gram-

matik fügte sich einem lateinischen Leisten, die Unterweisung an den Autoren hat einen lateinischen Geist verbreitet, die lateinische Sprache, „die doch fast mehr als alle vorigen Sprachen vom Genie der unsrigen abgeht“, zu einem Hauptzweck erhoben und das urkräftige Regen der Jugend niederbeugt; kurz, an der deutsch-lateinischen Erziehung lag die Schuld, daß Meister, die uns völlig fremdartig sind, unsere Nachahmung bestimmten, während unser Ruhm darin bestehen mußte, zu denken und zu schreiben, wie die römischen Muster an unserem Plage nur gekonnt hätten. Jetzt also werde man statt einer sinnlichen unmittelbaren Sprache, worin der Gedanke zur Form sich wie die Seele zum Körper verhalten solle, frühzeitig in die Fesseln eines gelernten Ausdrucks und in ein Spiel voll gelehrten Bücherwizes geschlagen; der Begriff klassisch führte zur Unnatur und zu kalten unempfundenen Kunststücken, denen man die Freiheit der neueren Individualität opferte; hiervon überzeuge besonders der Satzbau, da die deutsche Periode häufig genug nach lateinischer Norm jene Bedingtheit und schleppende Verkettung angenommen habe, welche dem Ton und Charakter unserer Sprache zuwider sei; ferner habe der lateinische Vortrag schädlich auf das Innere der wissenschaftlichen Darstellung gewirkt, indem hier zum öfteren die Form über den Gedanken herrsche. Das letzte Resultat der vielen Kreuz- und Irrfahrten (er gesteht selbst in einem Labyrinth von verschiedenen Ausflüchten umhergeschwärmt zu sein) ist dieses: von jetzt an bleibe das Latein ein Werkzeug der Gelehrsamkeit, aber die Sprache des Geschmacks, der Künste, der Schönheit muß es nicht werden, und noch weniger der Nation ihre Originalschriftsteller im eigenen Idiom, oder das subjective Recht des ursprünglichen Wortes rauben.

Niemand wird die Wahrheit und das treffende Gefühl verkennen, daß in den Blüten des herberischen Enthusiasmus liegt; sie haben auch ihre Wirkung nicht verfehlt. Unter andern ist von ihnen als ausgemachten Thatfachen der Geschichtschreiber der deutschen Prosa ausgegangen, und nicht bloß wider die vermeinten Ausgeburten der lateinischen Kultur, wie das steife Schnitzwerk der ehemaligen Kanzelberedsamkeit, sondern auch gegen den Urtypus des Stils und der älteren Rhetorik ins Feld gerückt: wir meinen die Standrede auf Cicero, oder was dafür gehalten wird, wodurch Mundt einige Monate lang unter den Fachmännern einen schrecklichen Aufruhr erregte, denn es fielen gar unliebliche Scheltworte gegen den Meister, Zungendrescherei der langen athemlosen Perioden, landstraßennmäßige Regelmäßigkeit der Sätze, Fabrik nach dem rhetorischen Prägestock, wohlgerirter Stil der Gestinnungslosigkeit — und was sonst dem Ciceromastix des 19. Jahrhunderts entfahren ist. Um aber auf Herder zurückzukommen, so hat allerdings die Erziehung im Latein eine Zwingherrschaft über Deutschland ausgeübt, doch trägt sie zum wenigsten die Schuld, wenn die Schwingen des Genies gelähmt wurden, und die Prosa hülflos im akademischen Gewande schlotterte. Auch andere Nationen begannen ihre Lehrzeit unter römischer Formel, aber nicht länger als bis sie zur Einheit in politischer und religiöser Verfassung vorgeschritten waren; sodann setzten sie das fremde Gut auf die Stufe eines propädeutischen Mittels herab. Was hat hingegen den *terrae obedientiae* mehr gemangelt als Gemeingeist und volles Bewußtsein der nationalen Interessen? Man kann nun gerade nicht behaupten, daß die latinistische Kultur in den Jahrhunderten, welche mit Herstellung des Alterthums beschäftigt

waren, uns aufgedrungen sei. Im Gegentheil widerstrebten die Deutschen, wie die Zeugnisse bei Burckhart *Commentarii de linguae Latinae in Germania fatis* klar machen, und sie mochten von der über die Alpen hergekommenen Eleganz kaum nur soviel Kenntniß nehmen, als zur Vertreibung der mönchischen Barbarei, um den „Eiselmist“ der elenden mittelalterlichen Lehrbücher zu bannen, dringend nöthig schien. Damals war die volkstümliche Literatur in ihrer schönsten Entwicklung begriffen, seit die Productivität von Rittern und Zünften an den Kern des Bürgerstandes überging, und die Sprecher des Volkes schlugen einen männlichen Ton, wenn auch in grobkörniger Form an. Aber mit der Reformation nahm die frisch gewonnene Freiheit eine veränderte Wendung. Im besten Sinne, aber nach beschränkter Ansicht, übergab man die Erziehung und Bildung der Nation an die neu gestiftete lateinische Schule, deren halbcholastischer Studienplan in den Universitäten fortgepflanzt wurde. Die Lehranstalten sollten innerhalb des eng gezogenen theologischen Glaubens tüchtige Prediger und christliche Bürger liefern, obenan standen Sprachkenntniß und stilistische Geläufigkeit (*copia verborum*), und zwar nicht etwa genährt durch ausgewählte Muster (denn solche fanden nur zufällig ihren Weg), sondern durch Cato, Syrus, Plautus, Terenz; ungefähr wie späterhin, als das Griechische mit scheuem Schritt unter die Lehrobjecte sich mischte, dessen Repräsentanten vorzugsweise Proletarier waren, ein Aesop, Aelian, Palaephatus, Herodian, neben Hesiodus, Theognis und ähnlichen Moralisten. Bei dieser Dürftigkeit kümmerte man sich wenig um den inneren befruchtenden Gehalt der Autoren; sie wurden mit dem praktischen Hausverstande gemessen und mit so nüchternen Dekonomie

zugerichtet, daß sogar die populären Ausgaben ad modum Minellii, welche nach dem Vorgange von Cellarius fabrikartig in den Anfängen des vorigen Jahrhunderts zu Tage kamen, jene Gegenfüßler der holländischen Gelahrtheit, als ein Fortschritt erschienen. So sind es also, wie hieraus erhellt, freiwillige Fesseln gewesen, die sich Deutschland aus römischen Studien geschmiedet hatte. Doch warum will man nicht auch den wahrhaften Nutzen erkennen, den die römische Literatur noch verstümmelt und in tumultuarischen Probestücken repräsentirt und stif-tete? Als die Gallomanie einbrach und in ihrem Gefolge sich eine wüste Sprachmengerei dem leichtesten Geschmack zugesellte, blieb in der Schulzucht soviel formaler Grund und gesunde Einfachheit zurück, daß in Zeiten des nationalen Aufschwunges Winkelmann und Lessing eine deutsche Prosa, Klopstock den Umriss einer dichterischen Kunst zu schaffen vermochten. Ueberhaupt aber würde Herder anders und gerechter geurtheilt haben, wenn die damalige Schule bereits durch ein nothwendiges Glied ihres Organismus, nemlich den Unterricht in deutscher Literatur und Grammatik sich ergänzt hätte. Von diesem erst durfte man fordern und erwarten, was mit Unrecht an den alterthümlichen Objekten vermist wurde. Zwar ist nach vielen eiteln Experimenten und Umwegen hier gar manches zu thun übrig, um die bisweilen überschwängliche Theorie mit einer methodischen Praxis auszugleichen, namentlich um die Jugend vor den Sandsteppen der Rhetorik und vor neuem Ballast des Gedächtnisses zu be-hüten. Allein das Prinzip steht im Wesentlichen außer Zweifel und wird nicht wieder verloren gehen. Im deutschen Unterricht ist ein unbegrenzter Tummelplatz der Formenbildung enthalten, wodurch die jugendlichen Kräfte des Geschmacks und der Phan-

taste erweckt und zweckmäßig auf die Bahn der unmittelbaren Produktivität geleitet werden; dort fließt der reinste, der durchsichtigste Quell einer freien Bildung, und wessen Gemüth auf diesem heimatlichen Boden erstarkt ist, dem eröffnen sich später fast unbewußt die Mittel, um in genialer Beredsamkeit den klaren Gedanken zu beherrschen. Dennoch täuscht man sich, wenn hierdurch alles gewonnen sein soll. Von jungen Jahren darf man im Wechsel der reisenden Entwicklung keinen Stil begehren, denn dieser setzt Charakter und ein durchgebildetes Individuum voraus; auch sind die Stoffe der Muttersprache zu sehr in die Hand der Subjektivität gegeben und viel zu häufig durch Willkür und zufälligen Dilettantismus, selbst durch modischen Ton bedingt. Gegenwärtig ist das Nivelliren und Ausschleifen aller markigen Formen, man möchte sagen das Abklatschen der Musterbilder weit gediehen, und wir besitzen seit kurzem einen Reichthum in Vers und Prosa, woran die Gewandtheit und volltönende Korrektheit unsere Bewunderung erregt; aber diese glatte Eleganz, die ein wenig von französischem Beischmack verräth, steht Jedermann gleich gut zu Gesicht und rauscht oft ohne Nachhalt vorüber. Wir bedürfen einer Technik von objektiver Art, welche gewissermaßen unparteilich an fremden Stilen übt und noch kein fertiges Eigenthum übergiebt, sondern die Möglichkeit verschafft, die Mittel der modernen Darstellung ohne festgesetzte Manier und launenhaften Schmuck zu handhaben. Eine solche Technik bietet die lange nicht genug genutzte lateinische Stilistik, und wie geringschätzig man immer von ihrer Phraseologie, oder vielmehr vom trivialen Mißbrauch ihres Stoffes denken mag, so wird sie doch unstreitig in Wechselwirkung mit dem deutschen Unterricht erhalten zum gewünschten

Ziele führen. Es ist bloßes Vorurtheil, wenn man ein Er-
 tödten in der Einförmigkeit starrer Typen befürchtet: ein Vor-
 urtheil, das von dürftiger Literaturkenntniß abstammt. Im
 Gegentheil trennt die römischen Autoren, auch solche die gesell-
 schaftlich in verwandten Richtungen zusammenwirken, eine Fülle
 von Differenzen; und im Sprachschatz, oder in Farben der
 Darstellung sind sie so subjektiv und wandelbar, als nur der
 moderne Geschmack fordern und vertragen kann. Dort fehlt
 also, wenn man kritisch zu wählen weiß, kein wesentliches
 Element, um einen individuellen Stil nach Maßgabe der Rede-
 gattungen zu formen: wie sich aus dem zerstreuten, sogar uner-
 kannten Material aller Zeitalter eine frische selbständige Diktion
 gewinnen lasse, welche den klassischen Kern mit der Wärme des
 neueren Idioms verschmilzt, kann namentlich das Beispiel von
 Lovell klar machen. Vielleicht wäre es lohnend die Harmonie
 zwischen den lateinischen und deutschen Sprachmitteln in Ein-
 zelheiten zu verfolgen; aber ein längeres Verweilen bei den
 linguistischen Fragen liegt außer der Absicht dieses Aufsatzes.
 Statt dessen schließen wir mit einigen Worten von Wolf (aus
 seiner Darstellung der Alterthumswissenschaft), die nach mehr
 als dreißig Jahren immer ihre Wahrheit haben: — „indem der
 Schreibende mit gemüthlichem Fleiß die todte Sprache als
 lebend behandelt, nähret er sich, soweit dies thunlich ist, dem
 Empfinden in derselben; indem er vollkommnere Sprachformen
 häufig in Sinn und Feder nimmt, gewöhnt er sich unvermerkt
 auch zu Vervollkommnung der vaterländischen; endlich pflegt
 die erlesene Gesellschaft, in die der lateinisch schreibende tritt,
 manche höhere Tugenden des Stils zu erzeugen, die in unseren
 Sprachen noch selten nach Wunsche gedeihen wollen.“



Indem wir von diesen Seitenwegen allmählich in die Bahn des Themas einzulenken suchen, ist es nicht schwer einzusehen, daß letzteres sich fast nur in Anfängen und vorläufigen Erörterungen bewege. Die Vorgänger hatten ihren Lauf geendigt, ohne mit der inneren Welt der Autoren zum Verständniß gekommen zu sein, und die römische Literatur im Ganzen bestimmt oder gefaßt zu haben. Als nun die Studien hierauf eingehen sollten, kehrte sich die Meinung von ihnen ab, und ehe noch festgestellt worden, worauf ihr geistiger Werth und ihre Beziehungen zur modernen Bildung ruhten, waren sie durch eine neue Wendung der Dinge, besonders aber durch das Uebergewicht der Griechen verdrängt. Diese Literatur ist seitdem aller Willkür der Ansichten und eigenmächtigen Kritiken preisgegeben, und sie darf sich wohl glücklich schätzen, daß der dünne Faden lateinischer Stilübungen in Schulen, deren tiefere Bedrückung hoffentlich aus dem Früheren erhellt, so leidlich sie vor dem unheilbaren Risse sichert. Ein wunderlicher Sprung in der Ueberlieferung des Alterthums, welche doch nicht durch bloßen Zufall Griechen mit Römern verkettete! Diese haben zu jenen den Weg gewiesen und ihre Zukunft vorbereitet; dann wie natürlich den Platz, den sie allein besaßen, zu räumen angefangen und eine untergeordnete Stellung eingenommen; aber auch die Unterordnung unter einen höheren Genius kann in Ehren und mit eigenthümlichem Nutzen bestehen, wenn man nicht etwa mit dem Wahn sich abfinden will, als hätten Jahrhunderte aus fast- und farblosen Kopien ihre Nahrung gezogen. Es ist zwar eine herkömmliche Metapher, die Literatur der Römer als ein nachgeblühtes Reis am mächtigen hellenischen Baume zu bezeichnen; aber nicht leicht konnte man auf ein schiefereß Bild ver-

fallen, welches nur soviel taugt, um an ihm die Verkehrung der Begriffe ohne weiteres einzusehen. Und doch lag eine Berücksichtigung der schwankenden Urtheile nahe genug. Sogleich die Geschichte der deutschen Literatur mag uns belehren, wie häufig selbst eine schöpferische Nation in Formen und Objekten sich von Fremden anregen lasse, damit ihr ein reines Bewußtsein ihrer Kräfte und Aufgaben immer unbefangen vor Augen trete. Was die Römer betrifft, so sind sie zwar in die Schule der Griechen gegangen und von ihnen für eine literarische Thätigkeit erweckt worden, aber niemals gesonnen gewesen, eine bloße Wiederholung in verjüngtem Maßstabe zu liefern. Ihre Literatur, wiewohl nur ein großartiges Bruchstück, ist national gleich irgend einer anderen und in selbständigen Umrissen ausgeführt; überdies zeigt sie mehr Sympathieen mit der modernen Bildung als man ihr auf den ersten Blick zutraut. Denn sie vermittelt sichtbar zwischen dem antiken oder griechischen Alterthum, dem objektivsten Organismus eines in freier Natürlichkeit entwickelten Volkes, und den neueren Literaturen, welche aus religiöser Freiheit erwachsen und auf Ideale hingewiesen in größter Subjektivität aus einander gehen. Zu den letzteren neigt die römische unzweideutig hin; sie springt in Willkür der Anlage, in den mehr konventionell als organisch geregelten Stufen ihres Ausbaues, im Uebergewicht der Gesinnung, des moralischen oder stoffmäßigen Interesses und in vielen ähnlichen Motiven von der alterthümlichen Einfalt ab, und es kann nicht für eillen Zufall gelten, daß gerade ihr die Pädagogik des Mittelalters zugetheilt wurde: man darf sogar hinzufügen, sie müsse stets die Brücke bleiben, die uns zum Verständniß der vielfach entfremdeten griechischen Literatur führt. Zur Erläuterung wird

es nicht überflüssig sein, auf einige charakteristische Züge, wenn auch aphoristisch einzugehen.

Die Literatur des weltherrschenden Volkes hat begreiflich nicht umhin gekonnt, einen vornehmen Charakter anzunehmen und seinen pragmatischen Absichten zu genügen. Als die Römer einen Höhepunkt in der Politik erreicht und ihre Verfassungsfrage zum Schluß gebracht hatten, fanden sie Neigung und einige Zeit, die fertig vorliegenden Schätze des griechischen Geistes ins Auge zu fassen. Diese boten ihnen anfangs wenig ersprießliches, da sie nur aus den Händen gewöhnlicher Semigraeci von Campanien oder Unteritalien kamen, ehe durch Ennius ihnen Achtung vor der Persönlichkeit und Arbeit eines Dichters eingeflößt wurde. Auch zog der Aufschwung, der vom zweiten punischen Kriege und seinen politischen Resultaten ausging, in die Historiographie, und zwar zunächst aus dem unbefangenen Motive, zu forschen über italische Vergangenheit und römisches Alterthum zu verewigen. Weniger schnell suchte man die Beredsamkeit als ein Werk der Schrift und methodischen Studien zu behandeln; das Publikum forderte bis gegen Ende der Republik nicht so hohes als man bisweilen glaubt, die Redner ihrerseits vor dem Urtheil der Zuhörer gesichert, mochten nicht schreiben und vertrauten zu sehr auf individuelle Gaben, auf die Macht des Augenblicks und die Leidenschaft ihrer körperlichen Beredsamkeit, um einer schulmäßigen Technik sich zu unterwerfen. Vielmehr ist man berechtigt, den Werth dieser Naturalisten eher niedrig als hoch anzuschlagen, und selbst Cicero, welcher aus ehrenwerthem Patriotismus ihr Talent im Brutus mit den wärmsten Farben ausmalt, um sie den griechischen Meistern möglichst an die Seite zu setzen, hat in beiläufigen Winken wohl angedeutet,

wie tumultuarisch ihm die früheren Zustände erscheinen. Denn die ältere republikanische Literatur verrieth überall würdige Gesinnung und Eifer, aber geringen Fleiß und noch geringeres Verständniß; sie besaß eine Mehrzahl von genialen aber schlottrigen Talenten, und es trifft sie die in schonungsloser Wahrheit ausgesprochene Kritik des Horaz:

tentavit quoque rem si digne vertere posset;

et placuit sibi, natura sublimis et acer.

nam spirat tragicum satis et feliciter audet;

sed turpem putat inscitus metuitque lituram.

Diese Sorglosigkeit wird weniger überraschen, wenn man die Stellung der römischen Autorenwelt zur Literatur wie billig aus ihrer Lebensordnung erläutert. Die Edlen Rom's weiheten Jahrhunderte hindurch den besten Theil ihrer Zeit einem angestrengten Geschäftsleben, welches ihnen nur vorübergehend Pausen der Erholung offen ließ, doch selbst diese nur um in einer anderen Gestalt, in den ehrbaren Sorgen für Hausstand und ökonomische Verwaltung, mehr dem Staat als sich selber zu dienen. Eine solche Spaltung der Zeit, wovon die Griechen nichts wissen, brachte die Abschnitte der Muße, des minder bewegten otium, in ein Mißverhältniß zur breiten vita occupata: unter verschiedenen Formen gab es auf beiden Seiten Arbeit und praktische That in einem und demselben Interesse (Jeder kennt die Aeußerung des älteren Scipio, Nunquam se minus otiosum esse quam cum otiosus, nec minus solum, quam cum solus esset), und die gar mäßige Frist des Privatlebens war eben ein Beiwerk und nicht geeignet, das Gemüth zur freien schöpferischen Entwicklung zu stimmen. Von Anfang an ist daher den Römern (wie meistens den Modernen) eine libe-

rale, man möchte sagen unelgennütige Schätzung jeder geistigen Kraft, in welcher menschliche Fähigkeit und Neigung einen absoluten Ausdruck suchen, fremd geblieben; sie theilen mit uns den Gegensatz von Theorie und Praxis, und erblicken im Aufwande des edelsten Lebens für Poesie und Kunst eine Thorheit und eiteln Luxus, worüber die levitas der Griechen zu Grunde gegangen sei. Trotz dieser Beschränktheit müssen wir als einen großartigen Zug anerkennen, daß die römischen Staatsmänner in ihr so karg zugemessenes otium die Studien aufnahmen, sobald sie den Werth derselben begriffen und auch in ihnen einen Stützpunkt des Patriotismus erfaßten: sie glaubten sogar einer Pflicht gegen ihre Mitbürger zu genügen, wenn sie von diesem neuen Geschäft gleichsam Rechenschaft gäben. Es war ein schönes Wort des alten Cato im Eingange seiner Origines: clarorum virorum atque magnorum non minus otii quam negotii rationem extare oportere. Daß alles verrieth den besten Willen, aber keine zu behagliche Stellung der Literatur, welche sich auf einem schmalen Raume und in eigens temporirter Luft entfalten sollte. Sie wurde sofort für diejenigen Redegattungen in Besitz genommen, welche der römischen Sittlichkeit und Gesinnung am nächsten standen, also für eine kleine Gruppe, die kein anderes organisches Band zusammenhielt als das nationale Bewußtsein. Man könnte sich z. B. über den frühzeitigen Versuch an einer Gattung, die in der griechischen Poesie eine der letzten war, an der Tragödie wundern, wenn man nicht bald genug bemerken müßte, daß nur ein stoffmäßiges Interesse dorthin leitete, daß statt aller tragischen Ideale Dichter und Zuhörer für heroische Charaktere und kraftvolle Sentenzen sich begeisterten, und dieses Feld als Lummel-

platz moralischer und politischer Ueberzeugungen in Ehren hielten. Künstlerische Berechnung und Tiefe des Plans lagen fern und waren von keiner etwas strengeren Kritik gefordert; hiernach ist es eben so schwierig nicht die vielfach erhobene, selten unparteiisch gelöste Frage zu erledigen, ob die römische Tragödie den Werth einer originellen und gründlich durchgearbeiteten Dichtung besessen habe. Sie gab einen breiten Rahmen für volksthümliches Gefühl ab; in ähnlichem Sinne verfuhrten die Römer an der Komödie. Hier wurden sie weder durch Gesellschaft und Laune, noch durch Sprachvermögen begünstigt, und nachdem sie hinlänglich in Uebertragung der griechischen Muster und Stoffe sich geübt hatten, in allen Spielarten der Fabula palliata oder togata fest und gewissermaßen bühnengerecht geworden waren, ergriffen sie mit richtigem Takte, was sie längst ohne literarische Technik besaßen, die Posse sammt den burlesken Spiegelungen des bürgerlichen Lebens, welche stets in Italien ihre Heimat und Nahrung fand. Daran bekamen sie ein gesundes, noch im späten Kaiserthum ergiebiges Lustspiel und Volkstheater, wo die niederen Schichten der Gesellschaft ohne verschämten Wit ihre derbe Tugend und Sinnlichkeit enthüllten; allein nichts verrieth ein fleißiges künstlerisches Werk, und die Sprache jener Komiker hielt sich trotz mancher genialen Erfindung im trivialen, selbst fehlerhaften Ausdruck des gemeinen Mannes. Und worin bestand der innere poetische Kern dieses momentanen Humors? In nichts anderem als in klugen, praktischen, zuweilen spitzigen Aussprüchen des bürgerlichen Hausverstandes, in den Sentenzen des sogenannten Syrus, welche den Niederschlag der Nationalbühne bewahren. Es würde kaum lohnen, durch eine größere Zahl von Thatsachen zu bestätigen, was sich aus

jeder Analyse ergiebt, daß die Römer seit dem Beginn ihrer geistigen Kultur eklektisch, oder vielmehr Chrestomatisch mit dem überreichen Büchernachlaß der Griechen umgingen, und eine Literatur der Gesinnung, der Reflexion, überhaupt der aristokratischen Gesellschaft zu gleicher Zeit in Vers und Prosa bildeten.

Soweit wäre der Standpunkt klar und angemessen, welchen die Nation niemals aus den Augen verlor; aber nicht so schnell wird die Langsamkeit begriffen, mit welcher trotz des lebhaftesten Eifers die literarische Thätigkeit bis auf Cicero vorrückte. Noch ein Jahrhundert nach ihrem Anfange trägt die Historiographie denselben steifen und kunstlosen Charakter, der Vortrag rollt holprig über einen archaischen Boden, die modischen Schnörkel, womit einzelne (zuletzt noch Sifenna) sich schmücken, verrathen am deutlichsten das Unvermögen, aus der alten Unmündigkeit in einen neuen Zustand überzutreten. Die Beredsamkeit wirkte durch die zum Theil glänzende Persönlichkeit der Redner, aber die Schrift gewann hierbei wenig. Daß die Komödie sogar ein Recht hatte zu schlendern, zeigt ihre vorhin erwähnte Bestimmung, die unteren Stände in harmlosen Lebensbildern zu zeichnen; die Tragödie ließ sich am hochgestimmten Pathos genügen, das in der kraftvollen, mehr durch Selbstgefühl als Grazie geregelten Wortbildnerie des Attius seinen Gipfel erstieg; im Epos wurde zwar kurz vor dem Schlusse der Republik mittelst sorgfamer griechischen Studien (vorzüglich durch Varro Atacinus) ein eleganter Stil versucht, aber keinem gelang ein nationales Epos, das an Wirkung mit den Annalen des Ennius sich hätte messen können. Statt aller bezeichnen zwei Männer, welche das Werden eines neuen literarischen Geistes kaum berührte,

Lukrez und Varro den Höhepunkt der alterthümlichen Bildung: jener ein Kopf von schöpferischer Gewalt und von einer Leidenschaft der Gesinnung, welche den spröden Stoff der Dogmen und Sprachelemente bricht, Varro hingegen der gelehrteste Darsteller des römischen Realismus, beiden aber mangelt das Bewußtsein harmonischer Form, wodurch die subjektive Reflexion mit dem Objekt künstlerisch vermittelt worden wäre. Dennoch hat diese Starrheit und Selbstgenügsamkeit ihren natürlichen Grund. Die Römer waren an die Literatur als Schmecker ohne literarischen Geschmack getreten und, wie man hinzusetzen darf, ohne fortschreitend von einer gesetzlichen Stufe zur andern, gleich den Hellenen, für das Werk der Musen erzogen zu sein. Indem sie nun ein fertiges Material, den geschlossenen Ideenkreis ihrer Nation auch an dieses Gebiet heranbrachten, und mit ihrer ausgezeichneten Fähigkeit, allem fremden ein römisches Element abzugewinnen, den eigenen Besitz durch griechische Zuflüsse bereicherten, trennte sich ihnen unbewußt die Form, und da sie gewohnt waren, zwischen Theorie und Praxis eine Kluft zu setzen, so entging ihnen die Einsicht in den Werth und die strenge Zucht der literarischen Formenbildung. Der Inhalt des Gedankens sollte schon aus sich selber alles erzeugen, das übrige verstände sich ohne weiteres; nach dem Worte des alten Cato: *rem tene, verba sequentur*. Hiermit hing auch die geringe Beschäftigung mit dem poetischen Handwerk zusammen; in augenblicklicher Begeisterung wurde die Versifikation ergriffen, wo sich nichts Gelegeneres fand, man konnte dergleichen Beiläufer eben thun oder lassen: das hören wir nicht etwa aus vereinzeltten Geschichtchen heraus, wie wenn Cicero um eine schlaflose Nacht abzubüßen, in seinen letzten Tagen gegen fünf-

hundert Verse losließ, sondern kein geringerer als Vater Ennius hat das fürchterlich-komische Geständniß, *nunquam poëtor nisi podager*, sich erlaubt. So blieb kein Weg zur richtigen Uebung der Form und des Geschmacks außer einer systematischen Sprachbildung: und gerade hier lag ein wesentliches und hemmendes Uebel. Als die Römer bereits fünf Jahrhunderte politischer Existenz vollendet hatten, war ihre Sprache noch dürr und un gelenk, ohne Sprachschatz und unberührt von der ordnenden Hand eines Gesetzgebers, sie schien nicht einmal über den rohen Taft des Saturnius hinauszukommen, und gestiel sich in *numeri innumeri*. Daß sie noch länger unter Obhut der aristokratischen Familien stand, und dorthier die Gunst der *urbanitas* empfing, war nicht das kleinste Hinderniß des Fortschrittes: die Ueberlieferung wurde dort in ihrer Alterthümlichkeit fortgepflanzt, und der sprachliche Ruhm, den einzelne gewannen (unter ihnen der jüngere Gracchus im vollsten Glanze der Persönlichkeit), kam selten aus Studien, und förderte noch seltener den Gang der Literatur. Ein wahres Urtheil fällt hierüber Cicero (*Brut. 74*): *cuius penes quos laus adhuc fuit, non fuit rationis aut scientiae, sed quasi bonae consuetudinis. — aetatis illius ista fuit laus tanquam innocentiae, sic Latine loquendi*. Kein Wunder also daß Plautus, ungeachtet er den Ton der gewöhnlichen Konversation durch genialen Witz veredelte, doch keine neue dauernde Bewegung einleitete; denn er war der kastenmäßigen *urbanitas* fremd, und ihm deshalb ein tieferes Eingreifen versagt. Diese banale Schranke mußte also gewaltsam gesprengt werden; das geschah aber zunächst, indem man die schlummernden Kräfte der Sprache für Rhythmus und Komposition weckte, und als

man das griechische Ohr begreifen lernte, das heißt, durch Umwandlung des accentirenden Lateins in ein quantitrendes Idiom für Vers und Prosa, wie seine Natur selber forderte. Der Wechsel mochte zuerst unbedeutend scheinen; allmählich aber lehrte die Wägung der Sylben und Wortfüße auch auf Stellung und Auswahl der Worte achten, der Werth der Endungen leitete zur berechneten Wortbildnerci, das Gefühl des Stiles und der Redegattungen konnte nicht ohne das Rüstzeug einer fein und mannichfaltig geprägten Phraseologie bleiben: das letzte Resultat war die Schöpfung jenes geistigen Elements, das vor- dem mangelte, des literarischen Geschmacks, der sich der Nation in Zeitaltern und in hervorragenden Individuen mittheilte. Auf dieser Bahn that Ennius den ersten Schritt, oder besser zu sagen den ersten kühnen Griff, mehr im Drange schöpferischer Kraft, als mit feinem Gehör und bewußter Methode; denn man erweist ihm zu viel Ehre, wenn man ihn für den Gesetzgeber einer völlig veränderten Periode erklärt, während die schweren Spondeen, welche seine, sowie der folgenden Tragiker Jamben und Trochäen zu Boden drücken, und die tumultuarische Verfassung der Sprache statt anderer Merkmale bezeugen, daß Ennius samt vielen Kunstgenossen kein beharrliches Ziel verfolgte. Hier gebührt Cicero der Kranz, dem Meister welcher nicht nur die lateinische Darstellung zur höchsten formalen Tüchtigkeit brachte und mit nicht genug anzuerkennendem Talente zuerst einen lauterem Sprachschatz organisirte, sondern auch zum ersten Male die Schulzucht und die methodischen Gänge der stilistischen Technik erprobte. Nach kleineren Maßen und mit geringeren Mühen versuchten einige seiner Zeitgenossen, wie Catullus und Calvus und der noch verdienstlichere Varro Atacinus, ein

gleiches in der griechischen Schule der Poesie. Allein erst den Dichtern unter Augustus gelang es, dem römischen Geiste auch auf diesem Gebiete die Vermittlung zwischen Inhalt und Form zu bereiten, und die Rechte der Kunst in Uebereinstimmung mit dem nationalen Bewußtsein zu setzen. Ihr einsichtsvollster Wortführer, Horaz, bewies in einer ebenso durchdachten als schlagenden Kritik des zähen Vorurtheils, daß die neue Zeit vom Naturalismus der Alterthümer sich trennen müsse, daß nur von strengster Handhabung des Stils und vom unermüdblichen Studium der Griechen ein Heil zu erwarten sei; und indem er im Bunde mit geistesverwandten Männern die Lehre zur glänzenden That machte, war jeder ernstliche Rückschritt unmöglich geworden. So kamen die Römer fast wider Willen und im Kampf mit angestammter Denkart zur literarischen Form, zur sprachlichen Selbstständigkeit und lebendigen Schätzung von Kräften, deren Quell nicht die Politik war.

Wir dürfen indessen nicht verschweigen, daß diese Reihe von Entwicklungen und Resultaten neuerdings sehr verschieden, und sogar nach der entgegengesetzten Seite hin aufgefaßt worden sei. Röne nemlich hat im Buch über die Sprache der römischen Epiker (Münster 1840) auf empirischem Wege dargethan, daß das Latein in der Werkstatt des Epos ganz veränderte Richtungen in Flexion, Wortbildung und Sprachschatz genommen und hierdurch die früheren, im ursprünglichen Bau der Sprache begründeten Normen, denen namentlich das Drama folgte, zurückgedrängt, mithin einen unheilbaren Schaden erlitten habe. Mit anderen Worten: es ging in zwei Feldlager aus einander, als die Nothwendigkeit des literarischen Fortschritts vom Achaismus ablenken und ein unversuchtes Element herauskehren

hieß. Anstatt diese Zwiespaltigkeit des Sprach- und Schriftwesens in ihren fruchtbarsten Motiven und Erscheinungen nachzuweisen, behauptet Grauert in der Nachschrift zum Koeneschen Buche: die lateinische Sprache sei ihrer Natur nach für Jamben und Trochäen bestimmt gewesen, hingegen weit weniger als die griechische für daktylisches und anapästisches Versmaß, weniger also für Hexameter und Pentameter geeignet; nun aber habe dieser Rhythmus, in dessen Gefolge die strengsten metrischen und prosodischen Gesetze waren, im Augustischen Zeitalter ein Übergewicht erlangt, und indem die hexametrischen Dichter den meisten Einfluß übten, auch einen Schwarm mechanischer Versmacher herbeigezogen: aus solchen und ähnlichen Ursachen müsse man den frühen Verfall der römischen Poesie erklären. Beim Anblick so gewagter Paralogismen begreift man die Ungunst, welche jenen verdienstlichen aber einseitigen Forschungen widerfahren ist: es klingt vermessen, über die Repräsentanten einer großen Epoche, denen die Literatur einen wesentlichen Theil ihres Glanzes und ihres Anspruchs auf fortdauernde geistige Nachwirkung verdankt, zu Gericht sitzen, und den märchenhaften Wahn hegen zu wollen daß sie, wenig mehr als glückliche Parteimänner, den Sprachgenius gewaltsam verkehrt und für immer in eine falsche Richtung geleitet hätten. Eine so verschobene Kritik setzt Grundfehler in der Untersuchung oder enge Gesichtskreise voraus; letzteres zu glauben liegt nahe genug: denn die Verdammniß müßte sich nicht bloß auf das Epos, sondern auf alle Poesie seit Augustus erstrecken, und überdies die Prosa seit Cicero treffen, die zwar höchst subjektiv und wandelbar etwa zwei Jahrhunderte lang in unähnliche Bahnen auslief, aber im Kerne der Komposition und stilistischen Kunst vom Alterthum-

lichen Rom sich fern erhielt. Daran knüpfen wir am schicklichsten eine Bemerkung, welche die sprachlichen Perioden der römischen Literatur angeht; da die Themen gedachter Polemik zu weit über unser Ziel hinaus reichen, um sie mit einiger Ausführlichkeit zu erörtern. Diese Schlußbemerkung soll von neuem an den durchgreifenden Einfluß erinnern, den das Prinzip der römischen Gesellschaft im Sprachsystem geübt hat. Die literarischen Umwälzungen in Cicero's und Augustus' Zeiten sind durch hervorragende Geister eingeleitet und vertreten worden, doch im Einverständniß mit einer erlesenen wohlbefähigten Genossenschaft. Es waren lebhafteste Kämpfe, die im Angesicht der widerstrebenden meistens auf dem praktischen Felde ausgefochten wurden; ihr Sieg führte neue Gesetze und Autoritäten herbei, Studien und Geschmaç suchten sich andere Werkstätten, die Sprachbildung wechselte nach allen Seiten des lexikalischen und phraseologischen Vorrathes hin, in Satzbau, rhetorischen Mitteln und durchweg in Färbung des Ausdrucks. Diese Erscheinungen müssen vielfach an den konventionellen Gang der französischen Literatur und Sprache erinnern, zumal wenn man bedenkt, daß auch deren Schicksal an die Hauptstadt, an gesellige oder akademische Vereine, an Festsetzung eines aristokratischen Sprachgebrauchs, überhaupt an Einflüsse der subjektiven Willkür und Mode geknüpft war; freilich überall an einen von oben her erzwungenen Stempel, der in abstrakte Geschliffenheit ausging, während die Römer einer inneren Nothwendigkeit sich fügten, und weder einen abgeschlossenen Codex des Sprachschazes, noch einen Kreis heiliger Autoritäten anerkannten. Vielmehr wurde jede Stufe durch die nächstfolgende ergänzt und jedes Moment der Bildung auf einem anderen Standpunkt entwickelt;

der Schaden besteht aber darin, daß die gewonnenen Resultate nicht in einander eingriffen, weil jede Gruppe gegen die frühere reagirte und ein aus partikularen Kräften geeinigtes Werk vermittelte. Der Archaismus in Vers und Prosa fand sein Ziel an der Epoche Cicero's und den Dichtern unter Augustus; Cicero schuf sich ein großes lesendes und nachahmendes Publikum, sein Streben wurde noch durch die Parteien der zersplitterten Gegner befördert; nichts ist ferner so bekannt als die Verbrüderung, die klubähnlichen Collegia jener Dichter, wodurch ihre Grundsätze sich läuterten und in raschen Umlauf kamen. Dieses goldne Zeitalter tilgte den alterthümlichen Boden fort und ließ nur wenig von der Vergangenheit stehen; die sogenannte silberne Latinität kehrte sich gegen den Ciceronianismus, und sie hätte den Gipfel der Form und der literarischen Methode erreicht, wenn ihr die Verhältnisse günstiger gewesen wären, und sie minder leidenschaftlich und außerhalb greller Spaltungen zu wirken vermochte. Mit ihr starb der produktive Trieb, und die erschöpfte Nation überließ sich seitdem allen eklektischen Neigungen oder dem trivialen Provinzialismus. Die Geschichte dieser Literatur ist daher zu gleicher Zeit eine Geschichte der gesellschaftlichen und sprachlichen Bewegungen; und ein sicheres Bild des Ganzen wird durch die genaueste Kenntniß sowohl der Gruppen, als auch des individuellen Sprachsages ihrer vorzüglichsten Mitglieder bedingt. Eine wahrhafte Geschichte der lateinischen Sprache besitzen wir aber nicht, und sie mag wol noch länger auf sich warten lassen; denn die sonst ziemlich häufigen Bücher de historia linguae Latinae (unter denen die jetzt wenig beachtete hist. critica L. L. des älteren Walch obenan steht) sind ein Gemisch biographischer und stilistischer Notizen. Das

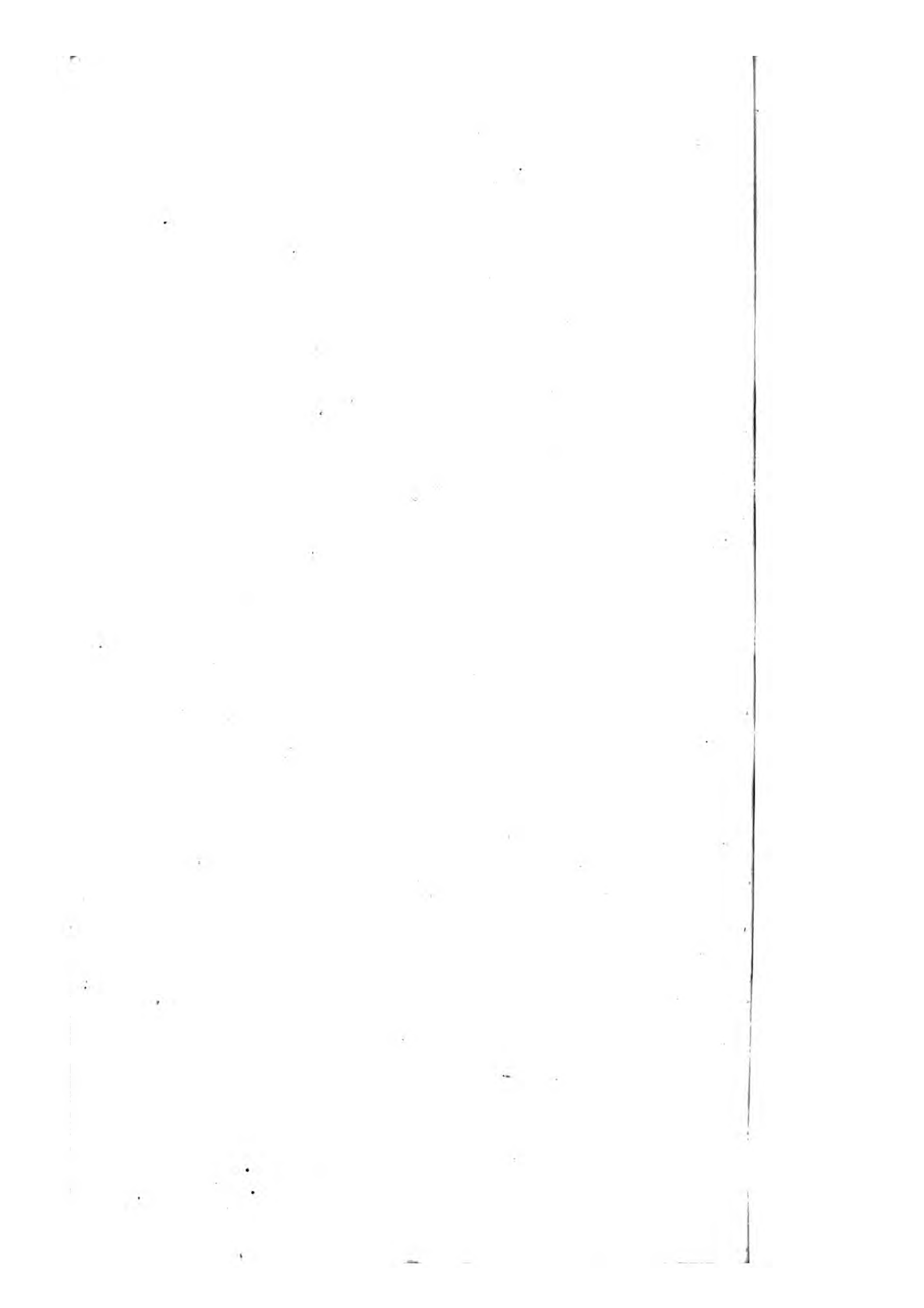
nächste Bedürfniß geht aber auf eine zeitgemäße Revision der Texte, woran die Vorgänger nur zu viel nachzuarbeiten gelassen haben. Zwar ist auch hiefür wie gesagt der Eifer erkaltet; doch glücklicher Weise nicht in dem Maße, daß nicht einzelne zum Theil vernachlässigte Autoren in Sicherheit gebracht würden. Das ehrenwerthe Beispiel von Drelli hat manche Frucht getragen; neuerdings ist sogar Martialis in die Reihe getreten, wir haben die gegründetsten Aussichten auf Seneca, Appuleius und andere nicht geringere Denkmäler, aus denen eine Fülle von Kombinationen zu bilden wäre.

Zum Schluß bleibe nur übrig einen Blick auf gewisse Repräsentanten der römischen Literatur zu werfen, um die Stellung zu beurtheilen, welche sie zur Gegenwart einnehmen oder einzunehmen verdienen. Unter ihnen ist Horaz einer der interessantesten. Ihm hat sich von je her ein unermessliches, aber wenig gesichtetes Studium zugewandt, bis die neueste Kritik der Philologen eine skeptische Richtung gegen seine Carmina ergriff; jetzt aber ist das große Publikum endlich an seinem poetischen Talent irre geworden, und indem es ihn wiewohl mit Achtung vor einem so gescheuten Geiste nach den höchsten Maßstäben der lyrischen Poesie mißt, fällt es immer schwerer, die fast unvermittelte Tradition mehrerer Jahrhunderte mit den ästhetischen Ansprüchen unsrer Zeit zu reimen. Der Boden wird zusehends schmaler, und wenn Vanderbourg noch 1812 versichern konnte, daß Horaz in keinem Lande wie in Frankreich verbreitet sei (freilich mit dem Zusatz, und in keinem Lande weniger verstanden), so hat sich in wenigen Jahrzehnten überall die Scene merklich verändert. Was die Beurtheilung des Lyrikers angeht, so sollte man zwar glauben, daß ein Dichter, welcher an der

Spitze der edelsten und wirksamsten Epoche stand und vollständig seinen Platz ausfüllte, niemals ein wesentliches in den Analysen einer erleuchteten Kritik einbüßen werde. Doch wie es sich immer hiermit verhalte, die horazische Frage ist zu weit-schweifig, um sie in einigen bequemen Federstrichen abzuschließen, auch bedarf sie vieler Details einer wissenschaftlichen Polemik, wozu schon Peetzkamp einen ernstlichen Anlaß giebt. Hoffentlich finden sich ein andermal Raum und Zeit beisammen, daß diesen Aufgaben nach Gebühr entsprochen werde.

Verbesserungen.

- Seite 39 Note ergänze das Citat: Gall. Jahrb. 1839.
- = 60 Zeile 9 von oben für vergehen lies vorgehen.
- = 263 = 10 = unten = ihm l. ihnen.
- = 285 = 8 = oben = unveränderte l. nun veränderte.
- = 288 = 10 = oben = Haltung l. Geltung.
- = 296 = 4 = oben = Wippe's l. Wippo's.
- = 297 = 11 der Note für Neu l. Heu.
- = 299 = 6 von oben = dann l. denn.
- = 348 = 3 = unten = regirt l. reagirt.
- = 350 = 14 = oben = antife l. Antife.
- = 352 = 10 = unten = Voraussehung l. Voraussetzung.
- = 367 = 10 = unten = zu der Reformation l. zu der kirchlichen Reformation.
- = 398 = 7 = unten = Nationen l. Nation.
- = 413 = 8 = oben = Satyren l. Satiren.
- = 415 = 14 der Note für Krone l. Arme.
- = 437 Note Zeile 2 v. u. f. Umwendung l. Umwandlung.
- = 439 Zeile 10 von oben für liebliche l. leidliche.
- = 447 Note Zeile 3 v. u. f. der achtziger Jahre l. des achtzehnten Jahrhunderts.
- = 477 Zeile 6 von oben für Meister l. Muster.
- = 480 = 9 = oben = repräsentirt und stiftete l. repräsentirt, uns stiftete.



In meinem Verlage sind nachstehende Werke erschienen:

Der
Göttinger Dichterbund.
Zur
Geschichte der deutschen Literatur.
Von **N. E. Prutz.**
gr. 8. 1841. Broschirt 2 Thlr.

Inhalt:

Erstes Buch.

Einleitung. — Das achtzehnte Jahrhundert und die Aufklärung. — Begriff und Wesen der Aufklärung. — Die deutsche Literatur vor der Reformation: Meistergesang und Volksgesang. — Die Reformation und die Humanisten. — Einwirkung der Antike auf unsere Literatur: Diph. — Die gelehrte Technik und der französische Geschmack. — Allmälige Erschütterung der conventionellen Poesie. — Die zweite schlesische Schule. — Günther. — Brockes. — Die Pietisten und Thomastus. — Wiederaufleben der Philologie; die Kunst der Alten und die historischen Wissenschaften. — Die Stiftung Göttingens. — C. G. Heyne. — Rückblick auf die Literatur. — Haller und Hagedorn. — Gottsched. — Friedrich der Große. — Literarische Gruppen: Leipzig. — Die Schweiz. — Berlin. — Der Halle-Halberstädtische Kreis. — Wien. — Der Norden und der Rhein.

Zweites Buch.

Göttingen: die deutsche Gesellschaft, Kästner und die Bibliothek. — Voie und Gotter. — Der erste Musenalmanach. — Anschluß jüngerer Dichter an Voie. — Der Bund. — Die Stolberge. — Die Klopstockfeier. — Bürger und die Romanzenpoesie. — Literarische Leistungen des Bundes; seine Stellung zum Publikum und zur Kritik. — Verhältnis des Bundes zu Göttingen. — Literarische und persönliche Beziehungen. — Klopstock und Wieland. — Klopstock's Projecte mit dem Bund. — Trennung des Bundes.

Drittes Buch.

Uebersicht. — Der Hamburger und der Göttinger Almanach. — Voie und das deutsche Museum. — Hölty. — Hahn und Gramer. — Die Miller'schen Romane. — Bürger. — Die Stolberge. — Voß. — Schluß.

Gedichte

von **N. E. Prutz.**

gr. 8. 1841. Brosch. 1 Thlr. 22¹/₂ Ngr.

Inhalt:

Den Dichtern.

Balladen und Romanzen. — Liebesrache. — Der Alchymist. — Bretagne. — Aus Algier. — Die badende Königin. — Die

Mutter des Kosaken. — Der Runenstein. — Am Fenster. — Aller-
seelentag. — Der Räuber. — Das Gericht. — Stumme Liebe. —
Das Echo. — Der Renegat.

Lyrisches. Erstes Buch. — Dichtergruß. — Ausforderung.
— Meeresfahrt. — Gutenberg. — Der Rhein. — Ein Dom in Spa-
nien. — Die Oceaniden. — Um Mitternacht. — Christnacht. — Ein-
segnung. — Den Schwestern. — An G. S. — Einem ältern Freunde.
— Kein Gelehrter. — Herr Frühling. — Liedertafel. — Der Zecher.
— Wirth und Gast.

Lyrisches. Zweites Buch. — Perlen und Lieder. — Früh-
lingsliebe. — Abschied. — Der Abschied. — Herz in Nöthen. — Stu-
dentenherz. — In der Ferne. — Nachts. — Abends. — Lied. —
Sonnette in die Heimath. — Fahre wohl. — Das Wort. — Der
Verlorenen. — Eine Locke. — Die todt Braut. — Vergessen. —
Begegnung. — Frage nicht. — Die Winternacht. — Drei Sonnette.
— Stelldichein. — Tanzlied. — Dichterliebe. — Neue. — Wiederkehr.
— Neues Gelübde. — Bei der Leiche. — Nachtstille. — Liebesahnung.
— Mit Granatschmuck. — Knäuzettel. — Nahe Trennung. — Atlan-
tis. — Brautfeier. — Lieb' und Leben. — Abschied des Mädchens. —
Der Nußbaum. — Gute Nacht. — Das Mädchen spricht: I. Das
große Kind. II. Ungehorsam. III. Traum. — Die Braut. — Weih-
nacht. — Abschied. — Letzter Blick und letzter Gruß. — Jahrestag.

Das Wesen des Christenthums

von
Ludwig Feuerbach.

Belinp. gr. 8. geh. 2 $\frac{1}{3}$ Thlr.

Inhalt:

Einleitung.

Das Wesen des Menschen im Allgemeinen. — Das Wesen der
Religion im Allgemeinen.

Erster Theil.

Die Religion in ihrer Uebereinstimmung mit dem Wesen des Men-
schen. — Gott als Gesetz oder als Wesen des Verstandes. — Das
Geheimniß der Incarnation oder Gott als Liebe, als Herzenswesen. —
Das Geheimniß des leidenden Gottes. — Das Mysterium der Trinität
und Mutter Gottes. — Das Geheimniß des Logos und göttlichen
Ebenbildes. — Das Geheimniß des kosmogonischen Princips in Gott.
— Das Geheimniß der Natur in Gott. — Das Geheimniß der Vor-
scheidung und Schöpfung aus Nichts. — Die Bedeutung der Creation
im Judenthum. — Die Allmacht des Gemüths oder das Geheimniß
des Gebetes. — Das Geheimniß des Glaubens. — Das Geheimniß des
Wunders. — Das Geheimniß der Auferstehung und übernatürlichen

Geburt. — Das Geheimniß des christlichen Christus oder des persönlichen Gottes. — Der Unterschied des Christenthums vom Heidenthum. — Die christliche Bedeutung des freien Cölibats und Mönchthums. — Der christliche Himmel oder die persönliche Unsterblichkeit.

Zweiter Theil.

Die Religion in ihrem Widerspruch mit dem Wesen des Menschen. — Der wesentliche Standpunkt der Religion. — Der Widerspruch in dem Begriffe der Existenz Gottes. — Der Widerspruch in der Offenbarung Gottes. — Der Widerspruch in dem Wesen Gottes. — Der Widerspruch in den Sacramenten. — Der Widerspruch von Glaube und Liebe. — Schlußanwendung. — Anhang. Anmerkungen und Beweisstellen.

Hegel's Lehre von der Religion und Kunst von dem Standpunkte des Glaubens aus beurtheilt.

gr. 8. 1842. Brosch. 1 $\frac{1}{3}$ Thlr.

Inhalt:

Vorrede.

I. Michelet. — II. Fichte jun. — III. Saef. — IV. Der heinerne Esel Saschar. — V. Nitzsch. — VI. Julius Müller. — VII. Leo. — VIII. Bruno Bauer.

1. Biblische Charakteristik dieses Kritikers. — 2. Das theologische Bewußtsein. — a. Der Jesuitismus. b. Das neue theologische Evangelium. c. Der theologische Kleinhandel. d. Die theologische Sprache.

3. Johannes der Theologe. — a. Der theologische Pragmatismus. b. Ungeschickte Composition. c. Die Situationen. d. Widerspruch der Motive. e. Widerspruch der Wundertheorie. f. Die theologische Apologetik. g. Die Ostentation und Ironie des Göttlichen.

4. Die theologischen Synoptiker. — 5. Die schriftstellerischen Wunder. — 6. Die religiöse Anschauung. — 7. Die evangelische Geschichtschreibung.

Hegel's Haß gegen die heilige Geschichte und die göttliche Kunst der heiligen Geschichtschreibung.

Vorbemerkung.

I. Die heilige Welt.

A. Der göttliche Egoismus. — B. Die erbärmliche Persönlichkeit. — C. Die zerriffene Welt.

- II. Der Mangel der einzelnen Künste.
 A. Die Lyrik. — B. Das Drama. — C. Das Epos.
 III. Die heilige Geschichtschreibung.
 A. Der Zweck der Geschichte. — B. Die Mittel der Geschichte. —
 C. Die Objectivität der heiligen Geschichtschreibung.
 IV. Die mythische Erklärung der heiligen Geschichte.
 V. Die überweltliche Schönheit der heiligen Geschichtschreibung.
 A. Die Erhabenheit des Göttlichen über der Form. — B. Die
 Sünde der weltlichen Form. — C. Das heilige Werk.
 VI. Schluß.
 Die Auflösung der Religion in der Kunst.

Lord Byron's sämtliche Werke. Deutsch

von

Adolf Böttger.

**Taschen-Ausgabe in Zwölf Bänden
 mit 12 Prachtstahlstichen.**

Druck, Papier und Format wie Schiller's Werke.

Preis für alle 12 Bände mit 12 Stahlstichen 4 Thlr.

Die Kritik hat sich nur lobend in allen literarischen Organen über die meisterhafte metrische Uebertragung des Herrn A. Böttger ausgesprochen. Durch Legtern ist Byron Gemeingut der deutschen Nation geworden, worauf wir mit Recht stolz sein können. Es ist keine Uebersetzung mehr. Wir hören den großen Lord selbst, seine Leiden und Freuden in unserer Muttersprache besingend.

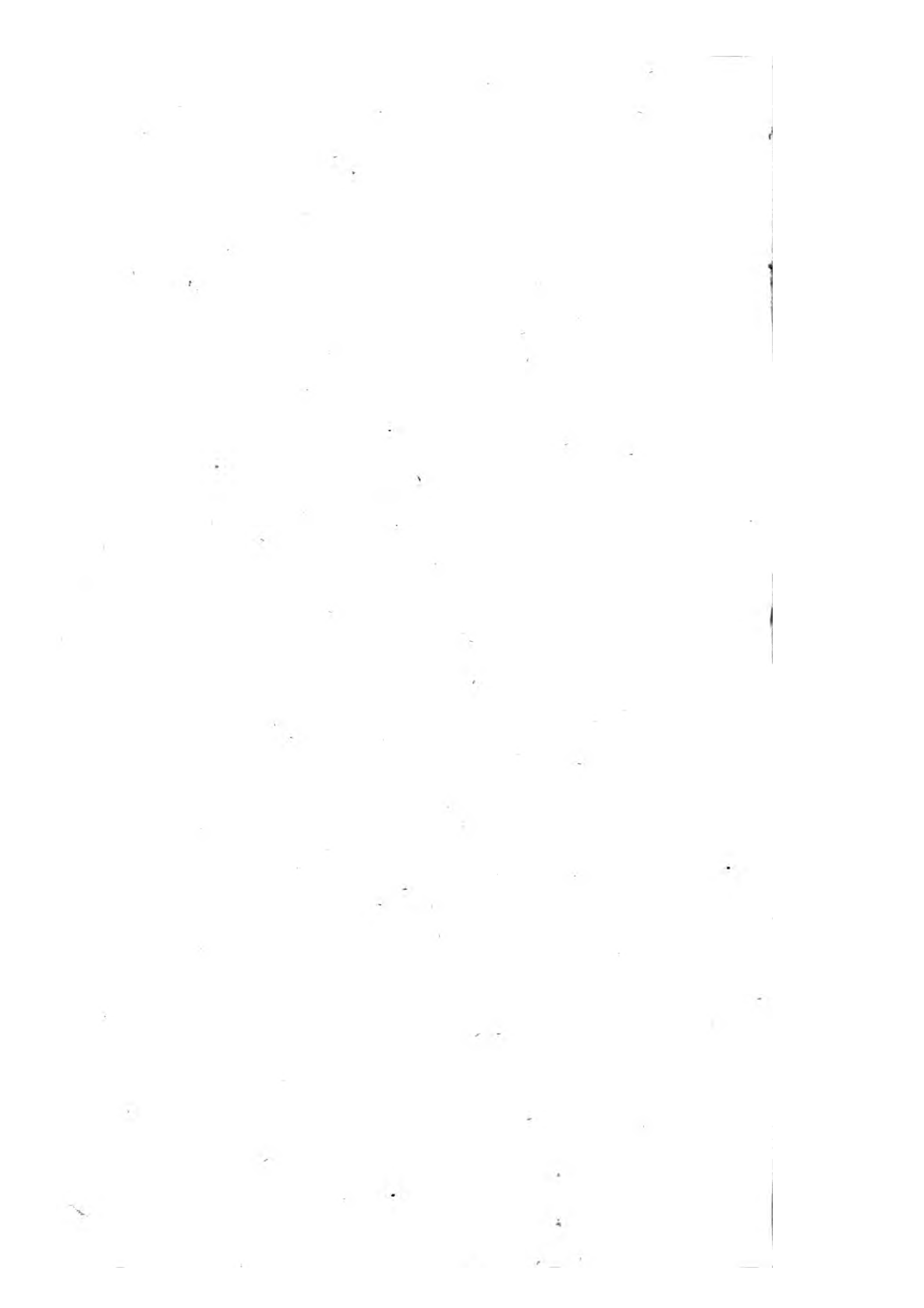
Und welcher Gebildete möchte seinem Sange nicht lauschen?

Inhalt der 12 Bände:

- | | |
|---|--|
| I. Harold's Pilgerfahrt. | VIII. Der Umgeformte. Marino Fallero. |
| II. Giaur. Corsar. Lara. | IX. Die beiden Foscari. Sardana-
pal. |
| III. Braut v. Abydos. Belagerung
von Corinth. Mazeppa. Ge-
fangene von Chillon. | X. Werner. Englische Varden und
schottische Kritiker. |
| IV. Parisina. Insel. Beppo. | XI. Hebräische Melodien. Stunden
der Muse. |
| V. Don Juan. 1.—7. Gesang. | XII. Vermischte Gedichte. Byron's
Leben. |
| VI. Don Juan. 8.—16. Gesang. | |
| VII. Manfred. Cain. Himmel und
Erde. | |

Otto Wigand.

66676195



6312: DS. -



